

Norman Eschenfelder

# MaryJanes Son



## **Das Buch**

Johan van Nistelrooy, ein verbitterter, niederländischer Alt-Hippie mit zweifelhaften Verbindungen zum Vatikan verwickelt einen britischen Priester, zwei Londoner Polizisten und eine junge deutsche Lehrerin in ein Verwirrspiel um Drogenhandel, High-Society und Mord.

## **Der Autor**

Norman Eschenfelder, geboren am 19. Juni 1987 in der Nibelungenstadt Worms, begann schon sehr früh mit der Schriftstellerei. Im Alter von gerade 11 Jahren begann er seinen ersten Roman „Isla Hupia“, ein Abenteuerroman, der sich im Laufe der fast sieben Jahre, die es – bis zur endgültigen Fassung im Februar 2006 - dauern sollte, ständig weiterentwickelte.

„MaryJanes Son“ ist sein zweiter Roman, ein Thriller und nur der Auftakt zu einer Reihe. Er schreibt Kurzgeschichten und Sachtexte, war zwischenzeitlich in der Redaktion einer Tageszeitung beschäftigt und arbeitet derzeit an weiteren Thrillern, einer epischen Sciencefictiontrilogie und einem Kinderbuch.

Vollständige Ausgabe 02/2006

Copyright © 2006 by Norman Eschenfelder

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig und strafbar.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Der Autor behält sich Änderungen am Buch vor.

Umschlagillustration und Umschlaggestaltung:

Norman Eschenfelder

Satz und Layout:

Norman Eschenfelder

Druck und Bindung:

Norman Eschenfelder

Printed in Germany

<http://www.maryjanesson.eschenfelder-official.com>

Norman Eschenfelder

# — MaryJanes Son —

Roman

Erweiterte, vollständig korrigierte  
und durchgesehene Ausgabe

# Auftakt

## **Alle Jahre wieder**

Alle Jahre wieder  
kommt das Christuskind,  
auf die Erde nieder,  
wo wir Menschen sind.

Kehrt mit seinem Segen  
ein in jedes Haus,  
geht auf allen Wegen  
mit uns ein und aus.

Ist auch mir zur Seite  
still und unerkant,  
dass es treu mich leite  
an der lieben Hand.

*Wilhelm Mey*

# Auftakt

Johan van Nistelrooy

## **Das Christkindlein bin ich genannt**

Das Christkindlein bin ich genannt,  
den frommen Kindern wohlbekannt,  
die ihren Eltern gehorsam sein,  
die früher aufstehen und beten gern,  
denen will ich alles bescher'n.  
Die aber solche Holzblöck' sein,  
die schlagen ihre Schwesterlein  
und necken ihre Brüderlein,  
steckt Ruprecht in den Sack hinein.

*Volksgut*



ine Turmuhr läutete, 8 Uhr.

Sonntag, 17. Dezember 2006.

Ein neuer trostloser Morgen in einem Winter, der kaum vorhanden war.

Das Wetter war ekelhaft. Die Sonne schien wie ein Signallicht durch den dichten Nebel, es nieselte und ein kalter Wind pfiß durch den Flur, an dem die alte Tapete sich von der Wand löste, um dem Verderben zu entfliehen. Sie war vergilbt und stockfleckig. Kein schöner Anblick.

Johan van Nistelrooy zog mit kalten Fingern die Post aus dem schmucklosen Briefkasten. Er wohnte in Amsterdam und Amsterdam hatte schon bessere Tage wie diesen gesehen.

Seine Hausschuhe klebten auf dem kalten Fliesenboden, vielleicht sollte er mal wieder gewischt werden. Dass er ihn wischen könnte, daran dachte Johan nicht. Er wendete die Post in seinen alten Händen und blätterte sie durch.

Nichts Neues.

Werbung, Werbung, ein Brief vom Vatikan, eine Postwurfsendung der Lotterie und noch mehr Werbung.

Die Werbung warf er, ohne hinzusehen, in den Müllcontainer, der in dem Flur stand, wie eine Trutzburg. Von Niemandem einzunehmen, nicht mal von Hannibal mit seinen Elefanten. Die Treppenstufen knarrten, als er wieder hinauf zu seiner Wohnung ging. Seine Fußknöchel knackten bei jedem Schritt mit.

Die Sendung der Lotterie öffnete er und wusste schon, was in ihr stand, noch bevor er die Lasche halb aufgerissen hatte. Also ließ er das auch sein. Seine Wohnungstür stand auf und er ging wieder hinein, hier war es warm und gemütlich. Hier roch es angenehm. Er hatte Räucherstäbchen entzündet.

Die Tür warf er zu. Doch sie war schwer und alt. Es dauerte lange, bis sie zugefallen war und das Schloss klackte. Morgens hörte er gerne nur Radio. Beim Frühstück wollte er sich ganz auf sein Brötchen konzentrieren. Mehr schaffte er morgens nicht. Ein Brötchen! Er konnte sich an andere Zeiten erinnern, doch die wollte er ruhen lassen. Es war nichts mehr wie damals.

Er ging ins Bad. Johan van Nistelrooy schaute in den schmutzigen Spiegel. Den sollte er vielleicht mal wieder saubermachen, da waren überall kleine Flecke, von der Zahnpasta. Auf dem Boden lagen Handtücher, er hasste es mit nackten Füßen über die brüchigen Fliesen gehen zu müssen. Johan nahm eines der Tücher und rieb damit den Spiegel ab.

Er legte das Handtuch wieder ordentlich hin und stellte sich drauf, vor das Waschbecken. Als er den Wasserhahn öffnete, sprudelte ihm klares Wasser entgegen, er fing es mit der hohlen Hand auf und nahm es in den Mund. Erst presste er es durch die Zähne und dann gurgelte er damit. Er gurgelte und gurgelte.

Plötzlich bekam er einen Hustenreiz und spuckte das Wasser in das Becken. Es spritzte ihm entgegen.

Verdammtter Raucherhusten.

Er spuckte einen widerlichen Schleimklumpen in das Becken und spülte ihn mit klarem Wasser weg.



Klares Wasser, dafür hatten sie früher auch viel gegeben. Erinnerungen an vergangene Zeiten überkamen ihn. Früher war zwar nicht alles besser gewesen, aber er jünger und das glich doch alles aus. Jetzt kam sich Johan van Nistelrooy so leer vor.

So alt. Die Haut an seinem Hals war die einer Schildkröte, in seinem Gesicht war der Bart ergraut, bevor es noch seine langen Haare getan hatten. Er wusch sich das Gesicht mit duftiger Flüssigseife und damit war seine Morgentoilette komplett und er ging in die Küche, sein Brötchen essen.

Das Radio war leise, gerade laut genug um die Geräusche der Großstadt zu übertönen, die durch die dicken Wände und dünnen Fenster drangen.

Van Nistelrooy setzte sich an seinen hölzernen Esstisch und nahm sein Brötchen aus dem Papierbeutel. Das Brötchen hatte er gestern Abend gekauft, es war nicht mehr frisch aber noch nicht zu trocken. Es war genau richtig. Johan beugte sich vor über seinen Tisch und nahm ein Messer zur Hand. Er saß vor dem Fenster und schaute kurz nach draußen.

Suppe. Der Nebel war dicht und Johan glaubte nicht, dass er sich so schnell verziehen würde. Heute war Sonntag, er hatte keine Lust auf den Markt zu gehen. Er fragte sich gerade, ob ihn jemand vermissen würde, würde er heute zuhause bleiben. Sicher. Seinen Verkaufsstand betrieb er nicht nur um sich finanziell über Wasser zu halten, er brauchte die Nähe zu den Menschen.

Heute nicht, das Wetter war zu schlecht und man begab sich nur aus dem Haus, wenn es nicht anders ging. Seine Gelenke schmerzten, er wollte sich so wenig wie möglich bewegen. Johan halbierte das Brötchen und aß die obere Hälfte, die er lieber mochte,

schmierte er Erdbeermarmelade, die er selbst eingekocht hatte. Er leckte sich die Lippen, aß aber zuerst die untere Hälfte mit Butter und trank dazu eine Tasse Milch.

Als das Brötchen gegessen war, machte sich schnell ein Sättigungsgefühl in ihm breit. Johan van Nistelrooy trug nur einen schwarzen Morgenmantel und seine Unterwäsche. Er ging in sein Schlafzimmer und zog sich eine dunkelblaue Jogginghose an, darüber ein graues T-Shirt und dann schlüpfte er wieder in seine Hausschuhe. Er schaute auf den Wecker. Noch keine halb neun.

Im Wohnzimmer setzte er sich vor seinen Fernseher. Johan nahm die Fernbedienung, die metallisch glitzerte und schaltete den Fernseher an. Ein neues Gerät, groß und mit schlichtem Design. Er stand auf einer wuchtigen Kommode, eine Antiquität. Johans Wohnung war geschmackvoll eingerichtet, sie war sehr persönlich und doch sehr offen und warm. Es gab viel Holz und das war alt. Sehr viel altes Zeug überhaupt.

Johan hatte sich erst vor kurzem von einer Sammlung Sciencefiction-Romane getrennt. Jetzt war das Regal über seiner dunklen Ledercoach wieder ziemlich leer. Aber das war ja nur eine Regalwand. Die Flure, die Abstellräume, das ganze Dachgeschoss, alles war über und über vollgestellt mit Büchern. Büchern aller Art. Johan hatte das noch nicht vielen gezeigt, aber er besaß sogar eine Lutherbibel. Eine echte.

Für die Perry Rhodan – Heftchen hatte van Nistelrooy ein schönes Sümmchen bekommen, das wollte er in ein neueres Auto investieren. Er mochte seinen VW zwar, aber auch an einem Volkswagen ging die Zeit nicht spurlos vorüber. Johan war sich sicher, heute wäre er gar nicht angesprungen, hätte er zum Markt gewollt.

Der kleine Transporter war eine Rostlaube, aber verschrotten würde Johan ihn nicht. Er hatte eine persönliche Beziehung zu dem Auto aufgebaut und es hatte ihm viele Jahre lang treue Dienste erwiesen. Sie hatten zusammen schon viel durchgemacht, dachte er gerade. Er setzte sich auf die Couch, besser gesagt auf die Decke, die auf der Couch lag. Das Leder war immer so schnell schmutzig, deswegen die Decke.

Es lief nicht viel, was er schaute. Nachrichten hatte er schon zu viele gesehen. Es war doch immer dasselbe. Irgendwelche brachten irgendwelche um. Johan fühlte nicht mehr viel, wenn er Leichen sah, er war ziemlich abgehärtet. Die Bilder des letzten Krieges, der letzten Umweltkatastrophe, wirkten noch nach, es würde noch eine Zeit lang dauern, bis er die verdaut hatte.

Es lief eine Quizsendung, von denen gab es auch schon mal weniger im Fernsehen. Als er dann merkte, dass er jede Antwort schon vor der Antwort des Kandidaten kannte, schaltete er um und verfluchte es. Er zappte durch die Kanäle und blieb dann nach einem wahren Bilderrausch bei einer Dokumentation hängen.

Der Titel kam ihm bekannt vor und er war sicher, dass es sich um eine Wiederholung handelte. Dingos in Australien.

Eine schmale, rothaarige Frau mit Dauersonnenbrand auf den knöchigen Schultern erzählte von einer Begebenheit, in der sie eine junge Mutter trösten musste, eine Amerikanerin. Johan erinnerte sich daran, er hatte einen Film darüber gesehen gehabt. Aus den Lautsprechern hörte er die Stimme der Australierin, sie sprach schnell und kaute dabei einen Kaugummi, was ihre Stimme noch mehr schnarren ließ: „Mich würd' ma' int'ressier'n, wo Gott wa' als der Dingo das Baby holte.“

Johan schüttelte den Kopf, das kannte er. Und er fragte sich halblaut: „Gott?!“

Er sprach häufig mit sich selbst, nur um etwas zu hören, das er mochte.

„Ich wüsste nicht, wann ich Gott das letzte mal gesehen hab.“

Johan wusste schon, was die Frau noch sagte: „Irgendwie hat Gott uns ja im Stich gelassen.“

Er musste an all die Katastrophen in der letzten Zeit denken, an all den Terror, die Toten. Es war schon immer so gewesen, aber durch dieses Medium Fernsehen kam es uns Tag für Tag so vor, als wäre es erst seit kurzem so und deswegen sagten viele Menschen, die noch ohne Fernseher aufgewachsen waren: „Früher war alles besser.“

Johan schaltete um und da sah er eine brennende, verkohlte Leiche in einem Auto. Ein Anschlag auf den pakistanischen Finanzminister war glimpflich ausgegangen, man hatte nur den Fahrer und den Finanzminister getötet und umstehende Kinder lebensgefährlich verletzt.

Van Nistelrooy atmete tief durch und schaltete den Fernseher aus, jetzt wollte er in seinen Garten gehen und sich erst mal ablenken. Er schlüpfte in eine dicke Jacke und seine Schuhe für den Garten. Grüne Gummiclogs. Sein Garten war groß und sehr schön. Er hatte ihn gehegt und gepflegt. Es war seine Obsession. Er liebte Pflanzen und es war das einzige, was er wirklich perfekt beherrschte. Es war seine Lebensaufgabe, Gärtner. Er ging keinem regulären Job nach, nicht mehr.

In der Mitte des großen Gartens war ein Treibhaus von ziemlich genau 30m Tiefe und 20m Breite. An der höchsten Stelle war es

Fünf Meter hoch. Hier baute er alles mögliche an, Gemüse, Obst, Hanf. Guter Stoff, für den Heimgebrauch, er brachte es nicht in Umlauf und eigentlich wusste von dieser kleinen Plantage niemand etwas. Johan hasste das Zeug, mit dem Jugendliche sich heutzutage zudröhnten. Gestrecktes Dope. Oder, schlimmer noch, manipuliertes Gras. Johan nutzte es eigentlich mehr medizinisch als zum Genuss. Er spürte auch nichts mehr beim Kiffen und da der Rauch so auf die Bronchien ging, trank er das Marihuana als Tee. Es schmeckte gar nicht mal so schlecht, mit ein paar Spritzer Zitronen- oder Limettensaft war es richtig lecker.

In dem Treibhaus wuchsen auch Blumen, Tulpen und Rosen. Er zog sie schon seit Jahrzehnten und seine Blumen waren sehr widerstandsfähig und haltbar. Er verdiente damit sein Geld, die selbstangebauten Pflanzen zu verkaufen und von seinem selbstgezogenem Gemüse und Obst ernährte er sich.

Heute ist Markt, erinnerte er sich und merkte gleich wieder, dass er heute keine Lust hatte. Irgendetwas musste heute geschehen, etwas Wichtiges, das spürte er, er würde Zuhause bleiben und es abwarten.

Er ging zu einem Werkzeugschrank in dem Treibhaus und nahm eine Schippe heraus und hob einen erdigen Korb vom Boden. Johan atmete tief durch. Hier drin war die Luft warm und stickig. Es erinnerte ihn an Afrika.

Afrika.

Seine Gedanken schweiften ab und er schlenderte durch seinen privaten Garten Eden. In der Mitte des großen Treibhauses stand eine Palme auf einer Insel aus feinem Sand. Hier hatte er sich eine Hängematte aufgestellt, hier war ein Radio, hier war ein Bücherre-

gal. Johan verbrachte den ganzen Tag hier, zwischen seinen Pflanzen.

Manchmal hatte er auch Besuch von dem Nachbarsjungen und dann erzählte Johan ihm von seiner Zeit in Afrika, als er mit seiner Frau noch glücklich gewesen war.

Van Nistelrooy kniete sich vor einen Tomatenstrauch und griff langsam zwischen die grünen Blätter. Sorgsam riss er eine Tomate ab und drehte sie dann im matten, milchigen Sonnenlicht. Sie sah saftig aus und lecker. Er führte sie an seine Lippen und er genoss allein schon das Gefühl der glatten Haut auf seinen dünnen Lippen, er lächelte und öffnete seinen Mund um in die Tomate zu beißen. Sie war köstlich, so köstlich wie sie nur sein konnte. Sie war perfekt. Er hatte viel Zeit, sie so zu züchten. Johan war ganz alleine und war eigentlich froh darüber und doch brauchte er die Nähe der Menschen. An einem Tag in der Woche, an jedem Sonntag, holte er sich seine Dosis menschliche Nähe.

Johan merkte, wie er zu Schwitzen begann. Er würde sich erkälten, wenn er jetzt schwitzte und dann wieder hinaus ging, in die Kälte. Auch wenn es nur ein kurzer Weg zurück ins Haus war, er zog sein Hemd aus und setzte sich in den warmen, trockenen Sand. Er hatte mit dem Bau eines Swimmingpools angefangen, aber ihm fehlte noch das Geld für die Fliesen und die Pumpe. Also eigentlich allem, was einen Swimmingpool von einem Teich oder Tümpel unterscheidet. Er hatte ein Loch gegraben, in Richtung seiner Bananen- und Ananaspflanzen, es war schon betoniert und man konnte schon erkennen, was es sein sollte. Er merkte nicht so recht, wie die Zeit verging, doch plötzlich stand er auf um einige Hanfblätter aus der Trockenkammer zu nehmen.

Johan pfiff ein fröhliches Lied, es war ein altes Lied und er wusste den Titel nicht mehr, aber die Melodie war fröhlich und es musste ein schönes Lied sein. Er verband mit den Tönen ein paar schöne Momente, als er so darüber nachdachte. Der Name des Liedes fiel ihm nicht mehr ein.

Als führe ihn jemand durch einen dunklen Gang, zog er sein Hemd wieder an und lief zurück ins Haus. Gerade als er vor dem Telefon stand, begann es zu klingeln und er fragte sich, wieso er eigentlich aufgestanden war, er hatte keinen Anruf erwartet. Oder doch? Wusste er es wieder nicht und hatte es doch getan? Wahrscheinlich.

Er sah um die Ecke, auf die alte, antike Standuhr und sah die Uhrzeit. Halb elf. Die Zahlen sagten ihm nichts. Die Ziffern waren ausdruckslos für ihn, er konnte sich keinen Reim auf sie machen. Wie lange war er draußen gewesen? Keine Ahnung.

Er hob ab und noch bevor Katherina Verhey ein Wort sagte, hatte er sie schon erkannt.

Daran, wie sie atmete, er kannte dieses Atmen. Langsam und tief, man konnte es hören, wenn man sich darauf konzentrierte. Hatte er sich darauf konzentriert? Nein.

Er hatte es einfach so gewusst. Es war Katherina. Sie war in Südafrika, noch immer. Er schluckte. Und sie rief ihn an. Über seine Telefonnummer.

## Rückblick:

24. August 1974

Es war gerade 14:32 Uhr.

Johan van Nistelrooy hatte keinen Bart und auch seine Haare waren wesentlich kürzer, er sah nicht viel jünger aus als über dreißig Jahre später. Er küsste Katherina und sie saßen auf dem Strand. An der Küste, sie wussten nicht, wie der Ort hieß, wenn es denn ein Ort war. Sie waren hier an Land gegangen. Die Sonne brannte heiß und irgendwie unerbittlich.

Es ging kein Wind. Auch auf dem Wasser gab es kaum Wind. Flaute, die Luft war starr. Deswegen hatten sie ihr kleines Segelboot auch an Land gebracht. Der Sand unter ihnen war heiß. Ihre Körper waren auch heiß und doch brannte der Sand, als wäre er glühend.

Katherina war eine große Frau, sie hatte rotblonde Haare und war auch schon gar nicht mehr so jung, sie war etwa 30. Ihr genaues Geburtsdatum hatte sie ihm gar nicht gesagt, es hatte ihn auch nicht interessiert. Sie wusste auch nicht, wann er geboren war. Es war auch egal, nur das heute zählte für sie. Damals.

Er nannte sie „Häschen“ und küsste ihren Hals. Häschen deswegen, weil sie lange Schneidezähne hatte.

Sie lachte und sie rollten über den Sand.



Er wusste, sie wollte ihm etwas sagen. Doch sie tat es nicht, er hatte eine Ahnung davon, er war vorbereitet, doch er ließ es sich nicht anmerken.

Er hörte sie dann, wie weit weg: „Ich bin schwanger.“

Johan freute sich, das sah man ihm an. Doch er hatte auch Angst. Er nickte nur und küsste ihren Bauch.

Seine Hand war plötzlich feucht von Schweiß, der Hörer rutschte in seiner Hand. Er nahm ihn in die andere und wischte seine Hand am Hemd ab. Der Hörer fühlte sich kalt und schwer an. Ein unhaltbares Gewicht, doch er stemmte es wieder hoch an sein Ohr.

Es war so schwer.

Katherina war am Telefon.

Sie wollte mit ihm sprechen.

Katherina war die letzte Frau, die er geliebt hatte. Er hatte es gelernt, sie nicht zu sehr zu vermissen. Die Frauen, die er geliebt hatte.

Katherina, er hatte gelernt sie nicht zu sehr zu vermissen.

Das dachte er. Aber so war es nicht.

Das wusste er auch, so war es nicht.

Er hatte oft an sie gedacht.

An Katherina.

Seine Lippen klebten zusammen, sein Mund war trocken. Er bekam ihn nicht auf.

Ihre Stimme war sanft: „Guten Morgen, Johan.“

Er bekam kein Wort heraus. Er bekam den Mund auf, doch kein Wort heraus.

Er räusperte sich.

Johan musste schlucken.

Diesen Anruf hatte er nicht vorhergesehen, es war nur eine Vorahnung gewesen und es hatte ihn hierher gebracht, vor das Telefon, genau dann, als es läutete.

„Hallo, Katherina.“

## Rückblick:

12. Januar 1975

Punkt 12:00 Uhr auf der Uhr im Gang

Johan rieb sich seine Augen. Er wischte seine Tränen fort. Es war ein Gang in einem Krankenhaus. Es war eine schwüle Luft in dem Gebäude. Johan schwitzte, er saß auf dem Gang und er hörte Katherina. Er war so hilflos. Niemand war bei ihm.

Katherina schrie unter Schmerzen.

Johan schlug sich seine Hand ins Gesicht. Fest. Er biss sich auf seine Zunge und seine Lippe platzte auf.

Sein Blut, er schmeckte es und sein Gedanke war: Das wird heilen. Aber nicht alles würde heilen, das war ihm klar.

Dieser Tag war schlimm. Er würde alles verändern. So viel. Er wusste es.

Sein Baby war schon tot.

Die Ärzte versuchten alles, was ihnen möglich war, doch es brachte nichts. Es war aussichtslos.

Er hörte sie noch immer schreien. Johan van Nistelrooy wusste nicht, ob sie noch schrie. Aber er hörte sie. Er würde sie jede Nacht hören, wie sie jetzt schrie.

In dem Gang hing ein Kruzifix.

Johan stand schreiend auf.

Es war niemand auf dem Gang, als er das hölzerne Kreuz mit dem tönernen Jesus auf dem Boden zerschmetterte.

„Wieso hast du mich nie angerufen?“, fragte Katherina und ihre Stimme war so schön. Sie klang so, wie damals.

Er schluckte wieder. Und wieder. Sein Hals tat weh. Dann tat sein Rücken weh, sein Nacken. Er spannte seinen ganzen Körper an, als erwartete er Schläge. Die ausblieben.

„Ich hatte Angst dich anzurufen.“, sagte er darauf und es war so. Er hatte auch jetzt noch Angst davor, mit ihr zu sprechen. In diesem Moment. Er hatte Angst. Richtige Angst.

Katherina fragte ihn, wovor er denn dabei Angst hätte.

Er hatte es doch gesagt, er hatte Angst davor mit ihr zu sprechen. Er sagte aber: „Ich hatte Angst dich zu verletzen.“

Und, oh. Das stimmte auch. Er hatte Angst davor, dass alles noch schlimmer wurde.

Katherina klang traurig und er stellte sich vor, wie sie jetzt wohl aussah, wie sie mit ihm telefonierte und er konnte den Schmerz spüren. Ihren Schmerz und er wollte ihn auf sich nehmen.

„Es ist jetzt so lange her.“

Johan nickte, 31 Jahre.

Sie sagte diese Zahl. Diese unglaubliche Zahl: „31 Jahre.“

Ihr Kind wäre jetzt erwachsen, hätte vielleicht eine eigene Familie. Aber so hatte es nicht kommen sollen.

Johan wiederholte es: „31 Jahre.“

## Rückblick:

Dieser Morgen.

17. Dezember.

Ein neuer trostloser Morgen in einem Winter, der kaum vorhanden war.

Er war gerade aufgewacht.

Sein erster Gedanke an diesem Morgen war: „Ruf Katherina an. Ruf sie an und sprich mit ihr. Sag ihr wie leid dir alles tut.“

Doch dann rief er sie nicht an.

Es war sein erster Gedanke an jedem Morgen, in jedem Jahr. Die Jahre, die wie Tage und Wochen an ihm vorbeiging.

„Ruf Katherina an.“

Dann dachte er: „Katherina hat jetzt bestimmt eine Familie. Wenn sie überhaupt noch lebt.“

Dabei wusste er in seinem Inneren ganz genau, dass sie noch lebte, dass sie keine Familie gegründet hatte.

„Sie will doch gar nichts mehr von mir wissen. Ich habe ihr Leben zerstört. Ich war es und den selben Fehler werde ich nicht noch einmal begehen. Sie hat mich sicher schon vergessen, verdrängt.“

Dann stand er auf um seine Post zu holen.

Katherina sprach ganz sanft: „Was hast du denn heute vor?“

„Nichts. Ich wollte auf den Markt gehen, lass es aber bleiben.“

Er konnte es nicht glauben, jetzt mit ihr zu sprechen. Tränen rannten seine Wangen hinab und flossen in seinen Bart. Johan musste sich setzen.

„Auf den Markt?“

„Ja.“, er zog einen Klapphocker zu sich und klappte ihn auf. „Ich verkauf dort Gemüse und Obst.“

Sie lachte. „Du bist Gärtner, immer noch.“

„Ja, immer noch.“

Er konnte es nicht fassen, wie sehr er sie noch liebte, dass sie jetzt noch mit ihm sprach. Zum Glück saß er auf dem Hocker.

„Ja.“, seine Stimme klang inzwischen verheult. Er räusperte sich.

Katherina sprach weiter mit ihrer sanften Stimme: „Das scheint deine Bestimmung zu sein.“

Er lächelte darüber, seine Bestimmung.

Johan sagte es: „Ich liebe dich noch immer.“

Er hörte, wie sie schluckte und schniefte.

„Lass uns reden. Heute Abend. Ich habe deine Adresse und steige gleich in die Maschine.“

Jetzt hörte sie ihn schlucken.

Sein Blick schwamm, ihm wurde schlecht. Das konnte doch gar nicht sein, er träumte bestimmt nur.

Johan begann zu wimmern und dankte Gott.



## Rückblick:

14. März 1975

Ziemlich genau 6:24 Uhr.

Als Johan Katherina verließ, hatte er auch Tränen in den Augen. Aber es war besser so, als anders. Er konnte nicht bei ihr sein. Sie brauchten Abstand. Es war soviel geschehen, dass sie beide auseinander brachte. Er konnte es nicht rückgängig machen. Johan war so hilflos, niemand war für ihn da.

Es war ja auch nicht so, dass sie einander nicht mehr liebten. Sie standen auf dem Rollfeld des Flughafens und es war früher Morgen. Niemand anderes war auf dem Rollfeld. Und nur eine Maschine stand hier. Alleine für ihn.

Er wollte sie im Arm halten, doch sie wand sich aus seinem Griff und gab ihm einen Kuss auf die Wange. Seine Schultern hingen schlaff an ihm herunter. Er hatte alle Kraft verloren und jetzt auch noch seine Frau. Alle Kraft, er fühlte sich so schwer und wollte sich auch gar nicht mehr bewegen.

Er wollte jetzt nur noch sterben und im Boden vergehen. Das konnte er aber nicht. Er sah, wie stark sie noch war. Er wollte sie an sich drücken und sie nicht mehr loslassen.

Ewiger Schmerz.

Wieso musste das immer wieder geschehen. Johan antwortete nicht, als ein junger Mann, ein junger Novize ihn rief, ein Teenager: „Vater?“

Der Novize hatte ein knochiges Gesicht und bleiche Haut, er war auch einer der verstoßenen Söhne des Vatikans.

Johan schaute der Frau nach, die er mehr liebte als Alles andere. Er schaute Katherina hinterher, wie sie zur ihrer Mutter lief. Ihre Mutter schaute ihn weiter an, als sie ihre große Tochter in den Arm schloss. Und er wusste, was sie dachte. Er hatte ihr nur Unglück bereitet. Johan nickte. Er antwortete ihr ohne etwas zu sagen.

Er drehte sich um und ging die Treppe hinauf. Johan fasste sich, sollte es das nun gewesen sein? In seinem Kopf brannte etwas. Es war ein Hass, ein ungesunder Hass.

„Vater, wir wollen los.“, versuchte der hässliche, junge Novize ihn anzutreiben. Johan baute sich vor dem Jungen auf und blinzelte seine Tränen fort. Er stieß seine flache Hand gegen die Stirn des Jungen und sein Verstand schrie dabei: „Ich bin nicht dein Vater, ich bin niemandes Vater!“

Der junge Novize hatte es gehört und senkte demütig seinen Kopf. Er trat einen Schritt zurück und schaute ihn nicht mehr an. Demut beherrschte er. Das hatte man ihn gelehrt. Er hatte keinen Nachnamen, den hatte man ihm nach der Geburt genommen. Man hatte ihm seine Mutter genommen. Er war der Sohn eines Kardinals und einer jungen Nonne, die so alt war wie er jetzt, als sie ihn gebar.

Johan hasste.

Johan hasste den Jungen.

Der Junge hatte nur einen Vornamen, einen Namen wie Viele. Er hieß einfach nur Thomas.

Johan ging durch das leere Passagierflugzeug, er konnte sich aussuchen, wo er sitzen wollte. Er wollte nur seine Ruhe und ließ

sich einfach auf eine Bankreihe fallen, als er keine Kraft mehr hatte. Seine Beine sackten ein und er fiel auf das grüne Polster. Es war teurer Stoff. Es war eine Maschine des Vatikans.

Jetzt hatten sie ihn wieder.

Jetzt war alles vorbei.

Oder wieder Zeit für einen Neuanfang.

Johan legte auf, als sie fertig waren. Er ging in die Küche und machte sich einen Tee. War das der Grund, dass er nicht auf den Markt gegangen war? Hatte er schon den ganzen Tag gewusst, dass Katherina ihn anrufen würde, zu ihm kommen würde? Es war möglich. Sicher war es möglich.

Er dachte nach und legte das getrocknete Hanf in eine Glaskaraffe die er schon seit Jahrzehnten täglich benutzte und die deswegen schon ein wenig trüb war. Johan freute sich, er war sehr zufrieden. Aber irgendetwas war noch, da war er sich sicher. Vielleicht konnte er es noch gar nicht erfassen, was gerade geschehen war.

Das war möglich. Sicher war das möglich.

Johan setzte den Wasserkocher auf und das Wasser kochte schnell, es war ein teurer und neuer Kocher. Er hatte sich vor Kurzem komplett neu eingedeckt. Irgendwie war alles, was ihm dreißig Jahre lang gut gedient hatte, in ein paar Monaten kaputt gegangen. Johan wusste, so was nannte man in der Betriebswirtschaft geplante Obsoleszenz. Heute wurde die geplante Veralterung weit niedriger angesetzt. Eine moderne Waschmaschine hielt gerade mal 10 Jahre, wenn überhaupt, dann ging ein Teil kaputt, das in der Reparatur mehr kostete als eine ganze neue Maschine, dabei war es nur ein Stück Gewinde, ein Zahnrad oder ähnliches.

Er nahm den Kocher und goss das Hanf mit Wasser auf und setzte sich an seinen alten, gepflegten Küchentisch.

Er nahm ein Messer und halbierte ein weiteres Brötchen, er glaubte es essen zu können. Dann öffnete er die Briefe.

Er las, dass der Vatikan seine Unterhaltszahlungen weiter senkte und er zerknüllte das Papier verächtlich, seine gute Laune konnte

ihm das nicht nehmen. Das Papierknäuel rollte vom Tisch, er schnippte es in die schwarze, runde Mülltonne.

„Volltreffer.“

Da bekam er plötzlich den Gedanken keinen Tee zu trinken. Auch wenn ihm das nicht so recht gefiel. Er vertraute seiner Eingebung und stellte den Tee in der Glaskaraffe wieder ab, den er gerade angehoben hatte um seine Tasse aufzufüllen.

Aber etwas trinken wollte er schon. Also schmierte er erst mal sein Brötchen und dann öffnete er ein großes 2L Paket Orangensaft. Ein Tetra Pak. Noch so ein Ding, das nicht schlecht war, obwohl neu.

Da ging ein Ruck durch ihn und der Orangensaft platschte auf den Boden. Der Karton fiel aus seinen Händen. Vor seinen Augen wurde es schwarz.

Dann sah er Martin, seinen kleinen Freund, den Nachbarsjungen und die Schemen eines Lasters. Dann blitzte es vor seinen Augen und er sah, wie der Orangenkarton zu Boden fiel und der Orangensaft herausspritzte.

Er hörte einen Knall. Ein Quietschen von Reifen, dann Stille.

Johans Beine hatten keine Kraft mehr.

Er sackte einfach ein und seine Arme fingen ihn auf, als er in den Orangensaft fiel.

„So 'n Shit!“

Er sprang auf und war froh, den Tee nicht getrunken zu haben. Sonst hätte er nicht gesehen was geschah und auf den Knall nicht reagiert.

Er rannte hinunter und wusste sofort, wo es geschehen war. Er sprang hinter einen Müllcontainer und lief um das Heck des Lastwagens herum. Der Fahrer am Steuer war wie erstarrt.

Johan war wütend auf ihn, er rührte sich nicht vom Platz und schaute ihn nur an. Wie in Trance.

Johan sah einen Jungen an der Wand liegen, unnatürlich verdreht.

Er war tot.

Es war Nachbarssohn Martin.

## Rückblick:

Sonntag, 12. Mai 1996

Die Turmuhr hatte vor 12 Minuten 8 Uhr geläutet.

Johan lud Pappkartons aus seinem Auto aus. Aus dem alten VW-Transporter. Es war Sonntag, Markt.

Die Luft war frisch und eine kühle Brise ließ Johan frösteln. Er hatte Fieber, kein Grund nicht unter Menschen zu gehen.

Er brauchte ihre Nähe, dann ging es ihm bestimmt bald besser. Johan machte sich keine Sorgen, einen von ihnen anzustecken.

Eine junge Frau mit Kinderwagen kam zu seinem Stand.

Er bemerkte sie gar nicht und holte eine weitere Kiste aus seinem Bus.

Sie nahm einen Bund Sellerie und roch daran. Das Gemüse roch frisch und gesund, sehr appetitlich. Die Trauben strahlten sie an. Sie erlaubte es sich, eine zu stibitzen. Johan sah es und lächelte. Er sagte nichts.

„Sie sind doch Herr van Nistelrooy.“, stellte die junge Frau fest. Sie hatte ihr mattes dunkles Haar zum Pferdeschwanz zusammengebunden und trug eine helle Jeanslatzhose. Johan van Nistelrooy zuckte bei dem Namen etwas zusammen. Es kam nicht oft vor, dass er seinen Namen hörte. „Ja, wieso?“

Dann sah er wer sie war. Er wischte sich seine Hände an der Jeans ab und reichte ihr die rechte.

„Sie sind meine neue Nachbarin.“, sagte er.

Sie lächelte und sagte dann beunruhigt: „Sie sind ja ganz heiß.“

Er kam um seinen Stand herum.

„Ja, Fieber.“

„Sie haben Fieber und gehen trotzdem auf den Markt?“

„Mmh, ich brauche die Leute, die frische Luft. Morgen geht es mir wieder gut. Ich bin nie lange krank.“

Johan kniete sich vor den Kinderwagen und sagte: „Und das ist der kleine Martin.“

Sie sah etwas erstaunt aus: „Woher wussten sie das?“

„Von unserem Vermieter.“

Er betonte das „Vermieter“ etwas seltsam, doch sie bemerkte es nicht, sie nahm ihren Martin aus dem Wägelchen.

Mit großen Augen schaute der Kleine Johan an, als wüsste er, wen er da vor sich hatte. Johan nahm ihn auf den Arm.

Der Kleine himmelte ihn an.



Blut lief aus Martins Nase.

Johan war so verdammt froh, den Tee nicht getrunken zu haben. Er sagte in den Himmel: „Nimm ihn mir nicht.“

Mit viel Gefühl.

Und ein Regentropfen fiel in sein Gesicht, wie eine Träne des Himmels, der den toten Martin beweinte.

Johan atmete tief durch.

Der Lastwagenfahrer schaute ihn an.

Van Nistelrooy presste seine Hände vor der Brust fest zusammen. Er flüsterte ein paar Verse auf Latein und legte die Hände auf Martin. Eine Hand legte er auf die Stirn, die so heiß war, und doch tot.

Johan legte den toten, kleinen Jungen gerade hin. Er begann zu weinen, er spürte, wie die gesplitterten Knochen in dem kleinen Körper sich bewegten und das Gewebe noch mehr zerstörten. Die Zellen begannen zu sterben. Johan musste sich beeilen. Er presste seine Hand fest auf die Stirn und drückte den Kopf auf den kalten Steinboden, die andere Hand, die linke, drückte er auf die Brust, das Brustbein war eingedrückt. Der ganze Brustkorb zerquetscht. Johan wusste genau, was passiert war.

Der LKW hatte den Jungen auf seinem Fahrrad erwischt. Martin trug keinen Helm, er hatte einen Schädelbasisbruch. Martin wurde vom Fahrrad gegen die Wand geschleudert. Das war der Knall gewesen. Das Quietschen kam von den Bremsen des Trucks.

Er drückte fest auf die Stirn und die Brust.

Johan war froh, sich dem Fortschritt nicht verwehrt zu haben. Er hatte sich ein Mobiltelefon gekauft und trug es immer mit sich. Auch jetzt.

Niemand war auf dieser Straße. Er wusste nicht, ob das gut oder schlecht war.

Dann begann es.

Eine Wärme durchströmte ihn, er sah Lichtblitze vor seinen Augen und sein Magen krampfte sich zusammen.

Er begann zu zittern und atmete langsam aus.

Und wieder ein.

Mit jedem Atmen wurde ihm wärmer.

Energie durchströmte ihn.

Mit einem Stoß sog er die kühle Luft wieder ein. Er hatte die Macht über sich und die Energie, die Kraft. Es war ihm, als würde das Leben, das in ihm wohnte, in die Arme und von dort in die Hände wandern. So war es. Ihm wurde schwarz vor Augen.

Er kniff sie zu, alles begann sich zu drehen.

Johans Herz setzte aus und er begann zu stöhnen, er atmete aus und Martins Herz begann wieder zu schlagen.

Johan lockerte seinen Druck auf die Brust und er merkte, wie die Brust sich hob. Martin atmete ein.

Johans Hände waren wie taub, er schmeckte nichts und roch nichts. Er sah nur Dunkelheit. Doch er fühlte, wie die Nervenstränge im Nacken des Jungen wieder zusammenwuchsen.

Johan van Nistelrooy war sehr angestrengt.

Der Schweiß brach ihm aus.

Zwischen seinen zusammengekniffenen Augen tränkte Blut hervor.

Er machte ein Geräusch, als würde er ersticken.

Martin öffnete seine Augen.

Es dauerte ein wenig, bis er wieder klar sah.

„Johan?“, fragte er erstaunt.

Johan streichelte über Martins Gesicht und begann zu husten, er zitterte sehr stark. Johan öffnete seine von Blut verklebten Augen. Dann, nach dem nächsten Durchatmen, war er wieder ganz normal.

„Ich war tot ...“, sagte der Junge und verstand.

Er nickte und lächelte.

Johan legte seinen Zeigefinger an die Lippen des kleinen Martin. Schweigen.

„Hast du Schmerzen?“

„Ja, meine Bauch und mein Kopf.“, antwortete der Junge benommen.

„Ich rufe einen Krankenwagen. Oder willst du lieber fliegen?“

„Helikopter?“

„Klar, ich muss es nur sagen.“

„Cool.“

„Cool.“

Johan stand auf und seine Knie taten ihm weh, er biss seine Zähne zusammen und zog sein Handy aus der Hose. Er rief den Notruf und sagte dann: „Ich habe den Jungen schon untersucht. Er hat ei-

ne Schädelfraktur. Kommen sie so schnell sie können, am Besten mit einem Helikopter, es sieht sehr schlecht aus.“

Er zwinkerte Martin zu.

„Ja, er ist bei Bewusstsein.“

Er beantwortete noch einige Fragen.

Dann steckte er das Telefon wieder weg und streichelte die Wange des Jungen.

„Wo ist deine Mutter eigentlich?“, fragte Johan und versuchte es sich bequem zu machen. Er kannte die Antwort.

„Sie arbeitet.“

„Sollen wir sie anrufen?“

„Wäre vielleicht besser.“

Er wählte ihre Nummer.

„Woher kennst du denn ihre Nummer?“

Er tippte Martin auf die Stirn.

„Daher.“

Das Telefon wählte.

„Hallo, hier ist Johan. Ich weiß, du hattest so ein Gefühl, hab ich recht?“, fragte Johan Martins Mutter ganz ruhig.

„Ja, was ist denn passiert.“, sie hatte Angst, das wusste er und hörte man.

„Bleib ganz ruhig. Ich bin bei Martin, er wurde angefahren.“

Sie blieb ruhig, er beruhigte sie, auch wenn er nicht bei ihr war.

„Wie geht es ihm?“

„Ich gebe ihn dir.“

Er hielt das Handy an Martins Ohr.

„Hallo Mama, mir geht es gut. Johan war da ...“

„Ich verstehe.“

Sie brauchte sich keine Sorgen zu machen.

Johan war da.

Van Nistelrooy wusste, dass die Unterhaltung zu Ende war, er nahm das Telefon an sich, er verabschiedete sich und sagte ihr, dass er zu ihr kommen würde.

Martin schaute in den Himmel, wie es nur Kinder können.

Johan: „Ja, ich weiß. Gleich wird es Hageln. Aber inzwischen kann ich dich bestimmt bewegen.“

„Der Helikopter kann hier nicht landen.“

Johan nickte ruhig. Sie würden im Garten landen.

Der Lastwagenfahrer war noch immer in einem Schockzustand. Seine Augen waren stumpf, er war geistig abwesend. Es war, als wäre sein Körper eine leere Hülle und seine Seele würde davon treiben, haltlos.

Johan stand auf und klopfte an die Tür des Lastwagens. Es kam keine Reaktion von dem Fahrer, der den Jungen umgebracht hatte. Eigentlich kein Wunder, bei dem Wunder, das er gerade eben sehen durfte.

Martin richtete sich schon auf. Er trug eine Jeans und einen blauen Pulli. Mit 9 Jahren war er schon ziemlich groß, aber auch ziemlich dünn.

„Hey, du ...“, dann sah Johan, dass es doch schon ging. Der Junge konnte sich von alleine aufrichten. Er half Martin hoch und da fielen schon die ersten Graupeln vom Himmel.

Johan ächzte, als er den Jungen hochhob und ihn in den Hausflur trug. Es begann zu Hageln. Aber nicht so stark.

Vorsichtig setzte Johan sich auf die kalten Fliesen und nahm Martins Kopf vorsichtig auf seinen Schoß. Er lehnte an der Wand und dem Müllcontainer.

Martin lächelte entspannt: „Wir hätten meine Mutter gar nicht anrufen brauchen.“

„Das mussten wir schon machen.“

„Ja klar, ich meinte nur.“, er strahlte, wie damals, als er Johan das erste mal gesehen hatte.

Van Nistelrooy streichelte über Martins Gesicht.

Die Haustür war offen und ein kühler Wind schnitt durch die Luft. Hagelkörner prasselten auf den Beton der einen Stufe, die in den Flur hinein führte. Der Beton war rissig.

Die Körner explodierten bei dem Aufschlag auf den Beton.

Johan und Martin atmeten im gleichen Rhythmus. Sie waren ganz ruhig. Johan glaubte, den Helikopter zu hören. Nein, er hörte ihn nicht, aber er wusste, dass er schon kam. Noch ein paar Minuten.

Die Hagelkörner fielen auch in den Hausgang, er war so kalt, dass sie nicht zu schmelzen begannen.

Der Fußboden war klebrig und Johan verzog sein Gesicht, rümpfte die Nase. Widerlich. Er winkelte sein rechtes Bein an und merkte, wie seine Hose am Fliesenboden haftete.

Auf einen Schlag war ein Gedanke in Johan.

Er sprach ihn aus: „Martin, der Mann, der dich angefahren hat, hat einen angeborenen Herzfehler, von dem er nichts wusste. Das war jetzt Zufall für ihn und er stirbt da draußen.“

Martin war ganz ruhig, als triebe er in einem stillen, flachen Wasser und schaute sich den wunderschönen Himmel an: „Hilf ihm.“

Im Helikopter entschieden die beiden Piloten gerade, im großen Garten zu landen, der van Nistelrooy gehörte.

Martin stand auf und lehnte sich etwas benommen an die Wand. Es war bemerkenswert, wie schnell er wieder laufen konnte. Johan glaubte nicht, dass seine Knochen schon wieder verheilt waren. Er wusste, dass Martin einen Druck im Schädel spürte.

„Martin, du musst versuchen, in den Garten zu laufen. Schaffst du das?“

Johan wusste, dass Martin schwindlig war und dass er besser bei ihm bleiben sollte, aber der Mann da draußen starb.

Er lief schon los, Martin hatte ihm nur mit dem Daumen nach oben bedeutet, dass er es schaffte. Sie liefen los. Martin humpelnd durch den Flur. Johan durch den Hagelschauer.

Der Helikopter setzte zum Landen an.

Martin stand schon in der Tür zum Garten und bekam feine Graupel ab. Er winkte den Menschen im Helikopter. Er hatte noch immer Kopfschmerzen und humpelte. Sein Arm hing schlaff an ihm herunter. Ein Sanitäter riss vor ihm die Tür auf und sprang in das Gemüsebeet, in dem sie gelandet waren. Er trat in einen alten Kürbis und schleuderte ihn sich vom Schuh, bevor er einen Schritt weiter ging, auf Martin zu.

Johan riss die Tür des Trucks auf und zerrte an dem Fahrer, der angeschnallt war und auf dem Lenker lag und nicht atmete.

Der Pilot rief dem Sanitäter zu: „Ist das der Junge?“

Der Sanitäter lief schnell durch das Beet und nahm Martin hoch. „Er kann es nicht sein.“, meinte der Pilot noch, als der andere mit Martin einstieg.

„Er hat Blut im Gesicht.“

„Ja, ich wurde angefahren.“, sagte Martin und wischte sich übers Gesicht, wobei er das dunkle Blut, das aus seiner Nase lief verschmierte.

Johan brauchte den Puls nicht zu fühlen. Er wusste es, der Mann war tot. Van Nistelrooy zerrte an dem Gurt, bekam ihn aber nicht los.

Martin legte sich auf die Bahre und eine Frau begann sofort, ihn zu untersuchen. Sie sprach auf ihn ein, er solle ganz ruhig sein



und solle keine Angst haben. Martin hatte keine Angst und das sagte er ihr auch.

„Entspann dich. Sag mir wie du heißt.“

„Ich heiße Martin Bergner.“

„Hallo Martin, ich bin Susan.“

Sie gab ihm kurz die Hand.

„Bist du alleine?“

„Nein, mein Nachbar ist bei mir gewesen. Johan van Nistelrooy.“

„Wo ist der jetzt?“

„Ich hoffe, sie haben noch Platz hier drin ...“

Johan war wieder im Flur, er hatte den schweren Fahrer auf seinem Rücken. Der Kerl war verdammt schwer. Johan war so stark auch wieder nicht. Er wollte ihn wieder von seinem Rücken herunterbekommen, leichter gedacht als getan.

Der Kopf des Manns knallte gegen den Müllcontainer.

„Tschuldigung.“

Van Nistelrooy trat in den Garten und da war schon ein junger Mann und half ihm den Lastwagenfahrer in den Helikopter zu tragen.

Die Frau hatte ein weiches, rundes Gesicht und freundlich lächelnde, braune Augen. Sie hatte festgestellt, dass Martin einen Schädelbasisbruch hatte, aber kaum Schmerzen. Er wollte keine

Schmerzmittel und auch sein gebrochenes Bein schien nicht weh zu tun. Nur ein bisschen dumpf fühle es sich an, hatte er gesagt.

So wie der Splitterbruch im rechten Oberarm.

Sie machte Platz, als ihr Kollege - mit Johan van Nistelrooy - den Übergewichtigen hineinbrachte.

„Herzstillstand.“, sagte er und sie nickte und nahm ein kleines Köfferchen aus der Halterung.

„Defibrilator an.“, bestätigte sie und das Summen kannte Johan aus den Arztserien, die vor einiger Zeit so beliebt gewesen waren, dass er sie sich auch angesehen hatte.

In dem ganzen Tumult rief Martin: „Ich erstatte keine Anzeige!“

Johan drückte sich an der Sanitäterin vorbei und fragte Martin ob er mitkommen solle.

Martin schüttelte den Kopf, langsam.

„Nein, brauchst du nicht.“

Es ging alles sehr schnell, er stieg aus und sie hoben ab.

Van Nistelrooy fluchte, als er sein Gemüsebeet sah.

Er schaute dem Einsatzhelikopter nach. Nur gut, dass er den Heli geordert hatte. War das wieder so vorgesehen gewesen? Hatte er überhaupt eine andere Wahl gehabt?

Sie hätten den Helikopter ja nicht schicken brauchen...

Er war ein Teil des Geschehens und das Schicksal war schon festgesetzt gewesen, es war alles vorbestimmt!

Er hatte dem Jungen geholfen und dann auch noch dem Fahrer das Leben gerettet. Hätte er den Tee getrunken, wären wahrscheinlich beide tot gewesen, der Junge auf jeden Fall. Eine schreckliche Vorstellung. Aber er hatte die Wahl gehabt. Jetzt musste er die Polizei rufen, er musste die Sache mit der Krankenkasse klären und dafür sorgen, dass der LKW die Straße nicht mehr versperrte. Er atmete tief durch und ließ die Schultern kreisen.

„Was für ´n Stress! Was für ´n Stress!“

Er zog sein Handy und wählte die Nummer.

Ein junger Polizeibeamter in einer - scheinbar - zu großen Uniform griff nach einem rostigen Hebel. Es quietschte und er musste richtig fest daran ziehen und es passierte doch nichts.

Er versuchte den Lastwagen zu öffnen und kam sich schon blöd dabei vor, als er davon abließ und sich die Hände an seiner uniformen Hose abklopfte. Mit etwas ungläubigem Blick sah er, dass Johan eine Tasse Pfefferminztee schlürfte.

Seine Kollegin sprach mit der Mutter von Martin.

Sie warf ihm einen kurzen Blick zu.

Er rüttelte an dem Öffner des Laderaums und als er ihn dann aufbekam, sah Johan hinein und verschluckte sich an seinem Tee, er musste husten.

„Oh, mein Gott.“, rief der Polizist seiner jungen Kollegin zu. Sie entschuldigte sich bei Frau Bergner.

„Stefanie, woher kommt diese Ladung?“

Sie schaute ihn an und nicht den Truck.

„Jamaica.“, antwortete sie und zeigte es auf ihrem Klemmbrett.

„Jamaica?“, Johan hustete noch immer.

Stefanies Kollege fragte weiter: „Im Auftrag von wem?“

Sie blätterte ihre Papiere durch, die sie in dem Führerhaus gefunden hatte. Dann fand sie es und las es unbetont vor: „Rom, Vatikan.“

Johan hatte noch einen Schluck getrunken und jetzt glaubte er zu ersticken. Er spuckte aus und hustete, bis sein Hals weh tat.

Stefanie schüttelte den Kopf: „Ist alles in Ordnung? Was ist denn mit ihnen los?“

„Stefanie, schau mal da rein.“, sagte ihr Kollege und fasste ihre Schulter und zog sie zu sich.

„Was denn?“, wollte sie wissen. Er schwenkte die Tür noch ein bisschen auf und ihre Augen weiteten sich.

Auch sie erkannte es sofort.

Säckeweise Cannabis, Haschisch.

Leinensäcke mit eindeutigem Aufdruck, so wie sie bei Tee oder Kaffee verwendet wurden.

Ganze Pflanzen in Styroportöpfen, beleuchtet mit Rotlicht, zur Nachzucht. Eingehüllt in luftgepolsterten Transportfolien.

# Auftakt

Philip Maria Bartholomew

## **Stille Nacht**

Stille Nacht, heilige Nacht!

Alles schläft, einsam wacht

nur das traute hochheilige Paar.

Holder Knabe im lockigen Haar,

schlaf in himmlischer Ruh´,

schlaf in himmlischer Ruh´.

Stille Nacht, heilige Nacht!

Hirten erst kundgemacht;

durch der Engel Halleluja

tönt es laut von fern und nah:

Christ, der Retter, ist da,

Christ, der Retter, ist da.

Stille Nacht, heilige Nacht!  
Gottes Sohn, o wie lacht  
Lieb aus deinem göttlichen Mund,  
da uns schlägt die rettende Stund',  
Christ in deiner Geburt,  
Christ in deiner Geburt!

*Joseph Mohr*



Die Messe war gerade zu Ende, 10:11 Uhr.

Sonntag, 17. Dezember 2006.

Ein neuer trostloser Winter in einem kalten und nassen Jahr.  
Ein Winter wie er hier immer war.

Philip Maria Bartholomew stand auf der Kanzel und hatte seine Hände auf das Gesangsbuch gestützt. Seine Finger umschlossen den Rand des Buchs und den schwarzen, ledernen Einband. Die Knöchel konnte man durch die dunkle Haut durchscheinen sehen, er hatte sehr feine Hände, die Hände eines Feinmechanikers. Philip Maria Bartholomew, den alle nur Bart nannten, war ein schwarzer, katholischer Priester. Er sang das Lied mit und es freute ihn zu sehen, wie zahlreich seine Schäfchen wieder erschienen waren. Zu einem Drittel waren es Touristen. Er sah sogar einen Mann mit Turban in den Reihen der Gläubigen, in Anführungszeichen.

Die Gläubigen sagten: Amen. Und er sagte Amen.

Bart hatte ein Auge auf seine Messdiener.

Er spürte es, da war etwas im Busch, etwas stimmte nicht. Er war lange genug in diesem Beruf tätig, um das zu wissen. Philip hatte gelernt sensibel zu sein, für alle Empfindungen offen. Etwas stimmte immer nicht, die Messdiener waren Jungs aller Altersklassen, zumindest zum größten Teil. Philip hatte auch zwei Teenagerinnen unter seinen Messdienern. Dass es hier zu Kabbeleien und anderem Pubertärem kam, war vollkommen klar.

Einige Leute standen auf und verließen die Kirche, Bart wusste, das waren nicht überwiegend Andersgläubige und oder Touristen.

Bart kannte den Grund und nun war es daran, ihn in die Kathedrale hinaus zu rufen: „Das Geld für die heutige Kollekte geht an eine Stiftung für obdachlose Jugendliche.“

Er wusste es, nicht mal die Hälfte der Leute spendete auch nur einen Penny. Da waren ihm die Leute lieber, die sofort gingen und nicht warteten, bis der Holzkasten mit den klappernden Münzen umgegangen war. Sollten sie doch nass werden und frieren, die Menschen waren nicht gütig und gut wie es immer hieß. Das hatte Bart gelernt. Er hatte kämpfen müssen. Das Leben war ein einziger Kampf, das hatte er gelernt und predigte es nun.

Die Kirche war ein hoher Kuppelbau und kein architektonisches Meisterwerk, sie war schlicht und erfüllte ihren Zweck. Ihre Geschichte war wesentlich interessanter als man auf den ersten Blick glauben mochte.

Im Hintergrund hörte Bart die Geräusche des Sturms, der da draußen tobte und doch wollten die Menschen lieber die warme, heilige Stätte verlassen, bitte, er wollte sie nicht davon abhalten. Jetzt standen auch die letzten auf und bewegten sich auf den Ausgang zu. Bart schlug langsam sein Buch zu und strich über den Einband. Er legte es akkurat hin, mit den Zeigefingern schob er es bündig an den Rand seines Pults und atmete stöhnend aus. Noch ein paar Leute saßen da unten und hatten den Blick gesenkt. Er erkannte unter ihnen Vivian McNeal, sie betete für ihren verstorbenen Mann, einen guten Mann der Grubenarbeiter gewesen war.

Bartholomew trat durch die Lamellentür der Kanzel und schloss sie hinter sich wieder, leise. Er atmete tief durch und nahm seinen Dokumentenordner vom Eckregal, dort hatte er ihn hingestellt, als er auf die Kanzel getreten war. Der Ordner war gefüllt mit Papieren und bunten Collagen, die er mit der Kindergruppe gebastelt hatte.



Jeden Mittwoch und Freitag war Bart in einem anderen Kindergarten und las den Kleinen etwas aus der Bibel vor, oder aus einem anderen Buch und sie sangen zusammen. Er spielte mit Ihnen und es bereitete ihm viel Freude. Er war gerne bei den Kindern und hatte einfach seinen Spaß, es war wie Vatersein, ohne wirkliche Verantwortung für die Kleinen zu haben.

Bart trug bequeme schwarze Slipper und sie machten dumpfe Geräusche bei jedem Tritt auf die alten Holzstufen der schmalen, aber verdammt steilen Treppe. Dann trat er auf die lose Stufe, die Vierte von unten, und sie knarrte laut. In dem kleinen Gang war es Dunkel und das wenige Licht machte die Luft trüb. Man konnte jedes Staubkörnchen auf der Haut spüren. Es war, als würde man durch eine flüssige Wand gehen. Bart trat auf jede der Stufen und als er dann unten war, richtete er seine Kleider und nahm den Ordner unter den linken Arm. Er öffnete die Lamellentür und das plötzliche Licht, ließ ihn kurz blinzeln, vielleicht war es auch nur der Staub, den er wegblinzelte.

Die Kirche wirkte jetzt tot und kalt, der Gekreuzigte sah ihn an, als wollte er etwas sagen. Bart nickte ihm zu und bog ab, auf den Mittelgang. Die Geräusche, das Rauschen des Sturms, war jetzt sehr laut und doch nur dumpf im Hintergrund zu hören. Eigentlich hörte Bart nur seine Schritte auf dem Marmorfußboden. Der Hausmeister im Nebenraum schaltete jetzt gerade die Beleuchtung aus und ließ nur die schwache Glühbirnenbeleuchtung an.

Nun war alles in milchigweißes Licht getaucht.

McNeal war eine graue Erscheinung. Ihre Haut hatte einen gräulichen Schimmer, besonders um ihre gerötete Nase herum wirkte die Haut sehr fahl. Er setzte sich zur ihr auf die Bank, auf das Schaumstoffkissen, das kalt und viel zu weich war. Man setzte sich

drauf und versank darin. Sie sah traurig aus und Bart legte seinen gütigen Blick auf, er zog die Augenbrauen hoch und so sahen die Augen größer und wacher aus, das signalisierte Aufmerksamkeit.

Melancholie, die Traurigkeit schien in ihr zu stecken, tief verwurzelt, sie war ein Teil von ihr.

„Mr. Bartholomew...“

Bart nickte ihr zu.

Dann schwieg sie und es sah so aus, als hätte sie vergessen, wo sie war und was sie eben gesagt hatte. Sie war wie weit weg.

Bartholomew schmalzte mit der Zunge und rutschte vorsichtig zur Seite, machte ihr etwas mehr Platz.

Sie schaute nach vorn, auf den hübsch hergerichteten Altar, auf dem eine große weiße Kerze vor sich hin glomm. Ein ruhiges und warmes Licht in der kühlen Umgebung.

Ihr traten Tränen in die Augen.

Bart überlegte und dann fiel es ihm ein, es war der Todestag ihres Mannes und sie war allein in dieser Stadt.

Er nickte nur wieder und schloss sie in den Arm.

Bart war groß und stark, er fühlte sich selten schwach, jetzt aber schon. Sie wimmerte und er sprach tröstende Worte und hielt sie fest. Die harte Trauer drückte auf ihn und es kam ihm so vor, als spürte er sie, wie sie auf ihn hinüberfloss, wie ein Ectoplasma, und sich in ihn ergoss, als wäre seine Kleidung und seine Haut kein Widerstand für es. Erleichtert atmete er aus, als sie von ihm abließ und sich bedankte.

Er begleitete sie daraufhin zum Ausgang und erst da fiel ihm ein, dass seine Messdiener alle plötzlich weg gewesen waren. Sie hatten nicht gewartet. Oder waren sie noch im Gemeinderaum?

Noch drei Schritte, sagte er sich und ging sie, er ging sie und öffnete dann die schwarze Holztür mit den schönen Schnitzereien.

Bartholomew hatte ein Bauchgefühl, ihm war unwohl, etwas stimmte nicht. Er kannte dieses Gefühl, er hatte es schon des Öfteren gehabt.

Sie gab ihm einen Kuss auf die Wange und er gab ihr einen Regenschirm.

Eine Mutter hatte vor dem Gottesdienst etwas zu essen gebracht und bestimmt waren sie jetzt in dem Gemeinderaum und aßen alles weg, sodass er nichts mehr von dem guten Zeug abbekam. Er beruhigte sich, bestimmt waren sie da.

McNeal ging einsam nach Hause und er rief ihr hinterher, sie solle ihre Schwester in Dover anrufen und sich etwas Schönes zu essen machen. Sie drehte sich nur kurz um, winkte und lief mit eingezogenen Schultern weiter.

Die Regentropfen rannen sein Gesicht herunter, er stand im Türrahmen und der Wind wehte ihm kalt um die Ohren. Die Luft war dünn, die Tropfen schienen flüssiges Eis zu sein. Es war so kalt, doch er stand noch kurz da und blinzelte in den düsteren Schleier des Nebels.

Da hörte er etwas, es hätte eine Ratte sein können. Doch keine Ratte war dumm genug in so einem Wetter herumzuschleichen, von anderen Tieren ganz zu schweigen.

Es musste ein Mensch sein.

Bart spannte seine Muskulatur an und verschränkte die Arme locker vor der Brust. Das Geräusch kam von links, das erkannte er sofort, doch rechts von ihm drang ein Flüstern zu ihm. Unverständlich und schnell.

Bart versuchte etwas zu erkennen, doch es war zu dunkel und der Regen war eine Wand. Jeder Tropfen spiegelte das Licht der gelblichen Straßenbeleuchtung wieder und brach es. Es drang nicht tief in die Nebel. Das Licht war schwach und Bart vernahm nur Schemen. Doch er sah den Jungen nicht, der da flüsterte.

Hinter Bart war die Beleuchtung des Vorraums, eine gelbliche Glühbirne, sie strahlte seinen Schatten verwaschen, undeutlich auf den nassen Boden des gepflasterten Wegs. Der Lichtkegel war unscharf und verschwamm in dem Regen und dem Nebel. Jetzt sah Bartholomew Etwas, Schemen, und das Flüstern, das eben kurz ausgesetzt hatte, begann von Neuem, jetzt lauter. Die Person war näher gekommen, die Stimme kam ihm tief vor, ein Mann oder ein Junge. Vielleicht war es einer seiner Jungs, der jetzt die Pasta verschlingen sollte, was tat er hier?

Bart trat noch einen Schritt hinaus in den Regen, er war bereit für eine unerfreuliche Überraschung. Philip Maria Bartholomew hatte den schwarzen Gürtel in Karate und hatte bis vor einem halben Jahr ein wöchentliches Seminar gegeben, das aber aus Kostengründen wegrationalisiert worden war. Er stellte sich breitbeinig hin und ging in Sprungposition, winkelte seine Beine leicht an. Das Rascheln von links hatte aufgehört, jetzt hörte er von dort ein Husten, ein Keuchen.

London, bei Tag wie bei Nacht. Es war nicht so schön wie früher. London war schmutzig und ein richtig heißes Pflaster. Er war dar-

auf gefasst, dass irgendein Freak ihn jetzt angriff, wahrscheinlich besoffen oder auf Drogen.

Seine Augen gewöhnten sich an die verschwommene Umgebung, die das morgendliche Sonnenlicht fraß, er erkannte jetzt die gegenüberliegende Wand und zu seiner Linken die Wendeltreppe hoch in den zweiten Stock der Kirche, die Müllcontainer, die davor standen. Wieder das Husten und Keuchen.

Der Junge stand an der Mauer, mit dem Rücken zur Mauer gepresst und flüsterte aufgeregt. Es klang, als würde er zu jemandem sprechen, doch da war niemand bei ihm. Ein hellerer Lichtschimmer, eine Spiegelung einer Reklametafel, fiel auf das Gesicht des Jungen.

Es war der siebzehnjährige Dave Garner, ein netter, unauffälliger Junge. Er zappelte mit den Armen. Es sah so aus, als wolle er Jemanden vor sich fernhalten.

Bart hörte wieder das Keuchen und Rascheln, das von der Wendeltreppe kam. Philip konnte nach Dave greifen, so nah war er. Er packte Dave an den Schultern und stellte sich vor ihn. Dave wand sich und seine Augen waren weit aufgerissen, sein Mund war es auch und er atmete nicht. Er atmete nicht, sein Atemreflex war wie ausgeschaltet. Bart spürte die Hitze, die von dem Jungen ausging.

„Dave, was ist hier los?“, fragte Bart, noch war er ganz ruhig. Doch er bekam keine Antwort, Dave war gerade dabei, zu ersticken. Bart verengte seine Augen zu Schlitze, er schaute Dave durchdringend an. Mit der flachen Hand stieß er ihn fest gegen den Brustkorb, er war noch immer gegen die Wand gepresst. So zwang er Dave auszuatmen und wieder einzuatmen, als er die Hand abließ.

Jetzt schloss der Junge die Augen und machte ein würgendes Geräusch, er keuchte und sein Keuchen erinnerte Bart an das Geräusch, das von der Wendeltreppe kam. Da war noch jemand.

Warum waren sie hier draußen im Regen, in der Kälte? Was war hier los?

Der Junge wand sich wieder in Barts Griff und als er die Augen öffnete, begann er zu schreien. So laut, als würde er abgestochen. Er schrie nur. Keine Artikulation. Es war wie ein x-beliebiger Schrei eines wilden Tieres.

Bart hielt ihn nur noch fester und presste ihn mit seinem gesamten Gewicht gegen die Wand. Dave schnappte mit seinen Kiefern nach Bart, er wollte ihn beißen und sich von ihm losreißen.

Der strömende Regen übergoss sie und war so kalt, er nahm ihnen die Wärme aus den Gliedern, das Leben. Bart spürte, wie seine Kraft schwand, wie er zu zittern begann. Die Kälte war lähmend und scharf wie ein Schwert.

Der Junge spuckte Bart in die Augen.

War das der Dave, den er kannte?

Daves Stimme war ungewohnt tief, als er mit aller Kraft jedes Wort einzeln zwischen seinen blau gefrorenen Lippen hervorpresste. Es war wie bei „Der Exorzist“.

Es war, als wäre Dave besessen.

In Daves Kopf randalierte ein blutrünstiger Dämon, seine krallenbewehrten, muskulösen Finger schlossen sich um seine Hirnwindungen und drückten langsam zu.

„Er kommt um uns zu holen. Er kommt um uns zu holen. Er kommt um uns zu holen.“

Er sagte es immer wieder und wurde immer schneller, seine monotone Sprechweise blieb gleich. Dann schrie er wieder wie ein Besessener. Bart bekam es mit der Angst zu tun. Dave zitterte. Sein Zittern war stark.

Bart riss die Augen auf und seine Unterlippe zitterte: „Was ist los? Dave!“

Er packte ihn wieder an den Schultern, zog ihn zu sich und schmetterte ihn wieder gegen die Wand. Daves Dämon verbiss sich nun in seinen Sehnerven und verschlang sie langsam.

Jetzt begann Dave zu kichern, verächtlich und doch, als würde er Bart auslachen.

Er begann wieder zu flüstern, dann schrie er hysterisch: „Feuer!“

Sein Kopf ruckte hin und her, er wollte den Flammen entkommen, doch Bart hielt ihn fest. Um ihn herum brannte alles.

„Feuer! Feuer!“

Der Dämon brüllte und Dave hörte nur Rauschen und er sah nichts, nur Flammen und er roch sich, wie er verbrannte, er kannte den Geruch von verbrennender Haut.

Er schrie: „Es ist hier. Er kommt!“

Und weiter: „Er kommt! Er kommt! Er kommt, um uns zu holen! Er kommt!“

Bart gab Dave eine Ohrfeige und hielt ihn am Kinn fest.

„Wer kommt?“, brüllte er Dave ins Gesicht. „Wer kommt, verdammt noch mal?“

Wieder das Wimmern und Keuchen von links.

Dave verdrehte die Augen und seine Stimme wurde noch dunkler. „Es ist so heiß, so heiß.“

Der Junge hatte Angst. Bart spürte eine unerwartete Wärme an seinen Beinen. Urin.

Der Junge hatte Angst!

Panische Angst.

Todesangst!

Bart: „Wer kommt?“

Mit Nachdruck: „Wer kommt?“

Dave hatte Halluzinationen, das war Bart klar.

Bart roch Daves Atem, er wusste, was er da roch.

Halluzinationen, eindeutig.

Dave wollte ihn wieder beißen, er schnappte nach dem schwarzen Priester, der ein wirklich guter Kerl war.

Bartholomew, brauchte nicht mehr lange nachzudenken. Er boxte dem Jungen in den Bauch und dann ins Gesicht, gegen die Wange. Etwas zu fest vielleicht, Daves Kopf knallte gegen die Ziegelwand und das Geräusch war nicht angenehm.

Dave Garners Beine sackten ein. Er brach zusammen und Bart packte ihn, als er noch röchelte. Kurz darauf war er ganz still und Bart konnte das Wimmern wieder hören. Bart hob den Jungen ein wenig hoch und sprang ins Trockene, in den Vorraum, er bückte sich und ließ Dave dann einfach auf das Parkett fallen. Die Arme waren verdreht und es sah so aus, als wäre Dave tot. Bart fluchte derb und fühlte den Puls. Dann war er beruhigt, der Junge lebte noch und atmete auch noch.



Was war hier nur los?

Keine Zeit zum Nachdenken!

Bart sprang wieder hinaus in die Kälte, in den rasselnden Regen. Er entdeckte das Mädchen, die Messdienerin unter der Treppe, dort wo es - verhältnismäßig - trocken war. Bart hatte ein kleines Lämpchen an seinem Schlüsselbund. Er strahlte mit dem Taschenlämpchen unter die Treppe und bückte sich nach vorn. Mit der rechten Hand hielt er sich am Geländer fest. Er erkannte die Lackschuhe und folgte ihren Beinen mit dem Licht hinauf. Das Mädchen lag in einer Lache aus Blut und Kotze. Es war zu kalt um etwas zu riechen. Sie wimmerte und ihre Augen waren fest zugekniffen.

„Scheiße! Verdammte Scheiße!“, fluchte er und begann zu beten. Er ließ sich auf die Knie fallen, was weh tat. Seine Hose war schon durch und durch mit Wasser getränkt, das Wasser der Pfütze erschreckte ihn nicht.

Das Mädchen lag auf dem Rücken. Sie wimmerte und hustete. Ein Speichelfaden rann ihre Mundwinkel herunter. Bart drehte sie vorsichtig auf die Seite, nahm seine Lampe in den Mund und versuchte, ihr nicht ins Gesicht zu strahlen. Sie war ganz heiß, wie ein glühendes Stück Kohle. Ihre Stirn war fiebrig. Es kam ihm vor, als wären es hundert Grad. Aber seine Hände waren natürlich schon ganz starr vor Kälte. Er zweifelte aber nicht daran, dass es wenigstens 39 Grad Celsius waren. Ein bisschen mehr und sie wäre in ernster Gefahr.

In Lebensgefahr

„Gail Jenkins?!“, sprach er sie leise an. Er sah, wie Blut ihr Hemd unter der dunklen Wolljacke durchtränkte. Er zögerte nicht, in den Halsausschnitt zu greifen und das Hemd aufzureißen.

„Abigail!“, schrie er sie an, doch sie reagierte nicht.

Die Stichwunde war tief und blutete stark, sie saß unterhalb des Schlüsselbeins, in der linken Schulter, fast schon in der Brust.

Er nahm ihren Kopf zwischen seine Hände und schrie sie erneut an: „Abigail! Abigail! Mädchen, wach auf!“

Aber sie reagierte nicht, nur ihre Augenlider flatterten. Bart drehte sich um. Dort, unter dem Licht der Straßenlaterne sah er das Messer glänzen, der Regen wusch das Blut ab. Die Spuren. Bart sah es ganz genau, der Regen wurde schwächer und er sah die Dinge klarer.

„Gott, steh mir bei!“, rief er aus.

Es war niemand da, der ihm helfen konnte und auf Gott konnte er jetzt auch nicht vertrauen. Alles hing jetzt von ihm ab. Das wurde ihm bewusst. Jetzt musste er sich wirklich beeilen.

Er hatte die Taschenlampe wieder im Mund und packte ihren Oberschenkel, hob sie an. Er nahm sie an der anderen Schulter und ruckte hoch, beinahe hätte er sich den Kopf an der Treppe gestoßen, er hatte es gar nicht bemerkt.

Soviel zu der Hilfe Gottes.

Bart hatte sie in seinen Armen liegen und schaute kurz in den Himmel, er bekam die Augen nicht weit auf und der Himmel war, wie der Boden unter ihm, nicht hell, nicht dunkel. Es war nicht Tag und auch nicht Nacht. Es war nur.

„Hilfe!“

Bart machte einen Schritt zurück. Mit der Lampe in seinem Mundwinkel war sein Ausruf nicht ganz deutlich, aber es war sowieso niemand da, der ihn gehört hätte.

„Hilfe!“

Niemand war da.

Er fluchte wieder.

Die wenigen Schritte zurück in die Kirche waren schwer, das Mädchen war es nicht, aber die Schritte waren schwer. Er musste fest auftreten, weil er Angst hatte, mit dem zusätzlichen Gewicht, auszurutschen.

Im Vorraum, der inzwischen ebenfalls voll Wasser stand, lag der Junge quasselnd auf dem Fußboden, er riss seine Augen auf.

„Der Teufel! Er ist da. Er ist gekommen. Er ist gekommen, um uns zu holen ...“ Er zitterte und verdrehte die Augen wieder, er hörte auf zu atmen.

Bart schnaubte, ging einen Schritt weiter, dachte kurz nach und stellte sich dann über ihn, trat mit Wucht auf Daves Brustkorb. Nicht so fest, aber die Rippen hätten dennoch brechen können. Das Mädchen lag noch immer in seinem Arm. Die Tür zur Kirche war zu. Die Klinke war rustikal geschmiedet, er konnte sie fassen und versuchte die Tür zu öffnen. Er drückte die Klinke herunter, doch er konnte die schwere Tür dann nicht zu sich aufziehen.

Das Mädchen half aber auch wirklich kein bisschen mit, er schnaubte und machte Grimassen.

Der kalte Wind schnitt wieder durch sein Gesicht und es war ihm, als würde er dort Wunden hinterlassen.

Dann schaffte er es doch. Die Tür ging auf und er betrat den Kapellenraum. Sie hatte eine hydraulische Vorrichtung und blieb offen.

Das Licht hier drin war gleichmäßig und weich, er fühlte sich wieder wohler. Mit großen Schritten ging er zum Altar.

Er legte sie auf den Marmor und bettete ihren Kopf vorsichtig auf die ledergebundene Bibel. Bart streichelte über ihr blutiges Gesicht, sie zuckte.

Die nassen Klamotten mussten runter. Ihre und seine.

Bart trug einen Rollkragenpullover. Der dicke Stoff hatte sich vollgesogen, er zog es sich vom Leib. Das Gewebe klebte an ihm fest. Er hörte wie die Fäden rissen und es war ihm so was von egal.

Schon ging das Atmen leichter.

Er atmete tief durch und schlug sich die kalten Hände vors Gesicht. Was war hier nur los?

Warum wollte Dave Abigail erstechen?

Warum?

Was war hier los?

Warum hatte Dave Halluzinationen und sah den Teufel vor sich, er hatte die Flammen gesehen, die aus der Hölle schossen. Um ihn zu sich zu nehmen?

Dave lag nicht mehr da draußen, im Vorraum. Bart schüttelte den Kopf und zitterte, ihm wurde schlecht.

Mit seinen großen Händen fuhr er sich übers Gesicht und wischte das Wasser weg.

„Abigail?!“, versuchte er abermals, aber wieder keine Reaktion. Sie atmete flach und das eine Auge, das offen war, war ganz trüb.

Bartholomew ließ die Schultern kreisen und atmete noch einmal tief durch. Er machte ein paar Sätze auf die Kabine zu, die für seine

Kleidung gedacht war. Dort hing seine Jacke am Haken. Der schwarze Stoff war weich und so schön trocken. Er riss sie vom Haken und griff in die rechte Tasche, wie er glaubte, um sein Handy herauszunehmen, doch es war die linke und er hatte nur eine weitere Brieftasche in der Hand. Er ließ sie fallen und griff in die andere Tasche, er zog das Mobiltelefon hervor und machte es an.

Er ließ auch seine Jacke achtlos fallen und rannte los. Ohne hinzuschauen tippte er die Pin-Nummer ein und der Bestätigungston war ein Läuten. Seine Schritte patschten mit nassen Füßen auf dem Marmor.

Abigail auf dem Altar stöhnte und sie spuckte etwas aus. Er sah schon nicht mehr hin, war schon vorbei gerannt.

Der Junge hatte sich aufgesetzt und war wieder in den Regen hinausgegangen. Bart hörte ihn schreien: „Er ist hier! Da ist er! Er ist gekommen um uns zu holen! Er ist hier...“

Bart sah ihn unter der Straßenlaterne stehen, er rief ihm zu: „Wer, verdammt?“

Der Regen war schwächer geworden, tröpfelte jetzt nur noch. Doch die Schwärze, die der Nebel brachte, war die Gleiche geblieben.

Er sah nur Schemen, er sah die Schemen des Jungen.

Dave sprang in dem Lichtschein umher und brüllte, als hätte er große Schmerzen. Er sah Bart nicht, beachtete ihn nicht.

Bart hielt sich die Augen zu, er klappte das Handy auf und wählte die Nummer der Polizei. Er massierte sich seine Stirn und hielt sich das Mobiltelefon ans Ohr.

Er hörte die Stimme einer Telefonistin:

„Polizeinotruf. Jennings, wie kann ich ihnen helfen?“

Sie klang kompetent und ruhig.

„Hier ist Philip Maria Bartholomew. Guten Abend. Ich bin Pastor der St. Helen's Church. Eine meiner Messdienerinnen wurde niedergestochen.“, er war etwas unbeholfen, versuchte aber seine Stimme kräftig klingen zu lassen. Es war das erste Mal, dass er beim Notruf anrief.

„Was ist mit ihnen, Mr. Bartholomew?“, fragte sie ruhig, ihre Schicht hatte vor zwei Stunden und 43 Minuten begonnen.

„Mir geht es gut.“

„Wo sind sie?“

„St. Helen's Church.“, antwortete er und musste sich räuspern.

Sie tippte, das hörte er und er hörte, wie die Maus in ihrer Hand ein paar Mal klickte. Die Polizistin ging irgendwelche Pläne durch und sagte dann: „Wie ich sehe, ist eine Streife gerade in der Kreuzung Bishopsgate. Sie kommen direkt auf sie zu. Ich werde ihnen Bescheid geben.“

Sie klang ein wenig überrascht, welche schicksalsträchtige Wendung. Die Polizei war schon in unmittelbarer Reichweite.

Bart schnalzte mit der Zunge und steckt das Handy weg.

Mit festen Schritten ging er auf Dave zu.

Eine Wolke riss auf, nur kurz und Bart konnte gut erkennen, wie die Regenpfütze um Dave blutig rot wurde. Er rammte sich das Messer in den Bauch und schrie dabei: „Geh raus aus mir. Geh aus mir raus. Geh raus!“

Bart war schockiert.

Daves Beine sackten ein.

Die Messerklinge drang wieder in seine Bauchdecke und Bart musste sich die Hand vor den Mund halten. Ihm stiegen Tränen in die Augen.

Bart sprang ein paar Schritte auf Dave zu, da fiel der Junge gerade nach hinten und schrie wieder weiter. Irgendwie konnte er die Kraft noch aufbringen, sich ein weiteres Mal die Klinge in den Bauch zu rammen. Das Geräusch war abstoßend.

„Verdammt!“, brüllte Bart.

„Geh raus aus mir!“, schrie Dave schrill und da wurde seine Stimme plötzlich sehr dunkel und tief, als wäre es nicht mehr seine Stimme.

„Nein! Nein! Nein! Ich werde nicht gehen! Ich werde nicht! Nein!“

Daves Kopf zuckte von links nach rechts, das Messer zerschnitt sein Gesicht.

Er zerschnitt sich selbst das Gesicht!

Unter der Straßenlaterne stand Bart hilflos da, er wusste nicht, was er tun sollte. Die Klinge war so scharf, sie schnitt durch sein Ohr, die Nase blutete. Es sprudelte aus den Wunden und Bart konnte den Blick nicht davon ablassen. Er musste etwas machen. Doch als er einen Schritt näher kam, schaute ihn Dave an. Das linke Auge war blutig und zerschnitten.

Bart schrie auf und begann zu zittern. Die Klinge war auf ihn gerichtet. Doch Daves Bewegungen wurden sehr langsam. Bart packte den Arm und kniete sich über Dave, drückte seine Stirn auf den Boden und da strahlten ihn auch schon die Strahler an, die Strahler des Polizeiautos.

Bart schirmte seine Augen mit einer Hand ab und da brüllte Dave: „Stirb Christenmann!“

Bart knurrte und zuckte zusammen, er machte ein jaulendes Geräusch. Er spürte, wie die Messerklinge sich in seine Seite schob, nicht schnell. Bart konnte nicht ausweichen. Die Klinge drang bis zum Schaft in seine Hüfte. Es brannte.

Dave lachte brüllend und seine Stimme war tief und fremd: „Stirb! Stirb! Ich gehe nicht mehr weg. Nein. Nicht mehr!“

Bart spannte seine Halsmuskeln an und schaute in das Licht der Straßenlaterne. Die Helligkeit brannte in seinen Augen, es blitzte vor ihnen. Er riss seinen Mund auf und brüllte.

Die Polizisten warfen die Türen ihres Autos zu. Ihre Schritte hörte er laut und deutlich. Er ballte seine Hand zur Faust und ließ sie auf Daves Gesicht niedersausen. Er brach dem Jungen die zerschnittene Nase und knockte ihn aus.

„Du bist weg.“, sagte Bart und löste die verkrampte Hand von dem Messer in seiner Seite. Er wollte sie herausziehen, ließ es aber, wusste es besser. Er wollte sie aber so gerne herausziehen. Dieser Drang war stark. Ein Polizist, den er nicht mehr erkannte, packte ihn an den Schultern. Bart verdrehte die Augen und begann zu erbeben. Er stöhnte, als der Polizist ihn anhob.

Der andere Polizist schaute auf Dave und dann zu seinem Kollegen, der ihn mit aufgerissenen Augen anschaute.

„Was ist hier passiert.“

Dave war tot, das stellte der Polizist schnell fest. Er hatte wieder aufgehört zu atmen. Jetzt allerdings für immer.



Der schmale Polizist versuchte vergeblich den Jungen wiederzubeleben. Sein Anblick war grauenhaft

„Batters?“, rief der Polizist seinen Kollegen, der Bart in das Auto setzte.

„Was?“, fragte der füllige Mann und zog die Nase hoch.

„Wo ist das Mädchen?“

„In der Kirche?“

„Ich schau nach.“

Da hörten sie auch schon die Sirene des Krankenwagens.

Batters strich sich über seinen Bart, der das ganze Wasser wie ein Schwamm auffing. Er atmete die kalte Luft tief ein und musste dann davon husten.

Er setzte sich auf die Rückbank und schloss die Tür.

Bart öffnete und schloss den Mund. Er formte Worte mit seinen Lippen und seine Augenlider flatterten und zuckten.

„Sir? Hey.“, der Polizist stieß ihn an.

Bart sprach weiter, ohne, dass man etwas hörte.

„Hey, was ist mit ihnen?“, natürlich hatte er das Messer gesehen. Aber Bart war noch bei Bewusstsein. Es war ein seltsamer Zustand, nicht ganz weggetreten, aber auch nicht wach. Bart blutete das Polster voll. Batters rümpfte die Nase.

Er hörte einen Pfiff, es war sein Kollege Ripley.

Ripley hatte eine junge Frau auf dem Arm. Seine Schritte waren lang. Auf die Sekunde genau traf die Ambulanz ein. Die Notärzte kamen heraus und Ripley brachte die junge Frau in den Wagen. Ein

Notarzt zog ihr die nassen Kleider aus und ein anderer kam zu Batters an den Streifenwagen.

Batters und ein junger Sanitäter mit rötlichblonden Haaren packten Bart und trugen ihnen ebenfalls in den Rettungswagen.

Eine junge Frau mit dicker, gelbroter Jacke fühlte den Puls von Dave. Sie schrie durch den Regen: „Der Junge ist tot!“

Und sie wusste, womit die Wunden entstanden waren: „Wo ist das Messer?“

Der blonde Sanitäter hob die Stimme, und schaute nicht von der Wunde an Barts Hüfte auf: „Es ist noch in dem Priester!“

Batters lief zum Streifenwagen zurück.

Er bewegte sich schnell und schaute mit zackigen Bewegungen umher und in den Himmel. Die letzten Regentropfen, die fielen, trafen ihn jetzt gerade.

„Wenn der Nebel jetzt noch verschwinden würde, könnte das doch noch ein schöner Tag werden.“

Er bekam einen Kollegen an den Apparat.

„Du kannst dir gar nicht vorstellen, was das hier für eine Sauerei ist. Wir brauchen mehr Leute, schnell. Das Beweismaterial ist noch warm.“, sagte er trocken und hing wieder auf. Batters schüttelte sich und klopfte seine nasse Regenjacke aus, er öffnete den Kofferraum und holte eine Plastikfolie mit einfarbigem Ausdruck hervor. Er winkte Ripley zu sich und Ripley, ein linkischer Linkshänder mit stets schiefem Lächeln griff nach der Plastiktüte mit den Bleigewichten um damit die Folie zu fixieren, wenn Batters den Toten abgedeckt hatte.

Die Sanitäter mussten das Mädchen noch auf der Fahrt wiederbeleben und Bart war wieder bei Verstand. Er versuchte alles, was geschehen war, in Worte zu fassen. Es fiel ihm schwer, sie sagten ihm, er solle sich ausruhen, dürfte sich nicht anstrengen. Die junge Frau schüttelte den Kopf und wischte mit einem Desinfizierungstuch über Barts Oberarm. Schneller, als er jemals sein könnte, stach sie ihm eine Spritze in den Arm und er spürte, wie er ruhig wurde und seine Zunge schwer. Er erwachte erst wieder im Krankenhaus, alleine in dem Raum. So schien es ihm, dabei war direkt neben seinem Bett, das von einem weißen Vorhang umgeben war, eine Krankenschwester dabei, einem alten Herrn die Schnürsenkel zu binden.

Bart kniff seine Augen zu und ihm war schwindlig, sein Schädel brummte. Er stellte entsetzt fest, dass seine Handknöchel und Schienbeine an das Bett gefesselt waren. Bart konnte sich nicht daran erinnern, wie er getobt hatte, kurz bevor er aufgewacht war. Er hatte geschrieen und um sich geschlagen.

Der weiße Vorhang wurde aufgezogen und ein bisschen kühlere, frischere Luft wehte ihm entgegen. Er wusste, wo er war und wieso. Aber wieso die Fesseln?

Philip Maria Bartholomew hatte Durst, er leckte sich über die trockenen Lippen. Er räusperte sich und aus dem Augenwinkel sah er eine Krankenschwester. Mit kratziger, undeutlicher Stimme fragte er: „Schwester?“

„Ja, Mr. ...“, sie drehte sich zu ihm und schaute auf Barts Krankenblatt. „... Bartholomew. Was gibt's denn?“

Sie lächelte freundlich und beugte sich zu ihm herunter.

„Ich bin im Krankenhaus.“

„Ja, genau.“, sie nickte und strich sich eine Haarsträhne aus dem lächelnden Gesicht.

„Ich bin gefesselt.“

„Ja, sie haben ein bisschen getobt. Keine Sorge ...“

Da fiel ihm auf, wie eine ihrer Wangen gerötet war. Er hatte ihr eine runter gehauen, eindeutig. Bart musste schlucken, konnte er aber nicht, sein Hals war zu trocken.

Er biss sich auf die Unterlippe und entschuldigte sich bei ihr.

„Ist schon gut.“, sie lächelte weiter freundlich.

So freundlich, so gutmütig.

Bart wurde schlecht, er hatte sie geschlagen.

Er hatte eine Frau geschlagen.

Bilder tauchten auf, von seinem Vater.

Sein Vater hatte auch Frauen geschlagen.

„Ich glaube, ich kann sie jetzt losmachen.“, meinte die Krankenschwester und begann die Schnallen zu lösen.

Bart wusste nicht, ob er das verdiente, von den Fesseln gelöst zu werden. Er fühlte sich so schlecht, er hasste sich und wollte auf sich selbst einschlagen.

Tränen stiegen ihm in die Augen. Er begann zu weinen.

„Es tut mir leid.“

„Ist schon gut.“, sie legte ihre Hand besänftigend auf seine Schulter.

„Nein, nichts ist gut. Gar nichts. Ich habe sie geschlagen.“

„Sie waren nicht bei Bewusstsein.“

Bart jammerte.

Er war so wie sein Vater, er schlug Frauen!

„Das ist keine Entschuldigung.“

„Hören sie auf.“

„Das ist keine Entschuldigung. Ich habe sie geschlagen. Ihr Gesicht ...“, seine Stimme brach und seine Mundwinkel zitterten.

Sie löste die linke Handfessel und da umarmte er sie und begann zu schluchzen.

„Es tut mir so leid. So lei-hi-hi-hiiid!“

„Pscht.“, machte sie, als wäre er ein kleines Kind und so leicht zu beruhigen. „Pscht. Ganz ruhig.“

„Es tut mir so leid.“

Er hatte ihr schönes Gesicht geschlagen.

Jetzt drückte Bart die Krankenschwester, so lange, dass es ihr schon unangenehm wurde. Sie verdrehte die Augen und hoffte, dass er schnell loslassen würde.

Es klopfte an.

Dann ließ er los und schlug sich die beiden Hände ins Gesicht, er knirschte mit den Zähnen und er wollte sich gar nicht mehr einbringen. Die Krankenschwester schnaufte und richtete ihren Kittel, schlug den Kragen um und faltete ihn penibel.

Es klopfte weiter an.

Der Mann, der sich die Schnürsenkel nicht binden konnte und nun auf seinem Bett saß, schlürfte seinen Tee. Er schaute von sei-

ner Tageszeitung auf, die er mit einer silbernen Lesebrille las und schaute auf die Tür. Es klopfte noch immer.

Bart wischte sich mit dem Bettuch übers Gesicht und die Krankenschwester schaute ebenfalls auf die Tür.

Der alte Mann zog sich die Brille von der Nase, er hatte sie mit einem Nackenband befestigt. Er ließ sie fallen und sie landete auf seinem blauen Pullover.

Es klopfte weiter.

Er stellte seine Tasse ab und schaute von Bart zur Krankenschwester, beide reagierten nicht. Der Grauhaarige schüttelte den Kopf und schaute wieder zu Bart. Schwerfällig stand er auf, seine Hüftoperation war erfreulich verlaufen und er konnte schon wieder ein paar Schritte gehen, ohne sich abstützen zu müssen.

Die Krankenschwester hielt Barts Hand und Bart starrte die weiße Wand an.

Die Erkenntnis, dass er der Sohn seines Vaters war, war zu erschreckend für ihn. Er war so wie sein Vater!

Er hatte die Frau geschlagen!

Der grauhaarige Pulloverträger griff nach der Türklinke und da klopfte es wieder an. Er zog die Tür auf und es war Batters, der da stand und klopfte.

Batters räusperte sich, machte aber keine Anstalten einzutreten. Batters war 52 Jahre alt und trug einen Vollbart. Seine Körperhaltung war immer etwas geduckt, als wäre er sehr groß und müsste sich zu seinen kleineren Mitmenschen hinabbücken. Der Polizist hatte seine Mütze unter den Arm geklemmt und machte dabei ein Hohlkreuz, so wie er immer herumlief. Normalerweise verschränk-

te er seine Arme hinter dem Rücken, was ihn ein wenig wie einen stolzierenden Hahn wirken ließ.

Der alte Grauhaarige schaute Batters in die Augen. Als der dann noch immer nicht hineinkam, murmelte der Alte etwas und ging kopfschüttelnd zu seinem Tee und seiner Zeitung zurück.

Philip Maria Bartholomew schaute Batters an und erkannte ihn.

Bart fing sich wieder. Ganz schnell.

„Kommen sie doch hinein. Mr. ...?“

Er versuchte sich an den Namen zu erinnern, aber er konnte sich nicht erinnern. Als wäre der Name nie gefallen, als hätte er ihn noch nie gehört.

Bart erkannte nur das Gesicht.

„Mein Name ist Batters.“

Jetzt stand Mortimer Batters vor dem Krankenbett.

„Mr. Batters. Vielen Dank.“

Bart lächelte.

Batters verstand und lächelte auch.

Er kam um das Bett herum und sie schüttelten sich die Hände.

Batters nickte und nickte.

Die Krankenschwester stand ihnen im Weg und sie wollte sich an Batters vorbeidrücken, der gerade Batters Hand losließ und das Nicken beendete.

Batters Blick schweifte durch den Raum, als suche er etwas Bestimmtes. Er dachte nach, wie er beginnen sollte.

Er verschränkte die Arme hinter seinem Rücken.

Der Zeitungsleser schlürfte seinen Tee zu Ende und die Krankenschwester nahm sein Tablett an sich. Er bedankte sich und lehnte sich in sein Bett zurück. Er schlug die nächste Zeitungsseite auf und schob die Brille ein wenig zurück.

Mortimer Batters, der vollbärtige Polizist, trommelte mit den Fingern auf der Innenseite seiner verschränkten Arme.

„Wie möchten Sie ihren Kaffee? Wollen sie überhaupt einen Kaffee?“, fragte Ripley und lehnte sich in seinem Drehstuhl zurück, um Schwung zum Aufstehen zu holen.

„Ich hätte gerne einen Kaffee, ja. Ich möchte ihn schwarz haben.“, sagte Bart und Ripley stand auf, schnipste mit den Fingern und fragte: „Zucker?“

„Ein wenig.“

Batters tippte mit drei und dann auch mal mit vier Fingern auf der Tastatur des Computers.

Bart hielt sich die Seite, die Wunde an seiner Hüfte tat ihm weh. Er verzog sein Gesicht unter Schmerzen, als er seine Sitzposition veränderte. Sie hatten ihn schnell ins Revier gebracht, denn es gab ein paar Unstimmigkeiten, Probleme.

„Das Mädchen hat einen Herzinfarkt bekommen ...“, sagte Batters und tippte das C auf seinem Keyboard mit dem Daumen. Er schaute nicht auf und der Ton, wie er das sagte, bedeutete Bart, dass Batters verwirrt und schockiert war.

„Herzinfarkt?“, fragte Bart nach.

„Ja. Unglaublich, oder?“, sagte Batters und tippte Ripleys Vornamen. „Wie alt ist die Kleine, siebzehn?“



„Mmh.“, stimmte Bart nachdenklich zu. „Und sie liegt jetzt im Koma?“

„Ganz friedlich.“, brummte Batters.

„Ich kann es noch immer nicht fassen, das war alles so viel auf einmal.“, meinte Bart und Batters nickte.

„Kann ich verstehen.“

„Ich kenne die beiden seit Jahren, ich kenne ihre Familien. Was soll ich ihnen nur sagen?“, Bart schüttelte den Kopf und stützte seinen Kopf auf die Handflächen.

„Der Junge ist gerade in der Autopsie.“

Bart massierte seine Wangen: „Schon?“

„Ja, die Auftragslage lässt das gerade zu. An und vor allem nach Heiligabend geht es erst wieder richtig los. Dann springen alle aus den Fenstern, von Brücken, erschießen sich oder werfen sich einige Tablettchen rein.“, sagte Mortimer Batters. Er schlug auf die Eingabetaste und speicherte seinen Bericht auf dem Server ab. Der Captain, im Obergeschoss öffnete die Datei sofort, druckte sie aus und setzte seinen Stempel und seine Unterschrift drunter. Er legte das Blatt über Ripleys Bericht und ordnete die beiden Dokumente zu den Unterlagen. Dann lehnte er sich zurück und schaltete sein kleines Radio an, das die Form einer Lokomotive hatte. Im Takt der klassischen Musik klopfen seine nackten Füße auf den warmen Parkettboden.

„Ich habe geschrieben, dass der Junge sie mit einem Messer schwer verletzt hat. Seinen Geisteszustand habe ich offengelassen und darauf hingewiesen, dass die Autopsie das noch erläutern wird. Keiner von uns hat einen Fehler gemacht, was sehr gut ist.“

Wir haben uns vorbildlich verhalten und schnell gehandelt. Es war ein verdammter Glücksfall, dass wir gerade in der Nähe waren.“

Ripley kam mit dem Kaffee zurück. Er hatte noch die letzten Fetzen des Satzes verstanden und stimmte zu: „Ja, das stimmt. Verdammt viel Glück. Bart, glauben sie, Gott hat da seine Finger im Spiel gehabt?“

Ripley reichte ihm den Kaffee mit der linken Hand, die Frage war nicht zynisch formuliert, war aber wahrscheinlich auch nicht ganz ernst gemeint. Ripleys Augen waren freundlich und grünlichgrau.

„Danke.“, sagte Bart erst mal zu dem Kaffee gerichtet und nahm einen kleinen Schluck. Er war sich nicht sicher, ob Gott „seine Finger im Spiel hatte“.

„Ich glaube schon.“, sagte er. „Er hat auf mich aufgepasst und mich durch Dave verletzt, damit ich in diese ganze Geschichte mehr verwickelt bin.“

Das glaubte er nicht wirklich.

Ripley lehnte sich an die braune Tür und drückte sie ins Schloss. Er nickte und biss sich leicht auf die Oberlippe, er sah nachdenklich aus: „Und wissen sie was, mir ist etwas aufgefallen.“

Bart schob seinen Unterkiefer vor und zurück und drehte den warmen Pappbecher in den Händen: „Und was?“

„Diese Hüftwunde, kommt sie ihnen nicht bekannt vor? Mort, kommt sie dir bekannt vor?“

„Nee.“, meinte Batters und schaute auf seinen Bildschirmschoner, der gerade angesprungen war.

Bart strich über seine Verwundung, er dachte nach. Irgendwie schon.

„Jesus hat so eine. Sie kommen nicht darauf, weil sie den Knaben jeden Tag an seinem Kreuz hängen sehen. Irgendein Römer hat ihm doch seine Lanze in die Seite gestochen.“

Bart fröstelte. Tatsächlich.

Zufall oder nicht. Es war unheimlich.

„Ich musste sofort daran denken, als sie unseren Streifenwagen voll bluteten.“

Batters hob eine Augenbraue: „Willst du ihm das jetzt vorhalten, dass er geblutet hat?“

„Nein.“, sagte Ripley und lächelte nachsichtig. „Ich meine ja nur.“

Bart trank einen Schluck von dem Kaffee, das tat gut. Er war heiß und bittersüß.

„Was könnte das heißen?“, fragte Ripley in den Raum hinein.

Bart zuckte mit den Achseln, er wusste es am wenigsten. Aber er hatte sich nie sonderlich als Werkzeug des Herrn gesehen. Warum auch ausgerechnet er?

Batters zog eine Schublade auf und holte Schokoriegel hervor.

„Die haben wir uns jetzt aber alle verdient. Mr. Bartholomew, ich bestehe darauf, dass sie auch einen essen. Das Zucker wird ihnen gut tun. Sie können Energie gebrauchen.“

Bart nickte und bekam von Batters einen Schoko-Erdnuss-Riegel, den Batters vorher noch aufriss. Fertig zum Verzehr. Der Geschmack in seinem Mund war noch immer vom Kaffee bestimmt.

Ripley zuckte unkontrolliert mit den Armen: „Ganz vergessen. Der Kaffee entwässert sie nur weiter, sie brauchen jetzt Wasser,

Mineralwasser. Ich gehe gleich in die Kantine runter und hole ein paar Flaschen. Das kann hier noch etwas dauern.“

Bart nickte und bedankte sich für die Fürsorge. Ripley und Batters waren nette Männer. Er mochte sie und in ihrer Umgebung zu sein, brachte ihm Ruhe. Sie waren wie alte Kumpel, auch wenn er sie nicht kannte.

„Was machen wir jetzt noch?“, fragte Bart und lehnte sich langsam zurück.

„Sie wollen schlafen, nicht?“

„Ja. Mir ist, als wäre ich schon seit zwei Tagen am Stück wach.“

„Wann sind sie denn heute morgen aufgestanden?“

„6 Uhr.“

Batters schaute auf seinen Flatscreenmonitor, der Bildschirm-schoner zeigte ihm die Uhrzeit.

„Es ist jetzt gerade 22:09, ich sollte mal zuhause anrufen, dass es etwas später wird. Wenn sie sich etwas ausruhen wollen, bringe ich sie in den Bereitschaftsraum und sobald die Autopsie erledigt ist, gehen wir runter und schauen ihn uns an. Ok?“

„Einverstanden.“

Bart gähnte und biss von dem Schokoriegel ab.

Er leerte den Becher Kaffee, ohne etwas dabei zu empfinden. Seine Augen waren halb geschlossen.

Sie standen auf und verließen den Raum.

Die Wunde an seiner Hüfte hatte seine Niere ganz knapp verfehlt und das Gewebe seiner Därme nur ein wenig verletzt. Er hatte einiges Blut verloren, aber eine Bluttransfusion war nicht nötig gewe-

sen. Als Sportler konnte er auf Reserven zurückgreifen, die andere nicht hatten, seine Arm- und Beinmuskulatur wurde jetzt nur noch minimal durchblutet, es war, als wäre er kurz vor dem Erfrieren, da wurde das Blut auch aus den Gliedmaßen gesogen um die „wichtigeren“ Organe und Körperteile besser versorgen zu können.

Seine Füße kribbelten und seine Finger waren kalt und bleich, er sah sich im Spiegel und erschauerte. Das dort war er, er sah so krank aus wie noch nie!

Der Bereitschaftsraum war gemütlich und schön eingerichtet. In einem der fünf Betten lag eine Frau und schnarchte, nicht wirklich ladylike. Sie war in einer fötalen Position und die dünne Decke schmiegte sich um ihren Körper. Sie trug nur ihre Unterwäsche, musste also sehr schnell im Umziehen sein. Bart sah, wie sie zusammenzuckte, als Batters die kleine Nachttischlampe an der rechten Seite des linken Betts anknipste. Bart drehte den Strahler an die Decke und er tauchte das Zimmer in ein kühles Blaugrau.

Batters sprach leise, aber er flüsterte nicht: „Sie können sich ein wenig hinlegen, das da“ – er zeigte auf die schlafende Frau, die kurze Haare hatte und einen Teint wie Porzellan – „ist Muriel, sie schläft unruhig, hat aber erst in zwei Stunden Schicht.“

„Aha.“

„Ich sage ihnen das, weil sie gerne aufwacht und Dinge erzählt. Manchmal schlafwandelt sie auch, vielleicht ein Grund, warum sie lieber hier schläft, auch wenn sie gar keine Bereitschaft hat. Hier ist immer jemand da, wenn sie umhergeistert.“

Bart schaute der jungen Frau ins Gesicht, sie sah so friedlich aus, ihre Lippen bewegten sich, sie sprach, aber ohne Stimme. Er gähnte, hielt sich die Hand vor den Mund und streifte die Schuhe von

den Füßen. Unwillig stand er vor dem Bett, er wollte sich nicht hinlegen, egal wie müde er war. Zwei seiner kleinen Schützlinge waren schwer verwundet worden und einer dann sogar gestorben. Er hatte die Obhut für die Kinder gehabt, noch machte er sich keine Vorwürfe, das kam noch. Sie würden ihn rausschmeißen, er würde niemals mehr irgendwo predigen und Gutes tun dürfen. Besonders schlimm wäre es, wenn er die Eltern der Kinder wiedersehen würde. Früher oder später würde das passieren.

Batters klopfte ihm auf die Schulter: „Komm schon, Mann. Ich hab doch gesagt, dass keiner von uns einen Fehler gemacht hat. So wie sie ich es zu Protokoll genommen habe, haben sie nichts verkehrt gemacht.“

Batters schüttelte den Kopf: „Sie legen sich jetzt hin.“

Mortimer drückte Barts Schulter und schob ihn auf das Bett zu. „Sie müssen schlafen, Ripley und ich kümmern uns persönlich um den Fall. Sie werden uns immer begleiten können und vor allem, helfen, dass Ganze ist mir nämlich nicht ganz geheuer. Ein bisschen Unterstützung von Ihm, vom Boss, kann da nicht schaden.“

Batters deutete nach oben, zum Boss.

Zum Obermacker.

Bart legte sich zurück.

„Ich habe bis Heiligabend absolut nichts mehr vor und danach auch nicht mehr, die Rede wird flachfallen, ein Kollege wird mich vertreten müssen.“, sagte Bart leise und drückte seinen Kopf in das Kopfkissen.

Batters deckte ihn zu und lächelte ihn dann an, er wusste, dass Bart noch etwas sagen wollte.

„Wir sollten Du sagen.“

„Von mir aus.“, Batters verschränkte seine Arme hinter dem Rücken. „Von mir aus. Aber, schlaf jetzt, Mann.“

Ripley war inzwischen auf Kakao umgestiegen, er hatte einen Schweißausbruch von dem Koffein bekommen. Auf dem Tisch standen außerdem ein paar Mineralwasserflaschen.

Batters, mit verschränkten Armen hinter dem Rücken, lief in dem Büro auf und ab.

Batters: „Hat Bartholomew Verwandte, die wir anrufen sollten?“

Ripley: „Soweit ich das sehe, nicht.“

Batters: „Wie lange schläft er jetzt?“

Ripley: „Ihr seid um 22:14 in den Schlafrum gegangen. Aber das heißt ja nicht, dass er seitdem schläft.“

Batters: „Nein, heißt es nicht, vielleicht schläft er auch gar nicht.“

Sie lauschten kurz, der Bereitschaftsraum war keine zehn Meter entfernt und das lauteste, was sie hörten waren, die Kühler der Rechner unter den Tischen.

Batters: „Und Muriel schläft ganz ruhig.“

Ripley nickte: „Mmh.“

Batters: „Die Sache vorhin, mit der Wunde.“

Ripley: „Mmh.“

Batters: „Hast du das ernstgemeint?“

Ripley: „Es kam mir grad so in den Sinn, eigentlich nicht.“

Batters: „Glaubst du, da könnte was dran sein?“

Ripley: „Meinst du ein Wunder, ob das ein Wunder oder so was war? Ich kann mir das nicht vorstellen.“

Batters: „Es ist bald Weihnachten, vielleicht wollte er nur mal ein bisschen Aufmerksamkeit.“

Ripley: „Wer? Bart?“

Batters: „Nein, Jesus.“

Ripley: „Aber wieso dann der tote Junge und das Mädchen.“

Batters: „Vielleicht ein Zeichen, eigentlich wären jetzt beide tot...“

Ripley: „Das glaub ich nicht, aber diese Wunde, vielleicht ist es ein Wundmal. Christi hatte doch verschiedene Wundmale.“

Batters: „Stigmata, wie in dem Film.“

Ripley: „Guter Film. Aber die Arquette als Franz von Assisi hat mir nicht so zugesagt. Die Kameraarbeit war aber herausragend.“

Batters schüttelte den Kopf: „Wieso hab ich nur angefangen?“

Ripley war ein wenig amüsiert: „Stigmata. Mmh, dieses letzte Zeichen hat niemals jemand gehabt, diese Stichwunde an der Hüfte. Außerdem waren es nie Priester, die solche Male bekamen.“

Batters: „Aber es waren gläubige Menschen.“

Ripley: „Ja, das schon. Trotzdem, das kann ich mir noch immer nicht vorstellen. Das Jesus Beachtung will, auch nicht.“

Batters: „Jesus will Aufmerksamkeit, er stört sich daran, dass sein Geburtstag immer mehr zu einer Fete für Großkonzerne wird.“

Ripley: „Aber wieso auf diesem Weg?“

Batters: „Vielleicht als Zeichen...“



Ripley: „Ach, du und deine Zeichen.“

Batters: „Du hast doch mit den Wundmalen angefangen.“

Ripley: „Ja, schon. Ich glaub, das wird so nichts.“

Beide machten eine Pause und dachten nach.

Batters: „Bart hat keine Freunde, so scheint es mir zumindest. Er hat niemanden erwähnt, oder?“

Ripley: „Nein, niemanden. Ganz alleine.“

Batters: „Schon komisch, wie ein Mann diesen Weg freiwillig nehmen kann. Kein Sex, keine Familie. Er hat nicht mal Bekannte und Freunde. Seltsam.“

Ripley: „Einen Grund wird er schon gehabt haben, vielleicht hat er auch Probleme mit Frauen gehabt und ist dann Pfarrer geworden.“

Batters: „Er ist doch aber so jung, das kann gar nicht sein. Glaubst du das ist bei denen noch immer gleich, dass sie keine Kinder haben dürfen und so?“

Ripley: „Ich nehme mal an, die Sache mit dem Zölibat, der Vatikan wird da schon mal ein Auge zudrücken.“

Batters: „Sicher?“

Ripley: „Mmh. Das ist ein neues Jahrtausend, das Dritte unserer Glaubensrichtung. Irgendwie müssen die sich schon ein bisschen anpassen.“

Ripley: „Vielleicht ist er auch einfach nur schwul.“

Batters nickte: „Schon möglich, aber dann hätte er vielleicht doch jemanden. Ich glaube, er ist alleine.“

Ripley: „Ja. Mmh, ich finde, wir sollten aufhören... Wenn er aufwacht will er bestimmt etwas essen. Wir brauchen etwas mit viel Eisen und Mineralien.“

Batters klatschte in die Hände: „Spinat. Damit er groß und stark wird.“

Er griff nach dem Hörer und wählte sich zur Küche durch.

Nachdem er die Bestellung aufgegeben hatte, drei Teller mit Spiegeleiern und Spinat, rief er im Keller, in der Pathologie, bei Pearson, an.

Die Blutprobe war noch nicht fertig, aber die Lungen waren untersucht worden. Noch eine Viertelstunde.

Die Polizistin schlief tief und fest, sie schnarchte und er wollte wirklich schlafen. Er hielt sich nicht mit Absicht wach. Er hielt sich nicht wach und auch das Schnarchen war es nicht, das klang eher beruhigend. Er fragte sich, ob er überhaupt schlafen durfte, ob er überhaupt ruhen durfte. Bart gab sich nicht die Schuld an dem Tod von Dave, aber er war sich auch nicht sicher, ob er das nicht wahr. Vielleicht war er ja schuldig.

Auf jeden Fall hatte er es nicht geschafft, zu schlafen, die letzte halbe Stunde nicht.

Da trat er einfach weg und fiel in einen Schlaf, tief und ruhig.

Zwei Stunden später, mitten in der Nacht, weckten sie ihn. Der Alptraum, in dem er steckte, ging weiter. Er fühlte sich seltsam, alles kam ihm unwirklich vor, so, als schlief er.

„Sie haben das Blut untersucht, das Haar...“, begann Batters.

„Und?“, wollte Bart wissen.

Ripley zog die Tür langsam zu, die Hydraulik schloss die Tür immer so laut. Er schaute Bart an: „Das kann dir unser Gerichtsmediziner gleich erklären.“

Sie traten in den Fahrstuhl und fuhren in das Kellergeschoss. Als die Tür sich öffnete und es melodisch „Ding“ machte, sahen sie einen weißen Gang und sie gingen ihn bis zu einer offenstehenden Doppeltür. In dem Raum stand ein Mediziner mit einer Knochensäge, vor einem bläulichen Leichnam und nickte ihnen zu. Er hatte einen blauen Kittel an, der mit totem Blut befleckt war.

„Pearson.“, sagte er, stellte sich vor. „Guten Morgen, entschuldigen sie, dass ich ihnen nicht die Hand gebe.“

Seine Stimme war wie ein kalter Windzug.

Ein mitfühlendes Lächeln blitzte kurz auf, als er Bart aus dem Augenwinkel ansah.

Der Raum, in dem sie standen und Daves Leiche anstarrten, weil es nicht anders ging, war mit weißen, quadratischen Fliesen gefliest und die Wände und die Decke waren es auch. Alles sah sauber und weiß aus, es gab keine Schatten, die vielen Halogenstrahler an den Decken bewirkten das.

Bart schwindelte etwas, aber er musste sich keine Sorgen machen, zu fallen, Batters und Ripley standen ganz in seiner Nähe, nur einen Schritt entfernt.

Die Wunde stach wie noch nie zuvor, als er den toten Jungen sah. Mit diesen Händen hatte er das Mädchen und Bart verwundet. Jetzt waren die Hände tot und genauso kalt, wie der Rest der Leiche. Die stumpfen Augen sahen seltsam aus. Pearson bemerkte, wie Bart die Augen ansah.

„Das Auge hab ich mit ein wenig Kunstharz fixiert um es zu rekonstruieren. Der linke Augapfel war zerstört, mit der Klinge des Messers, mit dem er sich auch 67 andere Stichwunden zugefügt hat.“, sagte er und straffte seine Silikonhandschuhe, was ein schnalzendes Geräusch machte. Er legte die Knochensäge auf das Stahlschränkchen. Pearson ging um den Tisch herum und schlug die Plastikfolie vorsichtig zurück, sodass man Daves Oberkörper sehen konnte.

Mit dem behandschuhten Zeigefinger seiner rechten Hand fuhr er den Schnitt entlang, man sah das erstarrte Blut auf den vielen Wunden sehr deutlich. Ein Schnitt vom Brustbein zum Bauchnabel, genau in der Mitte seines Torsos, es sah sehr sauber und professionell aus. Der berühmte y-Schnitt.

Pearson: „In seiner Lunge konnte ich Rückstände von Tetrahydrocannabinol finden. Sein Urin war clean, in seinen Haaren konnten wir keine Rückstände finden.“

Er wartete noch kurz und dann deckte er den Toten wieder zu. Er lächelte noch einmal kurz: „Der arme Junge, das war sein erster Joint. Ich hatte schon mit Kiffern zu tun, die ein halbes Jahrhundert Marihuana geraucht haben.“

Batters fragte: „Kann man dagegen allergisch sein, war es eine allergische Reaktion?“

Pearson ballte die Hände zu Fäusten und lehnte sich ein wenig von dem Tisch weg, er drückte seinen Rücken durch und es knackte. „Das ist möglich, aber in seiner Krankengeschichte ist keine Allergie verzeichnet, er hatte kein Asthma und auch keinen Heuschnupfen.“

„Eine Überdosis?“, fragte Ripley.

„So sieht es aus, eine Vergiftung. Womöglich ist es eine neue Züchtung. Todesgras, ein Zug und man fährt zur Hölle.“, bekümmert schüttelte Pearson den Kopf. „Haben sie Kinder?“

Das war an die beiden Polizisten gerichtet.

Mortimer nickte.

Mehr sagte Pearson nicht.

Bart nickte vor sich hin, er schaute sich um, wollte sich irgendwo setzen.

Pearson bemerkte es. Mit einem Fußtritt schob er dem großen Schwarzen seinen Drehstuhl zu. Der dankte und setzte sich.

Er wiederholte es, als könne er es selbst nicht glauben: „Unser lieber Mr. Garner war sein ganzes Leben lang clean, bis zu diesem Tag.“

„Ganz sicher?“, fragte Ripley und da piepste etwas an seinem Gürtel. Er zog seinen Pieper hervor und zeigte ihn dann seinem Kollegen.

„Ganz sicher.“, sagte der Gerichtsmediziner, dafür sprachen alle Tests und sein Gespür.

Bart wollte nichts mehr hören.

Er schloss die Augen.

Dort lag David Garner, tot und er war Schuld.

So sah es aus.

Nicht gut.

„Haben die Eltern ihn schon gesehen?“, fragte er.

„Nein, das dürfen sie auch noch nicht, sie wissen bisher noch nichts über die näheren Tatumstände. Alles was man ihnen sagte, war, dass ihr Sohn tot ist und sie und das Mädchen mit einem Messer angegriffen hat.“

„Ich muss doch etwas machen ...“

Der Gerichtsmediziner war ein energischer, knochiger Mann. In jeder seiner Bewegung lag etwas rastloses und energetisches.

Pearson schüttelte den Kopf: „Was denn? Es ist nun mal passiert und sie sind nicht verantwortlich dafür. Das dürfen sie nie glauben, sie sind nicht Schuld.“

Bart schnaufte.

Er fühlte sich aber so schuldig.

Schuldig.

Batters redete leise mit Ripley und sie standen nun ein wenig abseits, vor der Tür.

Pearson zog die Handschuhe aus und warf sie weg, in einen Mülleimer, den er mit seinem Fuß unter einen anderen Tisch schob.

„Hören sie, es bringt nichts, irgendjemandem die Schuld zuzuschreiben. Sie sind nicht Schuld, seine Eltern auch nicht, es ist nun mal so passiert. Wichtig ist, dass sie uns jetzt so gut helfen wie sie können, das Mädchen braucht ihre Hilfe. Sie sollten mit Officer Batters und Ripley später wieder ins Krankenhaus fahren. Bei ihr sein, wenn sie aufwacht. Gesetzt dem Fall, dass sie das tut.“

Bart nickte.

„Ich habe ihre behandelnden Ärzte gebeten einen Drogentest durchzuführen und auch ihr Test fiel positiv aus, sie lebt noch...“, sagte Pearson und endete unbestimmt.

Ripley: „Ja, sie liegt nur im Koma.“

Bart nickte und Batters half ihm auf. Der Priester musste sich die Seite halten und sie fragten ihn, ob auch wirklich alles in Ordnung sei. Er nickte nur.

Pearsons Bericht ging um 0:12 Uhr auf dem Server ein und die Sekretärin druckte ihn mit ihrem Laserdrucker aus, sie ordnete es für ihren Chef ein, in weniger als sechs Stunden würde er kommen, die Dokumente gegenzeichnen und ihre Nachtschicht enden.

Sie überflog den Text, das hatte sie noch nie getan, was da aus dem Keller kam, war ihr immer zu unappetitlich um es zu lesen und das meiste war für sie nur lateinisches Geschwätz. Doch sie hatte den Namen „Garner“ gelesen und die Garners waren ihre Nachbarn. Konnten es die selben Garners sein? Derselbe Dave Garner? Sie setzte sich auf ihren Platz und las den Text gründlich durch.

Bart saß an der Seite des Mädchens und war eingeschlafen.

Batters weckte ihn um 5:40, er hatte einen Anruf vom Präsidium bekommen. Es gab Ärger auf dem Revier.

Das Mädchen lag noch immer im Koma, die Maschinen piepsten und zeigten ihren Sinusrhythmus zuverlässig an. Bart rieb sich die Augen und ohne ein Wort zu den Eltern zu sagen, stand er auf und trank ein Glas Wasser mit abgestandenem Aspirin leer.

Ripley und Batters fuhren mit ihm hinunter ins Erdgeschoss.

Da standen sie schon.

Der Polizeipräsident und der Bürgermeister mit den Garners, Davies Eltern.

Batters packte Ripley am Oberarm: „Du gehst mit Bart zurück zum Lift.“

Ripley grunzte: „Und dann?“

„Ihr Beiden fahrt hinunter und geht über die Notaufnahme raus. Ich hol euch unten ab.“

„Wieso denn, wo fahren wir hin? Der Boss ist doch hier.“

„Wir fahren zu mir.“

Er war sich sicher, dass Bart Ruhe brauchte. Er wollte ihn von hier weg bringen, das würde er nicht verkraften.

„Und dann?“

Bart gähnte und lehnte wie halb erschlagen an der Wand.

Die Garners und die Polizisten hatten sie noch nicht bemerkt, sie sprachen ruhig miteinander.

Batters klopfte Ripley auf die Schulter: „Mach es einfach.“

Ripley duschte im Keller, Batters im Bad, das bei seinem Schlafzimmer lag. Sie kleideten sich neu ein, diesmal waren sie in zivil, als sie zur Arbeit fuhren.

In der Kantine setzten sich die Drei zusammen. Es war kurz nach 6 Uhr, als sie ihre Spiegeleier mit Spinat aßen und sich einen Schokopudding zum Dessert gönnten.



# Auftakt

Monika Rössler

## **Der Bratapfel**

Kinder, kommt und ratet,  
was im Ofen bratet!  
Hört, wie´s knallt und zischt.  
Bald wird er aufgetischt,  
der Zipfel, der Zapfel,  
der Kipfel, der Kapfel,  
der gelbrote Apfel.

Kinder, lauft schneller,  
holt einen Teller,  
holt eine Gabel!  
Sperrt auf den Schnabel  
für den Zipfel, den Zapfel,  
den Kipfel, den Kapfel,  
den goldbraunen Apfel.

Sie pusten und prusten,  
sie gucken und schlucken,  
sie schnalzen und schmecken,  
sie lecken und schlecken  
den Zipfel, den Zapfel,  
den Kipfel, den Kapfel,  
den knusprigen Apfel

*Volksgut aus Bayern*



ür die Schüler um sie herum war es ein Schultag.

Für Monika Rössler war es ein Arbeitstag.

Montag, 18. Dezember 2006, es hatte gerade geläutet, 8 Uhr.

Die Schüler um sie herum beäugten sie wie ein fremdes Tier in der Herde. Sie war nicht groß und wäre unter den Jugendlichen gar nicht aufgefallen, hätte man sie nicht als Lehrerin erkannt.

Die rochen das!

Der gepflasterte Schulhof war von einem feinen Raureif überzogen, der die Kaugummiflecken dunkel hervorhob. Damals, als sie hier zur Schule gegangen war, gab es hier noch so gut wie keine Kaugummis weder in den Mündern noch auf dem Boden. Sie war mal an einem Sommernachmittag auf dem Schulhof gewesen, wo Lehrer sich eigentlich nie hinverirrten, auch wenn sie es öfter mal tun sollten und ging zu ihrer alten Ecke. Hier hatte sie über Jahre hinweg die unerträglich kurzen Pausen verbracht, die selten viel zu lang waren, was aber auch vorkam, besonders wenn Peter Thaler sie an den Haaren gezogen und getriezt hatte.

Dort an ihrem alten Platz, wo sie mit ihren Freundinnen über Jungs getuschelt und die Hausaufgaben für sie erledigt hatte, war noch immer ein Kaugummi auf dem Boden, das von ihr stammte. Sie hatte es damals noch genauso gut gewusst, wie als sie es auf den Boden gespuckt hatte, weil es so verwegen war, so radikal. Jetzt lief sie auch wieder an der Ecke vorbei und sie sah das Kaugummi dunkel erstrahlen. Es war das einzige von drei Millionen

Kaugummis auf dem Boden, das von ihr stammte. Mein Gott war sie aufrührerisch gewesen, kein Wunder, dass sie nun Lehrerin war.

Sie musste über sich selbst lächeln und das Lächeln verschwand gleich wieder. Dort in ihrer Ecke lagen Nadeln. Keine zwanzig Meter vom Schuleingang entfernt, lag benutztes Fixbesteck! Es war ja kaum auszuhalten! Von Fahrlässigkeit konnte keine Rede sein, der Hausmeister konnte ja nicht rund um die Uhr für Sauberkeit sorgen, aber das war schon ein ziemlich hartes Stück. Sie ging einen Schritt darauf zu, senkte ihren Kopf und sah sich die glänzende, etwas blutige Nadel an. Es war nicht geronnen, es war einfach gefroren.

Ihr wurde schlecht, nur ein wenig und sie war auch etwas aufgebracht.

Die Schule war „zu ihrer Zeit“ soviel sauberer gewesen. Bunter und schöner hatte sie sie in Erinnerung. Nun, Schulen waren ja kein Wein, der mit der Zeit immer besser wurde.

Mit Wein kannte sie sich aus.

Zwangsweise, sie entstammte einem alten „Winzergeschlecht“. Es kam ihr manchmal vor, wie ein etwas verrückter Landadel, was ihre Familie und sie da darstellte.

Monika störte sich nicht an den Schülern und trat in das Gebäude, die großen Glasflächen waren mit Fettschlieren von Gesichtern und Händen überzogen und jedes fünfte Fenster hatte einen Sprung, weil irgendwelche bescheuerten Jugendlichen nie gelernt hatten, ihre Probleme ohne Gewalt zu kanalisieren. Man hatte sie nie gelehrt, mit fremdem Eigentum gut umzugehen. Zuhause wurden sie geschlagen, nicht beachtet oder Schlimmeres.

Es kam ihr so vor, als wären diese ganzen pubertierenden Schüler, einzige überbordende, unkontrollierte Hormonbündel.

War sie auch so gewesen? Nein, ganz sicher nicht, vielleicht bis auf diesen einen Tag, an dem sie sich so seltsam gefühlt hatte. Sie hatte Peter Thaler in den Bauch geboxt, weil er ihr wieder Haare ausgerissen hatte und dann hatte sie ein Kaugummi auf den Boden gespuckt, dort wo jetzt eine schmutzige Spritze auf ein neugieriges kleines Kind wartete.

An der rechten Seite der zweiten Tür, durch die man gehen musste, ehe man in die Aula des Schulgebäudes kam, wo schon viele Theaterstücke und Musicals gespielt worden waren, stand ein umgedrehter Kegel der wiederum auf einem Kegel der gleichen Größe thronte, es erinnerte an eine Sanduhr. Der Ascher war aus Beton gegossen und vor Ewigkeiten rot gestrichen worden, eine Signalfarbe, die negativ belegt war. Die rote Farbe blätterte ab und es kam ein mattes und nettes Grün darunter zum Vorschein. Der Ascher war sicher am Freitagnachmittag geleert worden und es roch auch schon wieder nach abgestandenem Tabak, er quoll fast über vor Zigarettenstummeln. Die große Mehrheit der Schüler auf diesem Gymnasium rauchte, wer nicht rauchte, tat es doch, passiv. Hier wurde auch manchmal während dem Unterricht geraucht. Die meisten Stummel waren bis auf den Filter abgebrannt, ganz oben auf lagen ein paar selbstgedrehte Zigaretten und für sie sahen sie nicht nach einfachen Tabakzigaretten aus. Mit spitzen Fingern fischte sie eine hervor und hielt sie ein wenig ins Licht, die Schüler strömten um sie herein und die eine oder andere Zigarette wurde jetzt erst ausgedrückt, während andere sich wieder neue anzündeten.

Das war alles, nur keine normale Zigarette. Sicher hatten sie Brötchen zerkrümelt um das Marihuana oder das Haschisch zu strecken.

„Ja, Mama.“, sagte Monika und stellte den Teller in die Spüle.

Sie hatte nicht vergessen, dass ihre Mutter noch ein Geschenk für die Nachbarskinder suchte.

„Was will denn eine Vierjährige vom Christkind?“, fragte ihre Mutter.

„Frag sie doch einfach.“, schlug Monika vor und programmierte die Spülmaschine. „Hast du noch immer den Klarspüler drin?“

„Nein, der müsste inzwischen leer sein.“

„Mmh. Mist.“, machte sie und zog den Schrank unter der Spüle auf.

„Ich kann sie doch nicht einfach fragen ...“

Da kam ihr Vater rein. Er nickte nur kurz, er hatte Monika heute noch nicht gesehen, er rieb sich die Augen.

Ihre Mutter wischte Staub im Wohnzimmer.

Ihr Vater hatte sich in der Küche ein Glas Cola eingefüllt und ließ sich jetzt auf die Couch fallen.

„Hey.“, machte Monikas Mutter.

„Was denn?“

„Siehst du das denn nicht?“

„Was soll ich sehen.“, murrte er und kniff die Augen zusammen.

Monika war Zuhause, in diesem Haus war sie aufgewachsen. Es war ein helles und lautes Haus.

Jetzt wo die Kinder nicht im Haus waren, war es natürlich leiser. Ihre Nichten und Neffen machten aus dem alten Gutshof ein Tollhaus.

Was nicht unangenehm war.

Es war alt und man spürte das Alter. Was ebenfalls nicht unangenehm war. Ganz im Gegenteil, das Holz war alt und warm. Es erzählte von früher und einfach alles war anheimelnd. Man konnte sich so richtig wohlfühlen.

Monikas Mutter öffnete den Glasschrank und begann die Vitrine auszuräumen. Wie oft hatte sie das wohl schon getan?

„Du sitzt auf den Illustrierten.“

„Hä, nein.“, machte Rüdiger, Monikas Vater.

„Doch.“, sagte Hildegard, Monikas Mutter. Sie stieß ihn an und zog dann die Heftchen unter seinem Hintern hervor. Er murrte und gähnte.

„Hast du wieder auf dem Klo geschlafen?“

„Nein.“

„Natürlich hast du!“

„Nein.“

Da rief Monikas Verlobter an, er war Kriminalpolizist und Hildegard Rössler nahm ab und sagte zu ihrer Tochter: „Es ist Martin.“

## Rückblick:

Vor etwa zwei Monaten, an einem Sonntagmorgen im Bett.

Monika Rössler trug nur ein schlichtes, schwarzes Bustierset und lag auf dem Rücken in ihrem Bett, mit dem Mann, den sie im kommenden Frühjahr heiraten wollte. Er hatte ihr den Antrag über den Polizeifunk gemacht.

Es war nicht besonders romantisch geworden, aber wie er es gesagt hatte... Sein Einfallsreichtum war damit noch lange nicht erschöpft.

An diesem Morgen kuschelten sie nun seit drei - oder waren es doch schon vier - Stunden.

Monika hatte neben Germanistik und Pädagogik auch Psychologie studiert, zumindest für ein paar Semester, sie bemerkte, wie er mit jeder Minute, die verging, weiter von ihr weg rückte.

Das Bett war mit orangerotem Bettzeug bezogen, in asiatischem Stil.

Entschlossen schob sie die Bettdecke nun weg und setzte sich auf, sie schnappte sich ein Haarband vom Nachttischchen, auf dem eine ebenfalls asiatisch angehauchte Lampe mit buntem Stoffschirm stand. Die Lampen waren aus, das einzige Licht, das in den Raum fiel, fiel durch das Zimmerfenster in den quadratischen und hohen Raum. Monika wohnte in einem Teil der alten Scheune, die Räume waren hier gut drei Meter hoch. Sie hatte es geräumig und bequem, Monika hatte an den Wochenenden immer ihre Freundinnen bei sich übernachten lassen dürfen. Sie hatte auch immer die



Musik laut machen dürfen, das hätte nur die Ratten stören können, die im Dachstuhl hausten.

Martin stand auf und führte seinen ausgestreckten Zeigefinger vor Monikas Gesicht und tippte ihr sanft auf die Stupsnase. Er schob eine blonde Haarsträhne aus dem Gesicht und küsste sie sanft auf den Mund. Ihre Lippen waren nicht wie Gummischläuche, aber voll und immer zu einem leichten Lächeln verzogen. Die Mundwinkel sanken nicht herab, sie sanken nie herab.

Martin ging in die Küche, die nur etwas kleiner als das Schlafzimmer war und holte gefrorene Crossoints aus dem Tiefkühlfach des Kühlschranks, riss die Tüte auf und stellte den Mikrowellenofen auf Umluft und heizte ihn vor.

Monika ging ins Bad.

Sie saßen bald darauf in der Küche. Sie aßen die französischen Hörnchen mit Butter, Konfitüre und Marmelade, die zum Teil aus eigener Herstellung kam.

Sie aßen und schwiegen, schauten sich in die Augen und brauchten nicht zu sprechen, doch das hielten sie nicht lange durch, Martin brach das Schweigen. Er erzählte von einem Fall, von dem er durch einen befreundeten Kollegen gehört hatte.

# Hauptteil

## **O du fröhliche**

O du fröhliche, o du selige,  
gnadenbringende Weihnachtszeit!  
Welt ging verloren, Christ ist geboren:  
Freue, freue dich, o Christenheit!

O du fröhliche, o du selige,  
gnadenbringende Weihnachtszeit!  
Christ ist erschienen, uns zu versöhnen:  
Freue, freue dich, o Christenheit!

O du fröhliche, o du selige,  
gnadenbringende Weihnachtszeit!  
Himmlische Heere, jauchzen dir Ehre:  
Freue, freue dich, o Christenheit!

*J. Falk*

# Hauptteil

Dienstag, 19. Dezember

## **Advent**

Es treibt der Wind im Winterwalde  
die Flockenherde wie ein Hirt,  
und manche Tanne ahnt, wie balde  
sie fromm und lichterheilig wird,  
und lauscht hinaus. Den weißen Wegen  
streckt sie die Zweige hin – bereit,  
und wehrt dem Wind und wächst entgegen  
der einen Nacht der Herrlichkeit.

*Rainer Maria Rilke*



Dieser Morgen war weitaus schöner. Die Sonne schien und Katherina und Johan waren so glücklich wie schon seit langer Zeit nicht mehr.

Vor allem nicht zur selben Zeit.

Katherina schaute gerade auf die Uhr in Johans Auto, als sie einstieg. Sie sagte: „Es ist genau 10:45 Uhr.“

Johan hatte sich den Bart gestutzt und die Haare waren nur noch etwa schulterlang und zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Der wehte in der kühlen Luft, die ein wenig nach Fisch roch, wegen des nahen Fischmarkts. Der frischgefangene Fisch hatte seinen Besitzer gewechselt und wurde wahrscheinlich gerade schon verarbeitet. Zu Filets, in Zitronenmarinade, Fischstäbchen, ausgenommen zum Räuchern...

Johan van Nistelrooy atmete die Luft ein und tat so, als wäre sie ganz frisch und delikater.

„Einsteigen! Anschnallen! Wir fahren los!“, sagte er laut.

Katherina legte den Gurt an.

Johan schmiss sich hinter das Steuer des neuen Mercedes Benz, er hatte das Auto gerade erst heute morgen gekauft. Bar, versteht sich.

Er startete den Wagen und raste los.

Katherina sah ihn an.

Mit ihren wunderschönen und immer noch so jungen Augen.

Katherina Verhey war so voller Leben und er spürte, wie der stechende Schmerz in seiner Brust immer weiter abklang.

Er liebte sie so sehr!

Sie sagte nichts und doch wusste er, was sie dachte.

„Ich habe dich immer geliebt und habe dich jeden Tag vermisst, jeden Tag in den letzten 31 Jahren.“, sagte er zu ihr.

Sie lächelte ihn an und er sah wieder auf die Straße.

Sie stellte fest: „Du kannst es also immer noch.“

„Mmh, ja. Wie am ersten Tag, nein, warte... besser.“ er lächelte sie nun auch an und sah mindestens zehn Jahre jünger aus, eine große Last war jetzt von ihm genommen, weil sie bei ihm war, nach so unendlich langer Zeit. Die Jahre waren für ihn soviel länger als alle Jahre zuvor gewesen.

Sie rasten über eine weitläufige Betonfläche, irgendein altes Verlade- oder Trockendock, nur noch ein paar Mauern ließen auf die ursprüngliche Größe des alten Gebäudes schließen.

Die Wände waren dem Möwenkot und den Sprayern geweiht. Eine verlotterte Gegend.

Johan hielt das Lenkrad entspannt, das war doch mal was ganz anderes, mit diesem Auto konnte nichts mithalten, was Johan in seinem Leben je gefahren war.

„Nein, es dauert noch ein bisschen, bis ich dir das erklären kann.“, antwortete er Katherina auf ihre ungestellte Frage.

„Kannst du mir schon sagen, wo hin es geht. Ich hab ja eigentlich nichts vor, aber ...“

„Nein, noch nicht.“

Katherina verschränkte die Arme: „Wieso noch nicht?“

Er lächelte sie wieder an, nichtssagend, einfach nur glücklich.

Er riss das Lenkrad nach rechts und schnitt die Kurve haarscharf. Die Reifen drifteten auf dem kalten Boden.

„Ich kann es dir noch nicht sagen, weil ich es noch nicht weiß.“

Er hörte Katherina denken:

„...Hauptsache ich kann bei ihm sein...er soll nicht so schnell fahren...“

Es war nur ein kurzer Gedankenfetzen, aber er hatte ihn aufgeschnappt. Vielleicht war sie sich selbst des Gedankens nicht bewusst.

Doch dann dachte sie noch einmal, dass sie so gerne bei ihm war, dass alles andere egal war und er sagte, dass es ihm genauso gehe.

Katherina schnaufte etwas künstlich: „Kannst du das auch sein lassen?“

Er ließ es, ein Wort zu sagen, sie hörte seine Antwort in ihrem Kopf, als hätte sie es selbst gedacht.

Und er schüttelte den Kopf.

Nein.

Das ging nicht so einfach.

Straßen und Häuser zogen vorbei. Es begann zu hageln und er spürte, wie Katherina fröstelte, also stellte er die Heizung an. Sie war sehr leise und machte schnell ein angenehmes Raumklima.

Die Hagelkörner prasselten auf die Straße, auf die Fußgänger, die Autos, auf ihre Frontscheibe und das Dach.

Die Menschen waren nur huschende Schatten.

Johan hörte ihre Gedanken, obwohl er sie nur für Sekunden sah. Eine Frau dachte über ihren Einkauf nach, wie viel Geld doch alles kostete und ob sie genug dabei hatte.

Er hörte die Gedanken zweier Schulschwänzer, die sich verfrüht Ferien genommen hatten.

Es waren Momentaufnahmen.

Momentaufnahmen, einer Welt, zu der er nie wirklich gehört hatte. Er war nicht so normal aufgewachsen, in dem Essener Kloster hatte er niemals schwänzen können.

Er hatte nie zu so einer normalen Welt gehört. Doch er verstand die Menschen. Ihre Sorgen, ihre Ängste, wirklich.

Katherina schaute ihn wieder an, so, auf ihre Weise.

Er wusste, was sie dachte, er wusste es gut, er dachte in Etwa das Gleiche.

Er konnte sie verstehen.

So gut.

Manchmal kam er sich selbst so fremd vor, heute nicht, aber manchmal. Vielleicht kam es von den Drogen. Vielleicht war er auch einfach nur schizo.

Es war, als wäre er nicht von dieser Welt.

Das fühlte er nicht oft so, aber es kam vor.

Blinker.

Nach links.

Scharf abgebogen.

Hagelkörner, in kleinen Explosionen auf der Frontscheibe des neuen Autos.

Dann eine Ampel.

Sie mussten stehen bleiben.

Das brach die Stille.

Katherina fragte ihn: „Weißt du es jetzt?“

Sie öffnete noch immer den Mund und brachte ihre Stimmbänder in Schwingung, um mit ihm zu kommunizieren.

Alte Angewohnheit, der letzten dreißig Jahre, in der sie nicht mit einem Telepathen sprach.

Johan schüttelte den Kopf und da wurde es wieder grün.

Sie schnalzte mit der Zunge.

„Du weißt aber, dass wir aus Amsterdam rausmüssen? Auf die Autobahn?“

Jetzt schnalzte er mit der Zunge und sie hörte seine Antwort, ohne sie wirklich zu hören.

Er sah sie an.

Katherina sprach immer noch laut, nur um jemanden sprechen zu hören: „Also nach Deutschland? Ok.“

Er musste telefonieren?

„Mit wem?“, fragte sie ihn.

Jetzt sagte Johan es auch wieder laut: „Ich sehe noch nichts klares. Es wird aber immer eindeutiger. Es kommt langsam, es ist ein Mann. Ein Schwarzer, er ist groß und alles um ihn herum ist dun-



kel, das sehe ich. Er ist schwarz gekleidet und ich höre bruchstückhaft, was er denkt.“

„Oh.“

„Ja.“

„Was denkt denn der Schwarzgekleidete?“

„Du glaubst mir nicht, oder?“

„Ich weiß nicht, was ich glauben soll. Aber du weißt, dass ich dir vertraue. Wenn du sagst, du kannst seine Gedanken lesen, dann glaube ich das, meine hörst und siehst du ja anscheinend auch.“

Johans Augen wurden trüb und er schaute weiter auf die Straße, die leer war.

Er begann zu schwitzen, Katherina sah einige rinnende Schweißtropfen auf seiner Stirn, sie drehte die Heizung runter.

Doch es lag nicht an der Hitze, die in dem Auto herrschte.

„Alles in Ordnung?“, fragte sie.

Er nickte nur.

Seine Mundwinkel zuckten.

Er sah den Mann vor sich, als würde er bei ihm stehen. Sicher und ruhig lenkte er in die nächste Kreuzung links. Das Auto fuhr sich ja auch fast wie von selbst.

Er sah den großen Schwarzen sitzen. Der Mann weinte und saß in der Dunkelheit eines Zimmers, er dachte auf Englisch und Johan sagte: „Er ist ein schwarzer Priester aus England.“

Katherina schaute voller Sorge auf den Gegenverkehr, doch Johan hielt den Wagen ruhig und fuhr auf die Autobahnausfahrt.

Sie sah auf die glatte und nasse Straße und ihre Sehnen am Hals waren straff gespannt.

Katherina fragte ihn: „Was macht er?“

„Er sitzt da und weint. Soll ich mal seine Gedanken nachsprechen?“

„Nachsprechen?“

„Wie ein Papagei.“

Sie sah ihn an und seine Augen waren noch immer trüb, allerdings lächelte er.

„Es gibt da noch einen tollen Trick, der oft bei Exorzismuseancen angewandt wird. Erschreck nicht, ist ganz lustig.“, sagte er und als er weitersprach, sprach er mit „fremder Zunge“, es war nicht seine Stimme. Irgendwie schon, aber anders. Er imitierte die Stimme des Priesters und sprach dessen Gedanken mit: „Sie darf nicht sterben! Nein. Ich bin Schuld.“

Er schluchzte und Katherina erzitterte, das war ihr so unheimlich, sie wollte von hier weg. Es war ihr unangenehm.

„Hör auf Johan, bitte.“, sagte sie, aber wahrscheinlich tat er es nicht, weil er sie nicht gehört hatte, oder nicht einfach so aufhören konnte.

„Abigail, bitte wach doch auf. Es tut mir so leid, das ist nur meine Schuld, ...ich bin schuld, ich hätte es verhindern müssen... Deine Eltern sind hier... Mach doch so was nicht, du musst aufwachen. Bitte, lieber Gott, mach das sie wieder aufwacht, wenn es nicht sofort geht, dann versteh ich das...sie sieht ja auch schlecht aus... Es ist nur meine Schuld... Es ist nur meine Schuld... Oh, Abigail?!“

„Hör bitte auf.“

Johan verdrehte die Augen und blinzelte, dann, als er wieder sprach, war es wieder seine Stimme: „Tut mir leid, ging nicht so einfach.“

Plötzlich verdrehte er wieder die Augen und packte sich an die Hüfte, dort hatte er mal eine tiefe Wunde gehabt, so wie Bartholomew jetzt. Er hatte überall tiefe Wunden gehabt. Er spürte dessen Schmerz und sah auf einen Schlag das, was auch Bart sah. Johan van Nistelrooy sah durch Barts Augen.

Es war ein Krankenhauszimmer und da lag ein Mädchen in einem Bett. Johan hörte Apparaturen piepsen. Jetzt konnte er auch das Mädchen hören, es war verstört, lag dort in seinem Bett und wusste nicht, was los war.

Das Auto machte Schlenker und Katherina packte das Lenkrad, um es ruhig zu halten.

Abigail war zwar ruhig, aber sie hatte Angst.

Er fühlte, was Bart fühlte, dachte und was dem Mädchen durch den Kopf ging, sie lag im Koma und doch dachte etwas in ihrem Kopf.

Ihre Seele? War es ihre Seele?

Wenn es die Seele war, dann war sie noch nicht aus dem Körper gewichen und es gab noch Hoffnung.

Doch Johan fühlte auch alles, was in seinem Körper und in dem von Katherina vorging.

Er sehnte sich für wenige Sekunden nach einem Joint. Um nur noch sich selbst zu fühlen, um alles vergessen zu können, wenigstens für ein paar Minuten. Er brauchte jetzt seine Drogen, er

brauchte sie um nichts mehr zu fühlen und zu hören. Katherina fuhr mit dem Zeigefinger vor seinen Augen von links nach rechts.

Er sah nichts.

Er reagierte nicht.

Es wäre so verdammt unheimlich gewesen, dass sie geschrien hätte, doch es war Johan van Nistelrooy. Sie kannte und liebte ihn.

Dann trat er unvermittelt aufs Gas und schlug darauf einen höheren Gang ein. Erschrocken, richtig entsetzt war Katherina. Sie sah ihm in die Augen und sie waren noch immer nicht klar. Aber sie vertraute ihm.

Der Wagen beschleunigte und sie überholten einen LKW und gleich noch einen PKW mit Wohnwagenanhänger.

## Rückblick:

Es fiel wenig Licht herein und sein Gesicht lag in der Dunkelheit. Er roch nichts, er sah nichts und er wusste auch nicht, ob es Tag oder Nacht war. Schon seit einer Woche lag er hier und war nicht mehr ansprechbar.

Er träumte und manchmal lag er auch einfach nur da und atmete.

Das Fieber schüttelte ihn und ließ ihn fantasieren.

Die Kinder des Dorfes standen vor dem Eingang in die kleine Buschhütte, sie starrten auf den großen nackten, weißen Mann und tuschelten. Es war Mittag, irgendwann im Frühjahr 1975. Die westliche Zeitrechnung hatte hier keine Bedeutung, hier galten andere Maßstäbe.

Das Dorf lag im Nordosten Namibias, gar nicht weit von der nächsten christlichen Mission entfernt, etwa 20 Kilometer Fußmarsch.

Während sich die Familien ihre Hütten inzwischen zu zehnt teilen, lag Johan in einer eigenen muffigen Hütte, es war die Hütte der jungen Männer. Die hatten ein Stück Wald gerodet und sich eine neue Bleibe geschaffen. Es gab keine Verärgerung darüber, sie hatten es freudig getan, glücklich darüber, dass sie dem großen, weißen Mann helfen konnten.

Der Ruf einer jungen Frau verscheuchte die kleinen Kinder. Sie schob einen besonders hartnäckigen kleinen Jungen aus der Hütte und begann den bärtigen alten Mann zu füttern.

Johans Gesicht war eingefallen, obwohl sie ihn so umsorgten, hatte er viel Gewicht verloren, sein Körper war kraftlos.

Sie gaben ihm Reis, Bananen und ein wenig mageres Schweinefleisch, das sie im offenen Feuer schmorten. Er schluckte es nur widerwillig und würgte es manchmal wieder hoch. Es erforderte viel Geduld, ihn zu füttern, er sträubte sich gegen das Essen und sie gaben ihm an einem Tag mehr, als sie an zwei aßen.

Nach etwa einer Viertelstunde Fahrt auf der Autobahn, war Johan wieder frei von den Gefühlen der anderen Leute. Er war wieder ansprechbar, auch wenn sie noch geschwiegen hatten.

Jetzt war es gerade viertel nach elf.

„Wenn du meine Gedanken lesen kannst und mir deine irgendwie rübersenden kannst, dann brauchen wir ja eigentlich gar nicht mehr richtig reden.“

„Nein, bräuchten wir nicht.“, sagte er.

Katherina entspannte sich langsam.

„Wie funktioniert das, weißt du, wie es geht?“, fragte sie ihn sprechend.

„Mmh.“, machte er und sie hörte seine Stimme in ihrem Kopf: „Ich hatte diese Fähigkeiten schon immer, sie wurden mit den Jahren immer stärker, wie es funktioniert weiß ich nicht. Aber es hat was mit meinem Gehirn zu tun, da gibt es irgendwelche Areale, die bei mir überentwickelt sind. Die Weisen und Heiler der Inkas entfernten sich Schädelpartien um die Durchblutung dieser bestimmten Areale zu verstärken. Diese übersinnlichen Fähigkeiten schlummern wahrscheinlich in allen Menschen, ohne, dass sie jemals wirklich in das Bewusstsein durchdringen. Vielleicht ist das die nächste Evolutionsstufe.“

Er lächelte zu ihr hinüber und sie hörte ihn sagen: „Dafür sind andere Dinge nicht so gut, ich kann zum Beispiel nicht gut im Kopf rechnen und beim Schreiben mache ich immer Wortdreher.“

„Ja, es hat alles sein Für und Wider.“, sagte Katherina laut und: „Du hältst dich nicht wirklich für die nächste Evolutionsstufe des Menschen, oder?“

Er schüttelte den Kopf und Katherina sagte: „Ich habe gerade empfangen, dass du das Thema wechseln willst.“

„Mmh.“, machte er nur und setzte den Blinker um einen Tanklaster zu überholen.

Katherina nickte: „Ok, du willst über mich reden... das hast du eben anders gemacht, nicht wahr. Du hast meine Gedanken beeinflusst, nicht deine einfach nur übertragen.“

Sie schluckte, er konnte ihr seinen Willen einfach aufzwingen und sie würde es nicht merken, wenn er das nicht wollte.

Er war in ihrem Kopf!

Katherina bemerkte bald, wie befreiend und ehrlich es war, nur noch nachzudenken, und den anderen seine Gedanken hören zu lassen. Sie hatte seine Gedanken im Kopf, in dem Moment, als er sie dachte. Es war für sie ungewohnt so schnell zu kommunizieren, ohne über seine Worte nachdenken zu können.

Katherina verhaspelte sich in ihren Gedanken.

Johan war amüsiert.

So verging eine Stunde und sie redeten über alles, so schnell, wie sie noch nie miteinander geredet hatten.

„Warum hast du es mir nicht früher gesagt?“

„Ich hatte Angst, Angst du würdest mir nicht glauben oder verschreckt sein. Ich hatte Angst, du würdest mich verlassen, weil ich anders bin.“, erklärte er ihr, ohne auch nur auszuatmen. Er atmete ein und bekam schon ihre Antwort.

„Es ist ja jetzt auch egal. Wir haben gleich halb eins und ich könnte jetzt mal was essen.“



„Mmh.“

Sie hörte nicht wie er „Mmh“ machte, sie hörte seine Antwort, als käme sie aus dem Nichts und doch aus der Richtung hinter ihren Augen und es war noch immer etwas seltsam.

„In sieben Stunden und 12 Minuten sind wir in Frankfurt. Du hast noch Zeit, dich daran zu gewöhnen.“

„Genau sieben Stunden und 12 Minuten?“

„Ja. Ich werde dir noch alles erklären, noch weiß ich es ja nicht. Die Fahrt dauert ja noch.“

„Da vorne, nimm die Ausfahrt. Wir kaufen ein.“

„Wenn du später meinst, wir sollten Pause machen, werde ich das hören. Du hast jetzt Appetit auf Obst, nicht?“

„Mmh. Äpfel, egal.“

Johan bog ab und sie fuhren direkt auf ein Einkaufszentrum zu.

Katherina fragte: „Wenn wir jetzt hier halten, kommen wir doch später an?“

„Nein, wir werden in 7 Stunden und 10 Minuten in Frankfurt sein. Die Pausen sind da schon drin.“

„Aha.“

„Wir werden jetzt in den Markt gehen und exakt 11 Minuten bis zur Kasse brauchen und dort etwa drei Minuten anstehen. In einer Viertelstunde geht es schon weiter.“

Er stoppte den Wagen auf dem einzigen freien Parkplatz, den er nicht mal hatte suchen müssen.

Johan zwinkerte ihr zu und stieg aus.

Es hagelte noch immer.

Sie wollte gerade die Tür aufstoßen, als sie ihn wieder hörte.

„Vorsicht mit dem Lack.“

Beinahe hätte sie ein anderes Auto gestreift.

Er lachte und die Hagelkörner, die auf ihn fielen, prallten unkontrolliert von ihm ab. Johan zog sich die Kapuze über den Kopf und blinzelte in die trübe Sonne, die gleich darauf wieder hinter den Wolken verschwand.

Sie nahmen einen Einkaufswagen und beim Betreten der Eingangshalle, zog Johan van Nistelrooy sein Handy.

Er wählte die Nummer und ließ Katherina den Wagen weiter-schieben, er sagte ihr, was er wollte und „hob ab“, in dem er auf den grünen Knopf drückte.

Der Raum war erdrückend, es war kühl und dunkel. Das Piepsen brannte in seinem Hirn und ließ ihm und Abigails Eltern keine ruhige Minute. Gails Eltern schienen eingeschlafen zu sein. Bart hielt noch immer Abigails Hand. Ihre Eltern waren so normal zu ihm gewesen, hatten ihm nicht die Schuld gegeben und es auch immer wieder wiederholt, dass er nicht Schuld daran sei, dass der Schuldige schon seine Strafe erhalten habe. Abigail erwachte nicht.

Bart konnte jetzt nicht mehr sitzen und stand vorsichtig auf, so leise, wie es ihm möglich war. Er legte ihre Hand ab und verließ das Krankenzimmer. Nur eine Krankenschwester war auf dem Gang. Sie schaute ihn nicht an, wenn sie ihn bemerkt hatte. Sie ging in ein Zimmer und jetzt war er alleine auf dem Gang. Er wollte

gar nicht wissen, wie viel Uhr es war, er hatte die ganze Nacht durch Wache gehalten und gebetet. Die große Wanduhr tickte und er wollte sie nicht ansehen. Der Gang, in dem er stand, war rund 50 Meter lang und er stand fast genau in der Mitte, vor dem Raum, in dem Abigail im Koma lag. Er lehnte an der Wand und rieb sich die Schläfen, er gähnte und massierte sich sein Gesicht. Bart stieß sich von der Wand ab und lief ein bisschen auf und ab. Sein Schädel dröhnte. Nicht schmerzvoll, nur unangenehm. Von den Schmerzmitteln.

Abigail lag im Koma, doch ihr Zustand war stabil. Vielleicht lag sie jetzt jahrelang zwischen Leben und Tot. Dabei war es doch schon so knapp gewesen.

Sie hatte Herzrhythmusstörungen und ihre Lunge war stark verletzt. Zudem hatte sie sehr viel Blut verloren und ihr Gehirn hatte nicht mehr allzu viel Sauerstoff gekriegt.

Mit weiten Schritten ging Philip Maria Bartholomew den Gang hinauf, zum Knotenpunkt des Gebäudes.

Dort, an den PC-Terminals, saß niemand und doch spuckte der Laserdrucker unentwegt Blätter aus.

Der Tresen war für ihn etwas zu niedrig, er schaute von Rechner zu Rechner und da der Bildschirmschoner lief, wusste er nun doch, wie viel Uhr es war. Die dreidimensionale, animierte Schrift, wand und schlingerte auf den Flachbildschirmen hin und her.

Bart schenkte dem Drucker und dem Blätterrauschen nur noch einen weiteren kurzen Augenblick der Aufmerksamkeit.

Denn es klingelte.

Ein Telefon klingelte.

Er schaute sich um, niemand war da und niemand hörte das Klingeln. Er wusste nicht wieso, vielleicht weil er das Klingeln nicht mehr ertragen konnte, er hob ab und zögerte dann den Hörer ans Ohr zu nehmen.

## Rückblick:

12. September 2006

In London war es gerade kurz nach 13 Uhr.

Der Schalter, an dem er anstand, war aus poliertem Marmor und vor ihm waren mehrere Engländer.

Es hieß doch immer, dass Engländer sich überall gerne anstellten und Schlangen bildeten, davon konnte er sich hier nicht überzeugen. Sie rissen sich darum, als Erste dranzukommen.

Na ja, vollkommen egal.

Johan wusste nicht, warum er es tat, aber er bestellte gerade gleich drei Flugtickets auf einmal, und das für ein und dieselbe Route, von London nach Frankfurt am Main.

Schließlich war er an der Reihe.

Die junge Frau trug eine Brille und ihr Lächeln erinnerte ihn an die Frau, die er liebte. Die er nicht mehr sehen konnte, weil er ihr soviel Schmerz bereitet hatte.

Sie war sehr nett.

Sie fragte ihn: „Wann wollen sie denn fliegen?“

Johan stand lässig auf den Marmor gelehnt und auch er lächelte, wenn er unter Menschen war lächelte er oft und lange.

„Das weiß ich noch nicht.“

„Unter Umständen kann das einen Aufpreis bedeuten...“, erklärte sie.

„Ok, verstehe.“

Er nickte und klopfte mit den Fingern auf den Marmor.

Die Belege wurden gedruckt und er nahm die Tickets entgegen.

Er bedankte sich und von dem Schalter weg. Johan wusste nicht, wozu er drei Tickets brauchen würde. Und warum er dafür nach London gekommen war. Aber, er wusste, wo er die Tickets nun hinbringen musste, oder wollte.

Bart hatte den Hörer nun am Ohr und zögerlich sagte er leise: „Hallo.“

„Hallo Mr. Bartholomew.“, sagte eine Stimme, die er nicht kannte. Auf Englisch, klar und mit melodischer Betonung.

„Wie... ?“, wollte Bart ansetzen.

„Erkläre ich ihnen alles.“

Im Hintergrund hörte Bart ein weinendes Kind. Was war da los? Was geschah hier gerade?

Bart setzte sich auf einen anthrazitfarbenen Bürostuhl.

„Wo sind sie und vor allem, wer sind sie? Wie konnten sie wissen, dass ich jetzt gerade am Telefon stand? Woher kennen sie meinen Namen?“

„Sie haben aber viele Fragen.“, sagte er gütig.

„Verscheißern sie mich? Verscheißern sie mich nicht!“

„Schon gut, mein Name ist Johan van Nistelrooy. Die Geräusche, die sie im Hintergrund hören stammen von den Kunden des Supermarkts, in dem ich gerade einkaufe.“

Johan machte eine Pause, er musste einem jungen Mann mit Be-  
sen ausweichen, der gerade den Eingang durchkehrte, irgendje-  
mand hatte ein Glas fallen lassen.

„Bart, so nennt man sie doch, nicht wahr, ich weiß, dass sie  
Schmerzen haben und das sie sich verantwortlich für das Mädchen  
fühlen. Sie denken auch, dass sie für den Tod des Jungen verant-  
wortlich sind. Sie müssen das vergessen, es ist nicht ihre Schuld.  
Sie gaben ihm nicht das Messer und die Drogen hatte er auch nicht  
vor ihnen.“

Bart war baff. Richtig sprachlos.

„Sie wollen wissen, woher ich das alles weiß.“, stellte der Mann  
fest, der angab, sich in einem Supermarkt aufzuhalten.

Bartholomew konnte seinen Ohren nicht trauen.

„Vertrauen sie mir...“

Bart legte entsetzt auf.

Seine Augen waren weit aufgerissen und sein Mund ganz trocken  
und seine Lippen verkniffen.

Im Supermarkt lächelte Johan gerade. Er lächelte ein kleines  
Mädchen an. Es hatte geschrien. Das Kleine saß im Einkaufswa-  
gen und hatte seine Puppe fallen lassen und deswegen so entsetz-  
lich geschrien. Ihre Mutter war am Geldautomaten und hatte sich  
nicht am Geschrei gestört, sie war abgehärtet und entnervt.

Katherina stand an den Regalen, die eingeschweißtes Brot be-  
herbergten. Sie sah, wie Johan das Mädchen still werden ließ. Er  
hob die Puppe auf und berührte das Mädchen mit der Handfläche  
an der Stirn. Das Mädchen war sofort still, als Johan ihren kleinen  
Kopf so festhielt. Ganz zaghaft.

Die Mutter tippte gerade ihren Code ein und Johan hörte, wie sie ihn vor sich hinsummte, natürlich nur in Gedanken.

Katherina erschauerte. Sie sah zu, wie Johan das kleine Mädchen für ein paar Sekunden so hielt und die Kleine schloss ihre Augen, ganz langsam und sie atmete aus.

Sie atmete tief durch.

Katherina ließ das Päckchen Brötchen in den Wagen fallen.

Als Johan dann zu ihr in den Supermarkt kam, flüsterte er ihr ins Ohr: „Ich habe eine Hornhautverkrümmung behoben.“

Er steckte das Telefon flüchtig in seine blaue Jacke.

„Einfach so?“

„Mmh.“, machte er und nickte dabei, er sah sie nicht an, er nickte der Mutter zu, die nun ein rundum gesundes Kind hatte.

Katherina schaute von ihm zu der Frau und zu dem Kind, das total glücklich aussah.

Er griff in seine Tasche und genau in dieser Sekunde, klingelte sein Mobiltelefon wieder. Johan nahm den Anruf entgegen.

Katherina gab er zu verstehen, wer der Anrufer war und bat sie weiter einzukaufen.

Sie nickte ihm widerwillig zu, langsam gefiel es ihr gar nicht mehr. Unzufrieden fuhr sie mit dem Einkaufswagen weiter.

Bart: „Was wollen sie von mir?“

Johan: „Nein, was wollen sie? Wir haben das gleiche Ziel, sie wissen es aber noch nicht.“

„Welches Ziel?“, Bart war verwirrt.



„Sie wissen es noch nicht.“

„Nein, legen sie nicht auf.“, sagte Johan ganz ruhig.

Bart war wirklich wieder kurz davor aufzulegen.

„Woher wissen sie das alles?“

„Am Telefon ist das nicht zu erklären, ich lade sie zu mir ein. Sie sind froh darüber, in wenigen Minuten, das schwöre ich ihnen. Und ihre neuen Freunde, die beiden Polizisten, sind es ebenfalls, eingeladen, meine ich.“

„Wohin, zu ihnen?“

„Ja, wir sind auf dem Weg nach Frankfurt in Deutschland. Frankfurt am Main. Dort werden wir uns treffen.“

„Und wie stellen sie sich das vor?“, wollte Bart wissen.

Johan hatte plötzlich keine Lust mehr so geheimnisvoll zu tun: „Sie werden das schon machen.“

„Warum sollte ich zu ihnen kommen?“

Johan: „Atmen sie tief durch und sagen sie mir, was sie fühlen.“

Bart schüttelte den Kopf, doch er tat es: „Ich spüre den Schmerz noch immer dumpf und glaub jedes Mal die Wunde würde wieder aufreißen.“

Johan: „Wissen sie, was sie von den Schmerzen befreien könnten?“

Bart: „Natürlich, eine Neunmillimeter ...“

Johan: „Sie wissen schon, wen ich meine. Vertrauen sie auf IHN. Sie kennen ihn doch auch. IHM kann man doch vertrauen.“

Bart: „Was soll das jetzt. Ich bin Pfarrer, glauben sie, dass das jetzt zieht? Nur weil ich Pfarrer bin.“

Johan: „Nein, weil sie extrem gläubig sind. Beängstigend gläubig und allen Grund dazu haben, nicht wahr? Sie glauben, ihn persönlich zu kennen.“

Bart schluckte.

„ER“, sagte er und lehnte sich zurück. „Sind sie auch ein Mann der Kirche?“, fragte er umständlich und er hörte Johan nur leise lachen.

„Kann man so sagen und auch wieder nicht.“

Eine Pause.

„Sie glauben, ich spüre es.“, damit legte Johan auf.

Er legte den Hörer weg und doch hörte er Johans Stimme in seinem Kopf, er hörte es und konnte nicht einordnen, woher es kam. Es kam direkt aus seinem Kopf, als hätte er es selbst gedacht. Die Stimme sagte: „Gott wird uns aber nicht helfen.“

Es liegt an uns.

Wir sind auf uns alleine gestellt.

Plötzlich musste Bart sich schütteln, überall kribbelte es.

Er sah Flugzeuge, sie landeten und starteten.

Laut und überwältigend.

Es war Winter, es lag Schnee.

Bart erzitterte, er spürte Wind und Schnee auf der Haut und dann saß er wieder.

Aber nicht auf dem stoffbezogenen Bürostuhl im Londoner Krankenhaus.

Er erkannte das, was ihm als erstes ins Auge fiel. Zwei große, gelbe Bögen auf rotem Hintergrund.

Er saß auf einem hölzernen, gelben Stuhl, der ziemlich unbequem war, weil viel zu gerade. Die Sitzfläche war eben und rechtwinklig zur Lehne. Bart saß dort an einem Tisch, der ebenfalls knallbunt, blau, war. Ihm gegenüber saß ein bärtiger Mann, der etwa 60 oder 65 sein musste, er erkannte die Stimme.

„Noch einmal ein herzliches Hallo.“

Sie gaben sich die Hände.

Johan van Nistelrooy umschloss Barts kalte Hände mit seinen knochigen Fingern. Bart starrte auf die vernarbten Handrücken. Schnitte. Die Ärmel des karierten Hemds rutschten zurück, entblößten verwitterte Knöchel. Die Arme schienen ebenso vernarbt zu sein.

Johan lächelte freundlich: „Seien sie nicht zu verwirrt. Nicht darüber nachdenken. Aber ich wollte ihnen den Ort einmal zeigen, hier werden wir uns treffen.“

Bart war verwirrt: „Im McDonalds?“

Johan: „Ja, morgen.“

Bart: „Ist das Frankfurt, der Flughafen?“

Johan: „Ja.“

Er nickte und lächelte wieder.

Sein Lächeln war gütig, er konnte nichts anderes tun, als dem alten Mann glauben.

Bart: „Sind wir hier wirklich in Frankfurt?“

Der Mann schüttelte den Kopf: „Nein, nicht physisch. Toll, oder?“

Er freute sich.

Bart verstand nicht.

„Wie gesagt, nicht darüber nachdenken.“, sagte er lachend.

Dann schnipste er mit den Fingern beider Hände und schaute ihm einige Sekunden in die Augen.

Bart: „Was machen sie da, was soll das mit den Fingern?“

Er griff nach Barts Händen, konnte sie aber nicht erreichen.

Johan: „Sie wissen jetzt alles.“

Bart: „Ja.“

War das wirklich seine Stimme, hatte er da eben Ja gesagt? Warum wusste er plötzlich alles, und was wusste er jetzt überhaupt?

Johan: „Nicht vergessen, sie dürfen nicht nachdenken. Sie schlittern gleich wieder zurück, kann ein bisschen holprig werden. Und haben sie keine Angst.“

Der alte Mann lachte sich kaputt und hatte plötzlich eine Cola in der Hand, er schlürfte durch ein Röhrchen.

Johan winkte ihm und sog weiter an dem Strohhalm.

Da zuckte Barts Gesicht und er konnte es nicht kontrollieren. Er wurde auf seinem Stuhl hin und her gerissen, seine Arme schlackerten unvorsichtig durch die Luft.

Er fühlte sich selbst nicht mehr, seine Hände schlugen auf den Tisch und er spürte es gar nicht. Es war egal.

Er sah jetzt wieder Flugzeuge, doch wieder nur wie im Traum. Es war kein Wissen von Flugzeugen, es war ein erahnen von ihrer Existenz. Und er sah wie er mit Batters und Ripley zu Heathrow fuhr, es dauerte nur eine Sekunde und sie gingen hinein und zu den Schließfächern.

Er sah eine Zahl.

Ironie.

666.

Die Zahl des Tiers.

Sie standen vor Schließfach Nummer 666, das sah er auf dem Schlüssel.

Die Zahl des Tiers.

666.

Oder war es nur 999?

Keine Zeit mehr.

Ein Blitz.

Ein schwarzer Blitz.

Auf einen Schlag saß er wieder auf dem Stuhl im Krankenhaus.

Die Empfindungen brachen über ihn herein, der dumpfe Schmerz der Hüftwunde. Die Luft und der grobe Stoff des Stuhls und er war wieder erkältet.

Die Krankenschwester schaute ihn an und ihr Blick verriet, dass sie schon ein paar Minuten da stand und ihn beobachtet hatte. Sie hielt ihn sicherlich für verrückt.

Egal.

Er stand auf und entschuldigte sich.

Das war ihm jetzt vollkommen egal.

Aber er musste noch mal telefonieren.

Also nahm er den Hörer und tippte Batters Telefonnummer, die er von einem Zettel ablas, den er sich aus der Gesäßtasche gezogen hatte.

„Willst du auch?“, fragte Katherina.

Sie aß ein Stück Kuchen. Weihnachtskuchen. Viel Schokolade, viel Gewürze, viel dunkle Kuvertüre. Es schmeckte ihr sehr gut.

Johan sagte: „Ja“

Sie fuhren weiter.

Auf ihrer Route.

Johan biss von dem Schokoladenkuchen ab und krümelte in das neue Auto.

In dem Auto war es wohlig warm, sehr gemütlich.

Katherina hatte eine Weihnachts-CD gekauft und die dudelte jetzt im Radio. Gerade lief Bing Crosby.

Davor hatte Dean Martin gesungen.

„Wusstest du, dass ich Dean Martin gekannt hatte?“, fragte Johan. Ihm war klar, dass sie das nicht gewusst haben konnte.

„Den Dean Martin?“, fragte sie erstaunt.

„Ja.“, er lächelte sie an und nickte energisch.

„Es war in Las Vegas gewesen. Am 22. Dezember vor, mmh, genau, 21 Jahren. Er hatte auf einer Feier im kleinen Rahmen gesun-

gen, nur seine Familie, Frerunde, ein paar Bedienstete des Hotels und ich.“

Sie runzelte die Stirn: „Was hast du denn dort zu suchen gehabt?“

„Es war zwei Tage vor meinem Geburtstag, Midlife-Crisis. Keine Familie, keine Freunde, niemand, mit dem ich feiern konnte.“

Er lachte.

„Ich hab mir ordentlich die Lampe begossen.“

„Dieses Jahr wirst du nicht alleine sein.“, sagte sie ihm und drückte seinen Arm. Sie lehnte sich an seine Schulter an und blieb dort, er brach ein Stück von dem Kuchen ab und mampfte es.

„Here comes Santa Clause, here comes Santa Clause ...“, sang Dean Martin und Johan stimmte ein.

Er weinte dabei, Johan war glücklich.

Katherina: „Du, Johan, der Mann mit dem du telefoniert hast, dieser Priester.“

Johan: „Mmh?“

Katherina: „Wie ist der so?“

Johan zuckte mit den Achseln: „Er scheint nett zu sein.“

Sie brummte: „Woher weißt du das?“

„Ich hab doch mit ihm telefoniert.“

Katherina: „Das reicht?“

„Ich habe ein Gespür, was Menschen angeht.“

Diese Aussage machte ihn jetzt selbst stutzig.

Monika Rössler stand in ihrer Küche.

Sie trug unter ihrer weihnachtlichen Schürze ihren blauen Jogginganzug, der mit weißen Abnähern noch ziemlich modisch war. Im Radio lief irgendetwas Weihnachtliches.

Der Boden war weiß gefliest und die Wände waren buntgepunktet, wegen der Tapete, die neu und ziemlich billig gewesen war. Die Kochzeile war nicht besonders groß. Es gab nur einen großen Schrank und man konnte während dem Kochen direkt in das Wohnzimmer sehen. Monika verbrachte viel Zeit in ihrer Küche, so wie ihre Mutter und ihre Großmutter. Das war irgendwie so drin und es machte ja auch Spaß.

Sie backte Plätzchen und kannte das Rezept auswendig. Draußen war es schon ziemlich dunkel, eigentlich stockfinster, wäre da nicht die Straßenlaterne, die durch den dichten Nebel sickerte.

Sie backte die Plätzchen schon seit Jahren.

Vollkommen automatisch ging sie das Rezept durch, sie brauchte:

100 g weiche Butter, Margarine benutzte sie nie, höchstens zum Anbraten

200 g Nussnougat,

1 Ei da sie aber immer gleich die doppelte Menge buk,  
brauchte sie 2 Eier.



1 Päckchen Vanillinzucker

und die abgeriebene Schale von einer halben Orange.

Sie brauchte 1 Prise Salz und

½ TL Backpulver,

75g Halbbitter-Kuvertüre.

Natürlich durfte sie auch das Backpapier nicht vergessen. Sie ging gleich runter in den Keller um alles zu besorgen.

## Rückblick:

Johan war aufgewacht. Nun lag er da. Und mit jedem Atemzug, den er bewusst tat, wurde seine Panik größer.

Wo war er?

Er konnte an nichts anderes denken. Er hatte Angst, so eine panische Angst.

Er wusste nicht mehr, wer er selbst war. Aber daran konnte er in seiner Angst nicht denken. Es ging nicht. Mit einer kalten Hand wischte er sich über die Augen. Sie waren ganz trocken. Sie rieben und das machte in fast verrückt. Er rollte die Augen und sie rieben wie auf Sandpapier. Er stöhnte nasal und leckte sich mit seiner trockenen Zunge über die Fingerspitzen, die ganz salzig schmeckten. Er rieb sich den Speichel in die Augen und es brannte.

Er wand sich von einer Seite auf die andere und wimmerte.

Wo war er? Der Schmerz sagte ihm, dass er noch lebte.

Er erkannte nichts. Es war alles dunkel. Er drehte sich um und sein Körper rutschte über die Bananenblätter, die sie als Unterlage unter ihm ausgebreitet hatten. Er sah etwas helles, doch es kam ihm vor, als wären seine Augen noch geschlossen. Seine Augen mussten noch zu sein, er sah nur die Differenz der Helligkeit wandern, wenn er seinen Kopf drehte. Er griff in seine Augen, sie waren offen, sie sahen. Doch, entweder wurden die Bilder nicht verarbeitet, oder dort war nichts. Nur hell und dunkel.

Das schürte seine Angst.

Er schrie und seine Lunge rasselte, als hätte er eine schlimme Erkältung oder Lungenentzündung. Seine Schläfen pochten. Es wurde noch dunkler, das Weiße pulsierte.

Er hörte ein Raunen und Flüstern, es war nicht zuzuordnen.

Warme Hände berührten ihn, sie streichelten ihn und wollten ihn beruhigen, doch er geriet immer mehr in Panik und schrie und rollte sich von einer auf die andere Seite. Hoffnungslos, den Händen zu entkommen. Seine Wange wurde plötzlich ganz warm. Eine der Frauen presste seinen Kopf an ihren Busen und es war ihm so, als wäre das eine Ohr jetzt taub. Ein Druck lastete auf der Ohrmuschel und er bekam keine Luft mehr, sein Mund war aufgerissen und seine Zunge tanzte in dem trockenen Rachen. Er schnappte nach Luft, doch es ging nicht. Die Panik schnürte ihm den Hals zu. Er hörte jetzt ein regelmäßiges Wummern, es war das Herz, der Frau. Sie sprach beruhigend auf ihn ein und er erkannte einige der Worte. Doch die Bedeutung musste ihm entfallen sein.

Sie hatte Kuvertüre in einem Wasserbad geschmolzen. In einer Schüssel die Butter und das Nougat schaumig gerührt, was ein wenig Kraft brauchte, da die Butter noch sehr fest war, fast gefroren.

Dann schlug sie die Eier auf und gab sie zu dem Butter-Nougat-Schaum, sie rieb ein wenig Orangenschale dazu und riss die Vanillezuckertüte auf und schüttete sie dazu. Jetzt nur noch eine Prise Salz, sie rührte um.

In einer anderen blauen Plastikschiessel mischte sie das Mehl und das Backpulver.

Sie siebte das Mehl unter den Teig und knetete ihn kräftig durch. Als er eine gleichmäßige Farbe hatte und sehr sämig aussah, war es Zeit ihn zu vierteln und die einzelnen Teigstücke zu rollen, so, dass sie etwa zweieinhalb Zentimeter Durchmesser hatten.

Jetzt mussten die vier Teigrollen zwei Stunden kalt gestellt werden.

Kühlschrank auf.

Da fiel ihr ein Joghurt entgegen, der auf dem Boden zerplatzte. Sie murrte und wischte ihn auf.

In dem Moment, in dem sie die geplatzte Verpackung aufhob, und sie beide Hände voll hatte, klingelte das Telefon.

Sie warf den Joghurt in die Spüle und beförderte den Teig mit der linken Hand in den Kühlschrank.

Mit dem Knie drückte sie die Tür zu und leckte sich die Hand ab, die bis zum Gelenk mit Erdbeerjoghurt beschmiert war. Sie sprang ins Wohnzimmer und klemmte sich das Telefon zwischen Schulter und Ohr.

„Hier Monika Rössler, Hallo?“

Sie dachte an die Plätzchen, während sie jetzt mit ihrem Verlobten telefonierte, sie musste den Teig in Scheiben schneiden, sie durften nicht dicker als  $\frac{1}{2}$  cm sein. Dann auf Backpapier und im vorgeheizten Backofen bei 175 Grad backen. Nur etwa 12-15 Minuten.

Sie würde die Kekse auf einem Kuchengitter abkühlen lassen, das sie von ihrer Mutter hatte. Es war zerkratzt und vergilbt. Sie wuschte sich die Hände an ihrer Schürze ab und ließ sich auf die Couch fallen. Ihr Klang in der Stimme war erfreut und entspannt. Sie lachten.

„Jetzt weiß ich, warum man ihn den Chorknaben nennt.“, sagte Thomas. Er klang ein wenig amüsiert.

„Ja, ja.“, und der andere Mann, von sportlicher Statur, in dem hohen und düsteren Raum nickte, ebenfalls belustigt.

Der Mann, den sie meinten, verließ das Gebäude.

Vatikanstadt. Das größte Museum der Welt und zugleich der kleinste Staat. Exponate aller Art. Künstlerische, Religiöse, lebende und tote Reliquien der alten Zeit. Hier war die Welt noch in Ordnung, hier wusste man von Gott und dessen Taten. Wundertaten. Hier verehrte man noch Maria, die Mutter ihres Heilands. Die Mutter des Christus.

Der Mann um den es ging war stämmig, breitschultrig und mit Schuhen 1,76 m groß. Er trug einen feinen, schwarzen Zwirn. Kein billiges Kleidungsstück von der Stange. Der Mann, den sie den Chorknaben nannten, wirkte wie ein Mafioso aus den Gangsterfil-

men, die allesamt in Chicago spielten. Er war ein Gentleman. Sein Gang war der eines Edelmannes, er kroch nicht über den Marmor. Seine Schritte hallten und die Slipper, die er trug, waren äußerst bequem. Er fühlte sich wohl und schwieg, er nickte den Menschen zu, die ihm den Weg kreuzten, als er die Stufen hinunterlief, zu dem Parkplatz, wo sein Wagen auf ihn wartete.

Der Chorknabe war sehr schweigsam und nickte auch dem Parkplatzwächter, den er einigermaßen gut kannte, nur freundlich zu. Er wechselte nie auch nur ein paar nette Worte. Mit niemandem.

Das hatte seinen Grund.

Er mochte nicht sprechen.

Sie nannten ihn deshalb den Schweigsamen oder eben Chorknabe. Chorsänger war er schon lange nicht mehr. Als Sohn einer tirolischen Bauerntochter und eines schweizer Bankiers, war er sehr konservativ geprägt. Als Katholik war er schon in frühester Kindheit oft in der Kirche seines Heimatdorfs gewesen und lernte von seinem Großvater die lateinischen Choräle. Noch bevor er lesen und schreiben konnte, wurde der kleine, schon damals etwas dickliche, Junge, zu einer Privataudienz in die Heilige Stadt zitiert.

Er hatte eine engelsgleiche Stimme, sanft und rein wie die Unschuld der Jungfrau Maria.

Der Papst war so angetan von den Sangeskünsten des Kleinen, dass dieser sofort in die vatikaneigene Klosterschule kam. Mit fünf Jahren wurde er Sänger im Knabenchor und seine Eltern waren sehr stolz auf ihn, er stand im Mittelpunkt und genoss die Zuwendung. Doch er kam sich bald sehr verstoßen vor, weil seine Eltern noch eine Tochter bekamen und er in den Hintergrund trat. Die Musik war alles, was ihm noch blieb. Er suchte nach etwas Neuem.

Er widmete sich dem Gesang, der Bildung und der Kunst. Er studierte Chemie und begann ein Medizinstudium, das er abbrach, als

er 23 war. Bis zu seinem 23. Lebensjahr war er Chorknabe gewesen und das war jetzt gerade mal ein Jahrzehnt her.

Er hatte ein gutes, behütetes Leben gehabt, am Rockzipfel des Papstes. Als auserkorener Liebling des heiligen Vaters konnte er viele Vergünstigungen genießen. Doch schließlich kam auch die Zeit, in der er einsah, dass es so nicht mehr weitergehen konnte. Er verpflichtete sich dem Militär und wurde Sanitäter. Er tötete einen verwundeten Offizier, der seinem Vorgesetzten ein Dorn im Auge war und diese Kompromisslosigkeit fand viel Anklang.

Irgendwelche Leichen hatte doch jeder im Keller.

Der Chorknabe verabscheute großkalibrige Waffen. Natürlich trug er seine Handfeuerwaffe immer mit sich. Aber er bevorzugte die subtilere Art, einen Menschen zu beseitigen. Mit Gift, zum Beispiel. Als hätten seine Lehrer seine Zukunft vorhergesehen, auf der Eliteschule wurden naturwissenschaftliche Fächer sehr gefördert.

Er setzte sich ans Steuer und zog die Tür ins Schloss, langsam, fast behutsam.

Der richtige Name des Chorknaben war Carmelito Zingaretti. So stand es auf seinem Ausweis, seinem österreichischen, denn dort hatte er seinen eigentlichen Wohnsitz, zusammen mit seiner Schwester. In Wien.

Er wischte den Schlüssel, der neu war, wie das Auto, an seinem Jackett ab. Der Schlüssel hatte wirklich nichts, war nicht schmutzig oder so. Erst dann steckte er ihn ins Schloss und drehte ihn um. Dieser Vorgang dauerte lange. Er drehte langsam, bis es klackte, da sprang die Beleuchtung der Armaturen an. Carmelito drehte weiter, bis es erneut klackte, da ging das Radio an und die Scheibenwischer, die er immer anhatte.

Aus dem Radio kam etwas Amerikanischweihnachtliches. Irgendetwas Poppiges und Fröhliches.

Die Scheibenwischer quietschten auf der kalten, trockenen Front. Sie zogen Striemen und das hin und zurück der Metallarme beruhigte ihn, er war ein wenig hypnotisiert. Sein Blick, verschwommen. Er fuhr los, langsam setzte er rückwärts aus der Parklücke. Es war später Abend, die Sonne war gerade untergegangen, als er vorhin hier eingeparkt hatte und auch da waren schon fast alle Parkplätze leergewesen. Ruhig drehte er das Lenkrad und biss sich auf die Unterlippe, die schon wieder wund war. Er hatte kein Kaugummi mehr und auf irgendetwas musste er herumkauen.

Das Geräusch, das er dabei machte, war ein schmatzendes, als nage er eine Hühnerkeule ab oder ähnliches.

Das Radio säuselte und er hielt das Lenkrad mit beiden Händen fest. Pedantisch.

Äußerst pedantisch.

Er hatte Angst, also hatte er sich nicht angeschnallt. Die Angst war das drückende Gefühl des Gurts auf seiner Brust. Das hasste er so sehr. Carmelito hasste Druck. Er konnte unter Druck nichts tun. Nicht denken und nicht handeln.

Aber er arbeitete gut, wenn man ihn arbeiten ließ.

Die Leute, die ihn beauftragt hatten, hatten keine Bedenken und ausnahmsweise waren es alte Bekannte, die seine Macken kannten.

Er hatte akzeptiert.

Alles Weitere würde er per Mail bekommen.

Heutzutage lief doch einfach alles über das Web.



Rom war eine riesige Metropole, es gab viele freie und günstige Wohnungen in der Stadt, doch er hatte ein Appartement in einem modernisierten Bauernhof des 17. Jahrhunderts. Außerhalb der Stadt. Eine gute halbe Stunde Fahrt.

Die Zeit verging wie im Zeitraffer. Er fuhr sehr langsam, als hätte er Angst, der Straße weh zu tun. Die Ampel wurde gelb und er stoppte, vorsichtig trat er das Pedal durch. Er rollte aus, bei 34 km/h musste man nicht stark bremsen.

# Hauptteil

Mittwoch, 20. Dezember

## **Christkindchen, komm in unser Haus**

Christkindchen, komm in unser Haus,  
leer' deine große Tasche aus,  
stell deinen Schimmel untern Tisch,  
dass er Heu und Hafer frisst,  
Heu und Hafer frisst er nicht?  
Zuckerbrezel kriegt er nicht.

*Volksgut*



In den Kaufhäusern bildeten sich schon lange Schlangen an den Kassen. Eine Kassiererin wurde gefragt, wie viel Uhr es denn sei. Sie lächelte freundlich, trotz des Stresses, der vielen Arbeit. „Es ist 9:24 Uhr.“

„Vielen Dank.“, sagte Katherina und nahm die Tüten in die Hand.

In diesem Moment erwachte der Chorknabe in seinem Bett und kratzte sich.

Johan war mit Katherina einkaufen. Sie waren jetzt in Frankfurt und Johan hatte gemeint, dass sie Geschenke einkaufen sollten. Für wen hatte er nicht gesagt.

Katherina verstand nicht, wieso sie Spielzeug kauften und er erklärte es ihr nicht, drückte ihr nur 500 Euro in die Hand und sagte: „Kauf was für einen Jungen mit zwölf Jahren und ein neunjähriges Mädchen. So teuer und wertvoll wie möglich. Hauptsache es passt noch in den Kofferraum, auf der Rückbank wird nämlich kein Platz sein.“

„500?“

„Ja, mach schon, ich muss aufs Klo.“

„Soll ich ein Pony kaufen?“

Er schüttelte den Kopf und trat von einem Fuß auf den anderen.

„Nein, ich dachte an ein Barbiehaus oder so was für das Mädchen und was Elektronisches, mit Waffen dran, für den Jungen. Es ist als Entschädigung gedacht.“

Katherina hob eine Augenbraue.

„Entschädigung?“, fragte sie.

„Ja.“, er zappelte schon. „Ich muss jetzt.“

Er lief steif und mit schnellen Schritten auf die WC´s zu.

Sie konnte nicht allzu viel damit anfangen und bekam auch keine Lösung für dieses Rätsel zugesandt. Er wusste es selbst nicht oder war zu beschäftigt.

Als er fertig war, ging Johan in den Elektromarkt und kaufte dreimal den selben LCD-Fernseher. Die neue Generation dieser flachen Fernseher war von der Bildqualität einen riesigen Schritt weiter.

Er notierte die Adressen, an die er die Fernseher geliefert haben wollte. Der Verkäufer: „Ist es das London? In England?“

„Ja.“, sagte Johan und nickte. Deutsch konnte er gut. Er hatte einige Zeit in Deutschland gelebt.

„Das kann ich zwar arrangieren, aber das wird teuer. Besonders wenn es bis Weihnachten sein soll.“

„Das soll es sein.“, sagte Johan. Er lächelte den jungen Mann an und las seine Gedanken. Er machte sich Sorgen, ob Johan sich das auch leisten konnte, ob er nicht vielleicht einfach nur wahnsinnig war, aus irgendeiner Anstalt ausgebrochen.

„Das geht schon. Bezahlung per Abbuchung.“

Er kreuzte es an und trug alles Nötige ein.

„Wer sind denn die Glücklichen?“, fragte der Verkäufer.

„Drei gute Freunde, sie fliegen extra wegen mir nach Deutschland, heute Nachmittag.“

„Aha.“

Jetzt dachte er, dass er für einen dieser Fernseher auch von England nach Deutschland fliegen würde. Im selben Moment dachte er an Lippen, und Johan sah auch die Augen der Frau für einen Moment, wie im Nebel. Eine unterbewusste Vorstellung, die er da empfangen hatte.

„Ich bin heute in Spendierlaune. Kaufen sie ihrer Hübschen was Schönes.“, sagte Johan und gab ihm einen Fünfziger Trinkgeld.

Er sah noch das erste Bild, das dem jungen Mann in den Sinn kam. Er würde ihr einen wunderschönen Ring kaufen.

Johan hörte den Preis für den Verlobungsring undeutlich, aber er lächelte und legte noch einen Hunderter dazu. Er hatte jetzt lange genug Geld gespart, jemandem diese Freude zu machen, konnte er sich leisten. Kein Problem.

Der Verkäufer dankte entsetzt und steckte das Geld ein. Van Nistelrooy ging pfeifend und mit den Händen in den Hosentaschen aus dem Markt. Er grüßte die Überwachungskamera und spazierte durch die Einkaufspassage. Johan fühlte sich so gut, so saugut. Das Geld wegzugeben war ein schönes Gefühl gewesen. Er würde es nicht vermissen, er hatte zuhause seine Goethe-Büste geplündert. Blieben noch Hölderlin, Schiller, Dumas und Einstein. Das Portemonnaie fühlte sich noch immer schwer an, obwohl er und Katharina schon großzügig einkaufen gewesen waren.

Dieses Geld hatte er gespart um diese Dinge zu tun, er hatte es ja schon von langer Hand planen können.

In der Bäckerei holte er Gebäck für Katherina und sich. In dem Café nebenan bestellte er einen Cappuccino mit Schokolade für sich und einen mit Vanillearoma für Katherina. Sie wartete im Auto auf ihn, er empfing ihre Schwingungen und nahm gerade den Kaffee entgegen. Er zahlte und ging mit weiten Schritten aus dem Kaufhaus. Draußen begrüßte ihn die Kälte, in Deutschland war es kälter als Zuhause in Amsterdam. Es würde heute noch schneien. Aber die Sonne schien und die Luft war frisch und so lecker.

In der Kirche war das Licht diffus und der Morgen war kühl, in der Kirche war nicht geheizt. Warum auch immer. Ihr Atem gefror und Ripley stellte sich vor, wie der Atem in kleinen Hagelkörnern zu Boden fiel. Eine lustige Vorstellung. Natürlich war es nicht so kalt. Sobald sie die Tür geschlossen hatten, wurde es wieder etwas wärmer. Oder es kam ihnen nur so vor. Schließlich war das das Haus der Liebe, der unsagbaren Güte des einen Gottes.

Batters Frau hatte sie drei zum Teufel gejagt, als sie ihr erzählt hatten, was sie vorhatten.

Jetzt waren sie in Barts Kirche und nur Bart wusste, was sie suchten. Jetzt erst sagte er ihnen, was es war, dass er brauchte:

„Wir sind hier wegen einem Schlüssel, der in einem Engel versteckt ist.“

Ripley schüttelte den Kopf: „Na klasse“

Batters murrte: „Hier sind ja so wenige.“

An der Orgel hingen bestimmt zwei Dutzend kleine Engel und auf den Wänden waren sie auch überall zu sehen. Sie sangen und

tanzten. Ihre goldenen Schwingen waren zart und ihre Gesichter rein und göttlich.

„Wo?“

„Ja, in einem der Engel.“

„Sollen wir jetzt jeden Engel abtasten, da kommen wir doch gar nicht dran?“, das war Batters zu blasphemisch.

Engel filzen?!

„Er hat ihn so versteckt, dass ich ihn finden werde und ich habe schon einen Verdacht.“, sagte Bart. Hier kannte er jedes Eck. Er hatte auch bei der Restauration vor zwei Jahren geholfen, hatte die Treppen gestrichen um Geld zu sparen.

Die drei Männer waren dunkel und warm gekleidet. Bart öffnete den Reißverschluss und ging auf den Altar zu. Er erinnerte sich an David und Abigail. Dort auf dem Altar war Blut. Es sah so aus, als hätten sie in einer perversen Satansorgie Blut geopfert. Es war auf dem Marmor und der weißen Decke eingetrocknet. Hier hatte sie gelegen und sich schmerzverzerrt gekrümmt. Schrecklich, er hatte ihr Gesicht vor Augen.

Er hätte besser aufpassen müssen, er hätte es verhindern können. Ganz sicher, da war er sich ganz sicher.

„Lasst es sein. Ich weiß schon wo er ist.“, sagte Bart und zeigte auf die Orgel. Auf den obersten Trompetenengel.

„Woher willst du das wissen?“

„Der Kopf ist schon mal runtergefallen und wir haben ihn wieder angeklebt, aber ein Stück vom Hinterkopf fehlt und da ist ein Hohlraum. Da muss er den Schlüssel versteckt haben.“

„Wie soll er das denn gemacht haben?“

„Keine Ahnung.“

„Woher weiß der Typ überhaupt so viel? Das ist doch unheimlich.“

„Ja. Verdammt unheimlich.“

Bart sagte nichts, er ging die Treppe hinauf.

Batters und Ripley bohrten mit Fragen, auf die er keine Antworten wusste. Ihre Neugier war so stark, dass sie wirklich überall hinfliegen würden, um rauszufinden, was hier vor sich ging.

Ein alter Niederländer rief einen englischen Priester an, um dem zu sagen, dass sie zusammen einen Mann suchen sollten, der englische Jugendliche mit extremstarkem Marihuana versorgte. Klang alles ein bisschen wirr.

Warum das alles?

Bart ging die Treppe hinauf, Stufe für Stufe. Mit stampfenden Schritten. Seine Freunde folgten ihm und liefen mit dem selben Gang, nach vorne gebeugt, um sich nicht zu stoßen. Die Decke war nicht sehr hoch und alle Meter war eine alte staubige Holzverstrebung.

Die Orgel war alt und das lackierte Holz der Tasten war ausgetrocknet und spröde. Man zog sich bestimmt Splitter ein, wenn man darauf spielte. Das Instrument war dennoch schön und der Klang war zwar nicht der Beste, aber er war erhebend und ging einem durch Mark und Bein.

Bart winkte sie zu sich.

„Haltet mich fest.“

Er stellte sich auf die Bank vor der Orgel und zog sich an den kunstvoll geschwungenen Wolken hoch. Der alte Staub knirschte



und rieb unter seinen Fingerspitzen. Er drückte sich hoch und Batters stieg auf die Bank, hielt Bart an der Hüfte fest.

Bart lehnte seinen Oberkörper auf die kleine Fläche hinter den Orgelpfeifen. Das einfallende Sonnenlicht zauberte ihm Streifen ins Gesicht, der Schatten der schmalen und mattglänzenden Pfeifen. Er hatte irgendwie geglaubt hier oben etwas zu sehen, vielleicht ein altes, verlassenes Vogelnest. Aber es gab nichts, nur Staub, kleine bis große Flöckchen. Er musste husten und hoffte, dass der Boden auf dem er lag auch wirklich hielt. Die Dielen waren nicht befestigt, sie lagen nur lose auf dem Rahmen und knirschten, als er mit dem linken Bein nach oben schwang und dann dort aufstand.

Batters sagte etwas, dass er nicht verstand.

Egal, er musste vorsichtig sein, behutsam stellte er sich auf mehrere Dielen. Er kam sich vor wie auf den Planken eines alten Kahns. Kein schöner Gedanke. Bart griff zwischen den Orgelpfeifen hindurch und tastete die Engelsköpfe ab. Den Richtigen fand er nicht.

Er grummelte.

Ripley: „Wir hätten den Engel runter schießen sollen.“

Batters: „Das meinst du doch nicht ernst.“

Ripley: „Natürlich nicht.“

Batters: „Will ich auch hoffen.“

Ripley rief zu ihm hinauf: „Was jetzt? Hast du ihn?“

„Nein.“, brachte er hervor und musste wieder husten.

Da fühlte er mit den Fingerspitzen eine Ritze im Hinterkopf eines Engels. Bart drückte den Daumen auf das Loch und er spürte, wie der Kopf sich löste und hinunterfiel.

„Super.“, brummte er und schaute nach unten.

Der Kopf prallte auf den Boden und es klang so, als wäre der tönerne Engelsschädel in Tausend Teile zersprungen.

Bart setzte sich auf und sah dann zu seinen beiden neuen Freunden herab. Wie sollte er das denn schaffen, es schien ihm jetzt unmöglich wieder hinabzuklettern?

Ripley: „Spring, wir fangen dich auf.“

Batters: „Mach doch keine blöden Witze.“

Ripley: „Wieso nicht?“

Er knuffte ihm in den Oberarm.

Batters erwiderte das.

Bart schmunzelte und schüttelte den Kopf.

Kindisch.

Einfach nur kindisch.

Er versuchte es so, wie er es nach oben geschafft hatte. Er legte sich auf den Bauch und verteilte sein Gewicht auf das dünne Holz. Unter ihm war erst mal nichts, dann kamen die Rohre, die den Druck kanalisieren und zu den Pfeifen transportierten. Das würde seinen Sturz auffangen, ihm aber nicht das Leben retten.

Positiv denken!

Er ermahnte sich positiv zu denken.

Hier war er doch zuhause, das war seine Kirche, gewissermaßen. Und jetzt kannte er wirklich jeden Winkel davon.

Batters betätigte einen Lichtschalter und Bart sah gerade nach unten. Eine altersschwache Glühbirne, eine Funzel, erhellte den

Innenraum der Orgel und Barts Gesicht. Da sah er unter sich eine Leiter.

Und das Licht ging aus.

„Hey, mach es wieder an.“, rief er runter. „Und Ripley, schau mal nach, ob der Schlüssel überhaupt unten ist.“

„Ok.“, Ripley ging die Treppen runter.

Bart kniete sich auf zwei der fünf Dielen und deckte die anderen nacheinander auf. Er schlüpfte zwischen ihnen durch und kletterte dann die Leiter hinunter.

Jetzt war er wirklich „überall“ in dem Gebäude gewesen. Sogar in der Orgel. Er wick den Schläuchen und Röhren aus. Seine Augen brannten ob des Staubs. Er konnte Batters sehen, er war mit ihm auf einer Höhe und dann, unten angekommen, drückte er gegen die Holzwände, bis er ein Scharnier sah und dann die Tür in seine Richtung zog. Die Tür war klein und eng. Doch er konnte sich hindurchzwängen. Von unten hörte Batters Ripley. Er hatte den Schlüssel und Bart trat aus der Wand hervor und nahm ihn in seine rechte Hand, wo er ihn ganz fest umschloss. Nur um zu spüren, dass er Schmerzen bereitete, wirklich da war und kein Hirngespinnst.

Er öffnete seine Hände und schaute ihn genau an.

Er saß am Esstisch und trug nur Unterwäsche. Der Chorknabe schmierte sich ein Mostrichbrot. Der süße Senf war mit Honig verfeinert und er schmierte ihn sich auf das feine, frische Weißbrot. Der Raum war dunkel, da er die Rollläden unten hatte, er zog sie nicht hoch. Er hatte sich mal die Hand an dem rauen Band aufgerissen, mit dem man den Rollläden hochzog oder herabließ.

Seit dem nicht mehr.

Für Licht sorgte nur der Fernseher.

Sein Blick war starr auf das Rauschen gerichtet.

Ameisenkrieg.

Wuselnde schwarze und weiße Punkte.

Schaute man lange genug hinein, konnte man Dinge sehen. Carmelito sah dort ein Gesicht, es bewegte sich, tat seinen Mund auf, als sagte es etwas zu dem Chorknaben. Aber das tat es nicht. Carmelito hörte niemanden sprechen, nur das beruhigende Rauschen des Fernsehers. Er biss von dem Brot ab und rieb seine breite Zunge an der scharfkantigen Kruste. Das tat so gut. Er genoss es, wie der Speichel das feinporige Brot umschloss und es langsam umwandelte. So saß er da. Er wartete, bis das Brot ganz weich war, aufgelöst in warmer Spucke und dann schluckte er es hinunter. Auf dem Weg hinunter schmeckte er dann den Senf im Rachen.

So lecker.

Seine Hände hatten nun nichts mehr zu tun.

Er kratzte sich wieder.

Seine Nasenflügel zuckten, als müsste er niesen und er ließ den Mund offen. Carmelito kratzte mit beiden Händen die Ellenbogen des jeweils anderen Arms. Die Hautschüppchen die sich lösten, blieben unter den abgenagten Fingernägeln hängen und sie wurden immer mehr. Er kratzte die frische Kruste ab und es begann wieder zu bluten.

Carmelito Zingaretti stand dann auf und verließ die Küche, er ging durch das dunkle Haus und stieß sich den Kopf an etwas, das von der Decke hing, er sah nicht, was es war. Er ging weiter und

zog sich dann im Bad um. Er schloss die Tür ab, obwohl noch niemals jemand ihn unerwartet besucht hatte oder ähnliches.

Da stand er vor dem Spiegel und sah sich selbst nur als Schatten, wie er weiterkratzte.

Die Feinrippunterwäsche wechselte er und weil es so dunkel war, sah er nicht, wie unappetitlich übergewichtig er eigentlich war. Er hatte einen weichen Schmerbauch, ganz weich, kein Bindegewebe.

Er sagte – wie sonst auch den ganzen Tag – kein Wort.

Dieses Gespräch war gut. Johan und Katherina unterhielten sich über früher. Die Unterhaltung war angeregt und sie waren auch vorsichtig, den anderen nicht zu verletzen.

Sie saßen im Auto und das Auto stand auf dem Parkplatz.

Überall um sie herum waren Menschen.

Während Johan Katherina zuhörte, schaute er draußen die Menschen an und empfing deren Gedanken. Er sah nur kurze Bilder, die sofort weg waren, wenn die Leute vorüber waren.

Vielleicht hielt die Fahrgastzelle des Mercedes die „Strahlen“ ab. Auf jeden Fall hielt sie den Schnee ab. Kleine, wattige Flocken. Flauschigbauschig. Sie fielen auf die Scheibe und dort schmolzen sie, ganz schnell, denn das Glas war warm.

„Weißt du noch, als wir schwimmen waren. Und du hast eine Schlange mit deiner Hose gefischt.“, sagte Katherina und lachte.

„Mmh. Ja.“

Er musste schmunzeln und wusste es, als wäre es erst gestern gewesen.

Die Schlange.

Er hatte geschrieen wie am Spieß.

Er griff nach Katherinas rechter Hand und küsste sie, küsste ihren Knöchel und wanderte an ihrem Arm hinauf, rieb seine Wange zaghaft an ihrer Schulter.

So gerne würde er alles ungeschehen machen, seit dem Moment, als sie auseinander gingen, nein, schon vorher. Er hätte nicht zulassen dürfen, dass ihr Kind stirbt.

Aber war das das Problem?

War es nicht so gewesen, dass der Tod seines Kindes ihn so aus der Bahn geworfen hatte, dass er nicht mehr zu Katherina finden konnte?

Er wusste es jetzt.

So war es gewesen.

Er hatte sich selbst bemitleidet und sich nicht um seine Frau gekümmert. Katherina hatte ihm das nicht verziehen, das konnte sie nicht.

Er war so einsam gewesen, weil er es nicht anders hatte haben wollen, als Strafe dafür, dass er nun der war, der er war.

Johan hatte sich selbst bestrafen wollen und sich zurückgezogen. Sich vergraben und dreißig Jahre lang nicht aus dem Loch geschaut, aus Angst.

Aus Angst die Frau noch mehr zu verletzen, die er so sehr liebte und niemals mehr hatte verlieren wollen.

Gab man ihnen eine zweite Chance?

Gab ER ihnen eine zweite Chance?

Nach all den Jahren? Es waren nur dreißig Jahre, aber sie kamen ihm wie die anderen Jahrhunderte vor. So schmerzlich kalt und endlos.

Es sah nach einer zweiten Chance aus und nichts wünschte Johan sich jetzt mehr. Er hatte in den letzten Jahren keinen Grund mehr zum Leben gesehen, jeden Morgen so genommen wie er kam und plötzlich war er wieder jung und stand im hüfhtiefen Wasser. Er hörte Katherinas schallendes Lachen und drückte ihre Hand, dort im Auto. Doch er stand schon im Wasser und gerade rutschte ihm die Schlange in die Hose.

## Rückblick:

3. Juli 1973

Das Wasser war warm von der Sonne die den ganzen Tag darauf geschienen hatte, es war etwa sieben Uhr abends.

Er spürte es, wie die Schlange sich von unten in die kurze Jeans schlängelte und riss die Augen auf. Er wurde ganz starr und hob ruckartig den Kopf. Katherina lachte. Sie war glücklich und der Tag war schön gewesen. An diesem Tag hatten sie sich ineinander verliebt. Hatten gewusst, dass sie einander niemals mehr verlieren wollten.

Die Schlange kam seinen Genitalien immer näher und diese Vorstellung bereitete ihm Schmerzen. Er kniff die Augen zu und die Lippen auch.

Katherina bemerkte etwas, sie hatte seine Empfindungen bemerkt. Wie er sich verkrampft hatte.

„Was ist denn los?“, hatte sie ihn etwas beunruhigt gefragt. „Eine Schlange.“, hatte er darauf gesagt und sie mit großen Augen angesehen.

Sie lächelte ihn an und kam vorsichtig näher, watete durch das Wasser auf ihn zu. Ihre Hüften schwangen von links nach rechts.

„Wo?“, wollte sie wissen und sie beruhigte ihn mit ihrer Stimme und ihrer Anmut.

Er schaute nach unten.



Johan: „In meiner Hose.“

Katherina: „Ach, erzähl doch nichts.“

Johan: „Doch.“

Er nickte und sie sah, wie seine Kiefer sich verschlossen, fest aufeinander bisßen und sich verkeilten.

Jetzt glaubte sie ihm.

Katherina wollte von ihm wissen: „Und jetzt?“

Johan zuckte mit den Lidern: „Keine Ahnung, aber die muss da raus.“

Katherina: „Das muss sie wohl. Willst du warten, ob sie vielleicht von alleine rausgeht.“

Sie war so ruhig und sanft.

Er schüttelte den Kopf, warten?

Das konnte er nicht!

Die Schlange musste da raus!

Sofort!

Gerade schlang sie sich um seinen Oberschenkel.

Sie schlängelte sich und er spürte das Reiben auf seiner Haut.

„Was soll ich machen?“

Er sagte nichts.

„Ich hol sie jetzt da raus.“, entschied sie.

Er sah sie an, das gefiel ihm nicht.

Johan van Nistelrooy wollte nicht, dass sie gebissen wurde.

Er glaubte wirklich, dass ihr irgendetwas Schlimmes passieren konnte und er spürte ihre Aufregung.

Katherinas elektrisierende Aufregung, die jetzt schnell keimte. Sie stellte sich ganz dicht an ihn und er hätte ihre Nähe genossen, hätte die Schlange ihn nicht so beansprucht.

Katherina stand nun hinter ihm und schlang die Arme um ihn. Sie fühlte langsam nach seinem Gürtel und öffnete ihn.

„Pscht.“, machte sie und er mahnte sich zur Ruhe.

Behutsam und langsam machte sie ihm die Hose auf und zog sie ein Stück weit nach unten.

Die Schlange glitt aus der Jeans und Johan konnte aufatmen. Katherina machte alles so einfach.

Die schöne junge Frau knöpfte seine Jeans langsam zu und küsste ihm den Nacken.

Batters Familie frühstückte, seine Frau Carol mit den beiden kleinen Kindern, seiner Tochter Cassandra und Dennis, dem dreijährigen Sohn, der Mortimers Augen und die Art sich umständlich zu Bewegen geerbt hatte.

Dennis aß einen Bananengrießbrei und er schmeckte ihm nicht. Er war jetzt in dem Alter, wo ihm nur noch sehr wenig schmeckte. Zumindest glaubte Carol das.

Bei Cassie war es auch so gewesen, sie hat auf einmal ganz genaue Vorstellungen von ihrem Frühstück gehabt. Cassie aß eine Handvoll Cornflakes mit ein paar Rosinen, die mochte sie, weil sie so schön weich und beim Draufbeißen so süß waren. Die Milch hatte sie heute auch wieder in der Mikrowelle erwärmt. Sie war zu lange drin gewesen und zu heiß gewesen. Der Brei dampfte noch und Dennis auf seinem Hochsitz, stocherte desinteressiert daran herum. Er wollte lieber das essen, was seine große Schwester auch aß. Die Cornflakes kaute er aber nicht und schluckte sie so runter, quengelte dann wegen Bauchschmerzen. Carol nahm ihm den Löffel weg und begann ihn zu füttern.

Dabei schaute sie mit einem Auge auf ihre kleine Cassie, die die Frühstücksflocken gierig verschlang und sie dann zahnlückig anlächelte. Carol war gereizt, ihr Mann war mit seinen beiden Freunden weg. Sie zogen bestimmt durch die Pubs ...

Sie saß hier bei ihren Kindern und musste sie behüten und alles.

Carol war ein wenig neidisch und fand es unfair. Sie wollte mit um die Häuser ziehen. Doch sie wusste auch, dass die Männer nicht wirklich trinken waren.

Jetzt war es kurz vor zehn und sie schaute auf die Uhr, als würde sie zu ihr sprechen. Sie nickte sogar, als hätte sie gerade einer richtigen Aussage der gelben Sonne zugestimmt.

Nein, sie nickte nur wegen der Anspannung, mit dem linken Arm fütterte sie Dennis, der ihren Anflugmanövern immer wieder auswich. Und mit dem rechten Arm schmierte sie sich ein Roggenbrot mit Joghurtcremeaufstrich. Sie streute ein bisschen Schnittlauch darüber und als sie dann versuchte noch ein Radieschen einhändig zu schneiden, rutschte sie ab und schnitt in das Tischtuch. Sie fluchte und in dem Moment, als Cassandra ihr erklärte, dass sie das Wort nicht sagen durfte und das ganz böse von ihrer Mama fand, dass sie es benutzte und sie es nicht durfte und so weiter, da sah Carol Bilder vorbeihuschen.

Szenen aus ihrem Leben, die mit dem Tischtuch zu tun hatten und ihre Eindrücke waren sehr unterschiedlich.

Da sah sie schöne Momente: Sie und Mortimer auf dem Tisch, zum Beispiel. Oder Geburtstage.

Aber auch Unschöne, wie sie hier gesessen hatte, als ihr Vater gestorben war und sie ans Telefon ranging und später auf die Decke Tränen tropften ..

Ja.

Sie hatte das Tuch, rot und weiß, von ihrer Schwiegermutter bekommen.

Sie zischte: „Zum Glück ist es kaputt.“

Froh es endlich wegwerfen zu können, war es ihr dann auch egal, als Cassie die Milch aus ihrer grünen Keramikschüssel verschüttete und nicht leer trank, wie sie es eigentlich hätte tun sollen.

Sie dachte immer noch an Mortimer:

„Warte nur bis du nach Hause kommst!“

Bart schlief. Aber warum, war er so erschöpft, oder war das kein Schlaf?

Sie wussten es nicht, aber er schien den Schlaf zu brauchen, als sie auf der Heimfahrt zu Batters waren. Also weckten sie ihn nicht und ließen ihn im Auto liegen. Ripley deckte ihn noch mit der braunen Hundedecke zu. Die hatte mal Timmy gehört, einem alten, tauben Polizeihund, der war aber schon etwas länger tot.

Die Decke roch sogar noch nach dem Hund und war das letzte, was an den lieben Drogenspürhund erinnerte.

„Glaubst du Carol wird doll ausrasten?“, fragte Ripley.

„Aber ganz sicher.“, Batters nickte energisch. „Ho ho, das wird was.“

„Ja, nicht nur, dass du zum Frühstück gefehlt hast...“

„Ja.“

Ripley war amüsiert. Batters weniger.

„...du wirst auch an Heiligabend fehlen.“

Batters winkte ab: „Lass mich bloß gehen.“

Ripley ging hinter ihm. Er lächelte etwas, verstohlen.

Batters kramte in seinen Hosentaschen nach dem Hausschlüssel: „Und lass das selbstgefällige Grinsen!“

Da ging die Tür auf und Ripley war froh, hinter seinem Freund zu stehen, nicht etwa vor ihm oder gar an seiner Seite.

Carol funkelte sie beide an. Aber sie würde vor den Nachbarn keine Show abziehen und warten, bis sie drin waren.

Ripley kam es so vor, als hätten sie das, was jetzt geschah, lange einstudiert. Trainiert, wie die Wrestler vor einem Schaukampf.

Wie Ballett.

Er stellte sich Batters, der ja groß und kräftig war, mit rosa Slippern in einem kleinen, engen Leibchen vor. Er musste ein Lachen verkneifen. Das sähe lustig aus. Batters hatte breite Schultern und seine Hüften waren ausladend.

Sein Hals war dick und stiernackig und sein Gesicht grimmig verzogen. Auch Carol sah so aus, als würde sie sich einen unerbittlichen Kampf mit ihrem Mann liefern wollen. Bis auf die Knochen. Sie fletschte die Zähne und begann zu schreien.

Was sie schrie war eigentlich egal, Batters konnte ihr auch gar nicht zuhören. Es war zu schrill und zu laut. Er konnte nicht zuhören! Es war unmöglich, einfach unmöglich.

Um was es ging, war ihm sowieso klar.

Er hatte ihr nicht gesagt, wo er hingefahren war.

Wo das Auto, mit ihm am Steuer, war.

Mortimer hatte das Frühstück verpasst.

Er blaffte etwas zurück, was nicht viel Sinn gemacht hatte.

Nur, um auch zu Wort zu kommen.

Ripley stand da, mit gesenktem Kopf, damit sie sein leises Lächeln nicht sahen. Er fand das alles ziemlich komisch, es tat ihm ja leid, aber so war es.

Und Mortimer hatte ihr ja noch gar nichts von Weihnachten erzählt, nur angedeutet. Das holte er jetzt aber nach, als Carol Luft holte.

Sie atmete noch mehr Luft ein, wo das alles hinging konnte Ripley sich gar nicht vorstellen.

Carol würde die Luft brauchen um alles zu sagen, was sie sagen wollte. Sie begann mit: „Waaaaaas? ...“

Den Rest wollte Ripley sich ersparen, er ging in die Küche, an Carol vorbei, die ihn nicht ansah. Er zog seine hängenden Schultern ein und schlüpfte hinein.

„...wie kommt ihr darauf, einfach so, wegen einem Fremden...“

Da klingelte das Telefon.

Carol hatte sogar geholfen! Sie konnten sich nicht erklären, was Johan van Nistelrooy ihr gesagt haben musste, dass sie ihnen nun beim Packen half.

Bart schlief noch immer und Batters Tochter stand am Auto und schaute den fremden Mann durch die Fensterscheibe an.

Cassandra hauchte die Scheibe an, sie ging gründlich vor, bis Barts ganzes Gesicht verdeckt war. Er hatte den Kopf gesenkt und war noch immer in der Hundedecke eingehüllt. Nichts würde ihn wecken. Er schlief wie Dornröschen, oder war er eher Schneewittchen?

Nur ein Kuss konnte ihn wecken.

Wie wurde eigentlich Dornröschen geweckt?

Sie malte ein Hasengesicht mit langen Löffelohren auf die Scheibe.

Ripley stand hinter ihr und schaute ihr zu, er hatte seinen Koffer schon eingeladen. Er hatte eine Uniform, zwei Pullover und zwei Jeans dabei. Batters würde von seiner Frau bestimmt noch ein zusätzliches Paar Unterwäsche kriegen. Ihm hatte sie auch versucht, noch Socken anzudrehen.

„Wir fliegen nach Deutschland, da kann man auch Baumwollsocken kaufen. Wir sind ja nicht irgendwo in der Pampa. Frankfurt ist eine der größten Städte in Deutschland.“, hatte er ihr erklärt und etwas eingeschnappt hatte sie geantwortet: „Na dann.“

Und dann war sie gegangen und er hatte seinen Koffer geschlossen.

Aber sie war wiedergekommen: „Und wo wollt ihr Geld wechseln? Die haben doch dort den Euro.“

Ripley griff in seine Hose und zog sein Portemonnaie hervor. Die Brieftasche war speckig und alt. Das Leder war braun und fleckig, er klappte es auf und winkte mit ein paar europäischen Banknoten.

„Vorgesorgt.“

Sie hatte geschraubt und war gegangen. Jetzt war sie runter in die Küche gegangen um zu sehen, ob sie auch Euros in ihrem Hausrat hatte.

Carol Batters hatte etwa 25 Euro aufgetrieben und sie Mortimer gegeben, als sie sich ans Steuer ihres Ford Galaxy gesetzt hatte, um die Männer nach Heathrow zu fahren.



Keine weite Strecke. Nach ereignislosen fünf Minuten parkten sie und luden aus. Bart erwachte und stieg aus, er bewegte sich sehr schnell und sagte kein Wort.

Etwas irritiert schauten sie ihn an, als er, kaum weggegangen, mit zwei Gepäckwagen zurückkam und die Koffer mit mechanischen Bewegungen auflud. Es ging sehr schnell und er verzog keine Miene. Was war hier nur los?

Ein fremder Mann rief sie an und bot ihnen an, gemeinsam mit ihm einen Mordfall aufzuklären. Dafür mussten sie nach Deutschland und er schien genau zu wissen, welchen Ärger Mortimer mit seiner Frau gekriegt hätte, wäre er einfach so über die Weihnachtsfeiertage weggeblieben. Was dieser ja selbst nicht wollte. Wie hatte dieser alte Mann sie nur so beeinflussen können? Wie hatte er das gemacht? Das alles?

Jetzt war der schwarze Priester zu einem Roboter mutiert, zu einem stummen Zombie.

Ripley packte ihn an der Schulter, doch Bart reagierte nicht darauf. Er tat überhaupt nichts, als den Gepäckwagen mit rasselnden Reifen in das Flughafengebäude zu schieben.

Carol gab ihrem Mann noch einen Kuss und Batters verabschiedete sich auch von seinen Kindern.

Ripley pfiff ihm von der anderen Straßenseite zu. Er hatte den zweiten Gepäckwagen.

Er wollte Bart nicht aus den Augen verlieren und folgte ihm.

Philip Maria Bartholomew raste über die Gänge und stoppte abrupt vor der Flughafenmission. Er kannte die Nonne, die hier für das Seelenheil gläubiger Reisender sorgte.

Ripley konnte ihn kaum einholen, schon fuhr er durch die enge Tür der Mission und wurde dann schlagartig langsamer.

Sein Blick wurde klar und er musste sich erst mal umsehen, er wusste nicht, wie er hierher gekommen war. Ripley kam jetzt auch durch die Tür, mit dem zweiten Wagen.

„Ich dachte wir wollten zu den Schließfächern.“, bemerkte er und gestikulierte.

„Ich auch, ich auch.“

„Aber was wollen wir dann hier?“

„Keine Ahnung.“

Mit einer hastigen Bewegung zog er den Schlüssel aus seiner Gesäßtasche und drehte ihn in den Finger.

Ripley ließ den Wagen stehen: „Was jetzt?“

„Ich sehe etwas.“

„Ich auch, ich sehe einen verrückten 1,90 Typen der mit einem Schließfachschlüssel in der Flughafenmission steht und sich sehr seltsam aufführt.“

„Sehr seltsam.“, sagte Batters, der gerade noch gesehen hatte, wie sie hier hinein abgebogen waren.

Bart sah vor sich, wie Johan van Nistelrooy diesen Raum betrat. Als wäre er nur ein Schatten, eine Erinnerung. Es war vorbei, vor einiger Zeit geschehen und er sah nur noch die Erinnerung des Raums daran.

Johan huschte durch den Gang und er konnte nicht verstehen, mit wem oder was er sprach. Aber dann wurde die Nonne immer deutlicher. Zuerst nur ein Schemen, der den Schlüssel in der Hand

hielt und dann von Johan, dem weißlichen Schatten, etwas bekam. Von hinten kam die Nonne heran und verschmolz mit der Erinnerung. Sie trat an die selbe Stelle wie damals und eine leuchtende Aura umgab sie.

Als sie etwas sagte, zuckte Bart und sah wieder alles so, wie es alle anderen sahen. Er gab ihr den Schlüssel, noch während die Nonne mit den rotbraunen Haaren fragte, was sie hier wollten.

Sie sprach ruhig und nickte dann.

Kurz verschwand sie und kam dann wieder mit den Tickets zurück. Sie lächelte und schaute auf die Aufschrift.

„Beeilen sie sich. In vier Minuten geht ihr Flieger.“

Sie bedankten sich und die Nonne nickte nur, sie ging zurück in ihre Wohnküche, schaute Fernsehen und trank einen Kaffee.

An der Wand über ihr hing ein modernes Kruzifix aus Kunststoff, mit einem leidenden Jesus, der die Augen von der Welt abwendet über die er Herr sein sollte.

In der Filiale einer großen Fast-Food-Kette saß Monika an einem grünen Tisch und aß einen Cheeseburger. Sie aß langsam und kaute gründlich, hatte Zeit und wartete. Die Zeit verging nur langsam. Der Musiksender, der auf dem Fernseher dudelte, zeigte die Uhrzeit an.

Ihr Freund war schon zehn Minuten über der Zeit. Sie wollten sich hier treffen.

Ein Schluck Apfelschorle.

Einen Bissen Burger.

Kauen.

Kauen.

Kauen.

Geschmack genießen.

Schlucken.

Auf den Fernseher schauen, Uhrzeit sehen.

Ein Schluck Apfelschorle.

So lange, bis der Fernseher ausging.

Der Cheeseburger aufgegessen war oder die Schorle leer war.

So lange, bis ihr Verlobter wieder gelandet und bei ihr war.

Es lief Hip Hop, und dann, Werbung.

Handy klingeltöne und Bildchen.

Im Abo für nur 5 Euro.

Wow, mein Handy kann furzen.

Am Anfang war es ja noch lustig gewesen.

Sie achtete nicht auf die anderen Menschen und sah so auch nicht, wie Johan van Nistelrooy und Katherina Verhey sich an den runden Nachbartisch setzten.

Sie schaute dann doch nach rechts und sah das ältere Paar, so wie man Fremde anschaute. Ohne irgendetwas auszudrücken.

Einfach nur eine Kenntnisnahme.

Sie aß weiter und knüllte das Papier dann zusammen.

Monika schaute weiter auf den Fernseher.

Jetzt lief Popmusik.

Es klang sehr nach Britney Spears, sie war es aber nicht, sah zu dünn aus, irgendein anderes Popsternchen, kaum erglommen schon versunken.

Johan wusste, wer da an dem anderen Tisch saß.

Wegen ihr waren sie ja jetzt hier.

Und dieser Tisch, er erkannte ihn wieder. Hier hatte er gestern schon mal „fast“ gegessen und mit Bart gesprochen.

Johan und Katherina berieten sich auf Niederländisch, was sie sich holen wollten.

Sie einigten sich und Katherina stand auf um es zu kaufen.

Johan lächelte ihr nach und da kreuzten sich die Blicke von Monika und ihm.

„Ein schöner Morgen, oder?“

Smalltalk.

Monika ließ sich darauf ein, wieso auch nicht.

Ein bisschen widerwillig entlockte er ihr: „Ja. Es wäre mir aber lieber, wenn kein Schnee liegen würde. Ich fahre nicht gerne wenn es so glatt ist.“

„Mmh, klar.“, der alte Mann nickte, als wüsste er sehr genau, was die junge Frau damit sagen wollte.

Er nickte und sah zu Katherina, die sprach gerade zu dem jungen Mann in schwarz und gelb, der ihre Bestellung entgegennahm. Seine Haare standen wegen dem Haargel zu Berge, einfach albern.

Monika schaute auf Johans Hände, sie waren alt und knochig, aber seine Finger waren gepflegt und die Haut auf den Handrücken

vernarbt, aber rosig. Keine Ringe, kein Schmuck am ganzen Leib. Keinen den sie sehen konnte.

Sie tat das unbewusst, aber Johan bemerkte es.

Er lächelte sie an. Monika war das ein wenig peinlich, sie wendete sich ab und schlürfte Schorle.

Johan ignorierte es und blätterte die Kinozeitschrift durch. Monika sah wieder auf ihr Essen, dann auf den Fernseher und dann streifte ihr Blick wieder durch den Raum und blieb bei der alten Dame hängen, deren Begleiter harmlosen Smalltalk mochte.

„Sie warten sicher auf ihren Freund, mmh?“, fragte Johan und sah von der Zeitung auf, er blätterte die Seite langsam um.

„Ja, ich warte auf meinen Verlobten. Er müsste eigentlich schon längst da sein, ich habe am Empfang gewartet, aber die Maschine schien noch nicht gelandet zu sein.“

„Das ist alles wegen dem 11. September. Die Flugzeuge werden immer und immer wieder kontrolliert, da kommt es schon mal zu Verzögerungen. Kein Grund zur Sorge.“

Monika nickte zustimmend und lehnte sich zurück. Es gefiel ihr nicht, dass dieser Kerl ihr sagt, dass sie sich keine Sorgen machen müsste. Sie machte sich keine Sorgen! Sie war doch keine hysterische Pute.

Johan schien wieder zu lesen, sah kurz zu seiner Frau auf.

Monika nahm zumindest an, dass es seine Frau war, auch wenn er keinen Ring trug. So ein Ring war ja kein verbindliches Zeichen. Jeder konnte einen Ring tragen, musste ja aber nicht, er konnte ihn ja auch verloren haben. Aber sie hatte auch keine Druckstelle bemerkt.

Dann las er wieder und seine Lippen bewegten sich, er sprach beim Lesen leise mit - darauf achtete sie natürlich als Lehrerin besonders. Er öffnete nun den Mund und sie sah seine gelblichverfärbten Zähne, sie waren nicht kariös, verfault oder das Zahnfleisch entzündet. Nur ein wenig zu gelb, das konnte vom Rauchen kommen, vom Tee, vom Kaffee oder der falschen Ernährung. Seine Zunge, die locker im Unterkiefer lag, zuckte kurz, irgendetwas wollte er sagen. Aber er sagte nichts.

Er schien zu überlegen und sah sie dann ruhig an, sein Mund ging ein kleines Stück zu und seine Lippen umspielte ein Lächeln. Er drehte seinen Kopf zu ihr und fragte dann: „Haben sie diesen Ring von ihrem Verlobten?“

Sie nickte und senkte den Blick.

„Der ist wirklich wunderschön. Ist das ein Tigerauge?“, wollte er wissen und beugte sich vor.

Sie sah auf ihre Hände, auf den Ring, den sie seit drei Monaten nicht mehr abgelegt hatte.

Mit dem Daumen derselben Hand spielte sie an dem goldenen Ring, ließ ihn ein bisschen hin und her gleiten. Sie sah das Schmuckstück verträumt an.

„Ja, das ist Tigerauge. Das ist mein Lieblingsstein.“

Johan nickte wissend: „Dieser Stein soll bei Kopfschmerzen helfen und bei Erkältungen.“

Sie lächelte freundlich, wollte er ihr jetzt von den mystischen Heilkräften der Minerale erzählen? „Hoffentlich nicht.“, dachte sie und lenkte ein: „Sind sie verheiratet?“

Er schüttelte den Kopf und schob das Heft von sich, er lehnte sich zurück und wirkte nachdenklich. Er presste die Lippen aufeinander und seine Augen funkelten, als er sagte: „Nein, aber beinahe hätten wir wirklich geheiratet ...“

Er machte eine bedeutungsvolle Pause und kam wieder näher: „Es ist eine traurige Geschichte. Unsere Tochter ist bei der Geburt gestorben. Der Schmerz hatte uns getrennt, es war wohl auch meine Schuld. Ich habe es nicht ertragen. Der Schmerz war zu groß, wir haben es nicht geschafft.“

Monika nickte mitfühlend, warum hatte sie ihn nur gefragt!

Warum!

Oh, Mann!

Jetzt strahlte er plötzlich: „Und gestern rief sie mich an. Nach über dreißig Jahren.“

Er strahlte und rutschte auf der glatten Bank umher.

Monika nickte vor sich hin: „Das tut mir leid.“

„Schon gut.“, sagte er und nahm ihre Hand. „Jetzt wird alles wieder gut.“

Und leise sagte er, fast ein Flüstern: „Bei Gott.“

Es wurde ihr langsam unangenehm, er hielt ihre Hände nun schon ein paar Sekunden zu lange. So ein wirrer alter Mann. Sie war froh, dass er nicht stank. Viele alte Männer hatten die Angewohnheit zu stinken, das fand sie grässlich.

Noch ein paar Sekunden zu lang.

Er ließ ihre Hände nicht los, doch sie wagte es nicht, sie ihm zu entreißen. Der Druck war unangenehm und irgendetwas versetzte



ihr einen stechenden Schmerz in die Handfläche. Nur ganz kurz, vielleicht war es die Anspannung, ein stechender Nerv.

Ihr wurde dennoch kurz übel, nur ein wenig, ihr Magen fühlte sich nicht gut an. Dann verschwand es wieder und er ließ sie los, er schien ihr Unwohlsein bemerkt zu haben.

„Nur ein paar Sekunden zu lang.“, sagte sie sich. „Kein Grund für einen Aufstand, er ist nur nicht mehr der Jüngste und er meint es auch nicht böse. Er ist nur nicht ganz bei Sinnen, weil er nach einer Ewigkeit seine Frau wiedergefunden hatte.“

Ein wenig verdattert sagte er dann: „Es tut mir leid...“

Doch er fing sich schnell wieder: „...“, ich habe mich noch gar nicht vorgestellt. Mein Name ist Johan van Nistelrooy.“

„Ich bin Monika Rössler.“, sagte sie und nahm ihre Hände nun nah an den Körper, noch mal würde sie nicht die Hände in seine Nähe bringen.

Johan lächelte weiter, er schaute dann langsam weg und zu Katherina Verhey.

Katherina nahm das Tablett auf und der junge Mann wünschte ihr einen schönen Tag. Sie bedankte sich: „Gleichfalls.“

Monika hörte die Stimme der älteren Dame, sie war angenehm. Monika Rössler rieb sich zunächst unbewusst die Hand.

Dann ließ sie es und trank ihre Apfelschorle leer.

Ihr Ringfinger zuckte.

Sie sah ihre Hand entsetzt an und begann zu zittern.

Sie massierte ihre Hand und Johan sah ihr dabei zu.

Monika bemerkte seinen Blick nicht.

Ihr Zittern wurde immer stärker und ihr Blick verschwamm in Tränen.

Es war ihr so, als wäre es plötzlich später Abend. Ein Schleier war vor ihren Augen. Ein dunkler Schleier, der wie in seichem Wind wehte. Der Schleier schimmerte in allen Farben.

Warum prickelte ihre Hand, ihr ganzer Arm, so seltsam?

Ihr Magen rebellierte gegen die Pommes frites, den Burger, gegen das kohlenensäurehaltige Getränk. Sie schüttelte ihren Kopf und sie sah nichts mehr.

Sie konnte nicht sehen, wer gerade auf sie zukam, doch sie hörte die Stimmen der Männer. Ein heilloses Durcheinander, wegen dem Rauschen in ihrem Kopf konnte sie nicht verstehen, was die Männer sagten. Ein Murmeln und Flüstern. Die Stimmen kamen näher, doch sie blieben unverständlich für Monika. In ihrem Kopf herrschte schon bald ziemliche Unordnung.

Sie hielt die Luft an, damit er sie ihr nicht nehmen konnte. Sie spürte fast, wie jemand ihre Gedanken durchstöberte, wie ein Sammler auf einem Basar.

Monika wollte das nicht.

Ihr Verstand schrie und kämpfte dagegen an.

Johan war in ihrem Kopf!

Monika stöhnte: „Nein!“

Ihre Stimme klang gepresst: „Was ist hier los?“

Er zwang ihr Ruhe auf und da kam Katherina zurück an den Tisch. Monika schwieg augenblicklich, ihr Kopf fiel in den Nacken und ihre Muskulatur entspannte sich. Katherina schaute Johan säuerlich an und sah dann zu Monika hinüber.

„Johan! Was hast du gemacht?“

„Nichts.“, sagte er und verschränkte die Arme.

Katherina warf Johan einen bösen Blick zu.

Johan verzog sein Gesicht, kniff den Mund zusammen und verschränkte die Arme. Er ließ Katherina wissen, wer Monika war und warum sie so wichtig war.

Katherina nickte und strafte ihn mit ihren Blicken.

Sie tippte Monika an, die wie schlafend dasaß.

Monika wurde kreidebleich im Gesicht.

Katherina nahm ihre Hand: „Gehen wir kurz raus.“

Sie musste der jungen Frau aufhelfen. Langsam öffneten sich ihre Augen und sie schaute Katherina an, als wäre sie ein fremdartiges Geschöpf. Etwas Faszinierendes.

Johan murrte etwas.

So hatte er sich das nicht vorgestellt.

Woher hätte er wissen sollen, dass die Kleine derart abdrehte?

Er schüttelte den Kopf, er hätte es wissen müssen!

Warum hatte er das nur nicht!

Es gab Dinge, auf die er keinen Einfluss nehmen konnte, das wurde ihm jetzt wieder bewusst. Wenn es geschehen sollte, geschah es auch. Johan konnte daran nicht viel ändern.

Er fühlte sich machtlos und aß etwas, ohne zu achten, was es war.

Katherina stieß die Tür auf und zog Monika hinter sich her. Die junge Frau taumelte auf unsicheren Beinen.

Auf dem WC übergab sich Monika zuerst und dann begann sie zu schreien.

Katherina hielt sie fest und versuchte sie zu beruhigen.

Sie versuchte ihr in die Augen zu sehen.

Doch Monika wich immer weg und rollte die Augen.

Monika wollte wissen, was sie von ihr wollten. Und sie hatte Angst. Warte nur Johan, dachte Katherina.

Warte nur.

Er hatte der jungen Frau eine Heidenangst gemacht.

Höllische Angst.

„Seid ihr Aliens oder so was? Was wollt ihr von mir? Ich habe nichts für euch.“

Sie wollte sich losreißen.

Katherina schnaubte.

Sie war sich sicher kein Alien zu sein. Sie war keine Außerirdische. Aber Johan hatte ihr nie gesagt, woher er kam, ursprünglich. Es würde sie nicht wundern.

Aber...

„Ganz ruhig, Monika. Beruhig dich. Schschsch.“

Sie nahm die kleinere Frau in den Arm und hielt sie fest, sie hielt ihr den Mund zu, damit sie nicht weiterschrie.

„Ganz ruhig.“

Sie wimmerte und wand sich.

Man konnte die Panik in ihren Augen sehen.

„Ganz ruhig. Psch!“

Katherina streichelte Monikas Wange.

Sie nahm Monika wieder in den Arm und ging mit ihr zu den Waschbecken.

„Geht es jetzt wieder?“, fragte Katherina und stützte sie, half ihr zum Waschbecken. Der Wasserhahn sprudelte erst, als Monika ihre beschmierten Hände darunter hielt.

Der Druck war stark und mehr Wasser prallte von ihren Händen ab, als sich dort fing.

Monika warf sich das Wasser ins Gesicht und wischte sich dann über den Mund.

Sie knurrte und wand sich aus Katherinas Griff.

Katherina spürte Johan in ihren Gedanken, er wollte ihr etwas sagen. Egal was er sagte, er würde es nicht besser machen.

Der alte Depp hatte alles durcheinander gebracht.

Als sie wieder rauskamen, schickte Johan Monika eine Art „Eingebung“. Sie zog ihr Handy aus der Jacke, die über dem Tisch lag und ging weg.

Katherina schaute ihr hinterher.

Dann funkelte sie Johan an.

„Du bist so ein Idiot.“, sagte sie laut und Johan presste die Lippen zusammen. Er antwortete nicht.

„Wo geht sie jetzt hin?“, wollte sie dann wissen.

Er schien zu schmollen, hatte die Arme wieder verschränkt.

„Alter Narr.“, sie verzog die Mundwinkel zu einem gequälten Lächeln. „Was soll das denn alles?“

„Ihr werdet es erfahren, es wird dir nicht gefallen, es ist aber egal, es muss getan werden, es ist egal, auch wenn es dir nicht gefällt...“, er überflutete sie mit seinen schnellen Gedanken und ihre Schläfen zogen plötzlich.

Ein Gehirnkrampf.

Sie trat ihm gegen sein Schienbein und er hörte auf.

Katherina schaute ihn böse an. „Schwachkopf.“

„Bitte...“

„Was denn?“

„Du musst das doch verstehen.“

„Ja, was denn? Was soll ich denn verstehen? Du machst alle verrückt und ich weiß nicht wieso, du sagst ja nichts. Sitzt nur hier und manipulierst dieses arme Kind. Und mich.“

„Es ist auch wirklich wichtig.“, sagte er jetzt laut und lehnte sich zurück.

„Worum geht es denn?“, hörte er sie denken.

Er sagte es nicht.

Sie hörte nichts und empfand auch nichts.

Johan schnaufte nur resignierend.

„Ich kann es euch nicht anders zeigen. Ich kann es nicht...ich werde euch alles erklären...Monika ist telefonieren, um ihren Verlobten anzurufen, dass es nichts aus ihrem gemeinsamen Videoabend wird, sie wollten zu ihren Eltern gehen...besser gesagt, sie spricht auf seine Mailbox...das alles fällt flach.“

„Aber was ist dort denn, es geht doch nicht mehr um die Hanfpflanzen in dem LKW und den Kindern in London, oder“

Er schnalzte mit der Zunge und atmete tief durch.

Johan streckte eine Hand aus um Katherinas Gesicht zu streicheln. Es war so schön gewesen, wunderschön, jetzt war es das auch noch, nur anders. Älter, sicher, aber auch reifer. Sie hatte jetzt, mehr denn je, etwas von seiner Mutter. Die Haut war warm und trocken.

Katherina Verhey schaute ihn dabei einfühlsam an.

„Es wird dir nicht gefallen. Wir müssen jemanden töten.“

Sie wollte zurückgehen mit dem Kopf, um ihren Unmut kund zu tun, doch er hielt ihn fest. Er indoktrinierte es ihr. Machte es ihr ganz klar, so klar wie es ihm war. Es war die einzige Möglichkeit das zu stoppen, was da vor sich ging.

Es tat ihm leid, so grob sein zu müssen, doch er glaubte, dass es nicht anders ging.

Er hatte Monikas Panik so intensiv gehört, geschmeckt und gerochen, es war für ihn fast ebenso qualvoll wie für sie gewesen.

Als er es ihr überspielt hatte, lächelte er und küsste sie auf ihre Lippen. Nur kurz, er hatte wieder Tränen in den Augen.

Er musste das für die Menschen tun, auch wenn die es nicht wollten. Die Menschheit war so verdorben und böse, aber doch nicht alles, nicht alle. Es gab auch Menschen, die gut waren und Gutes taten.

„Ich liebe dich so sehr...“

Nach einer Weile: „Sie wäre jetzt so alt wie Monika, ja, ungefähr.“

Johan nickte, ihre Tochter, seine Tochter.

Es stand zwischen ihnen und würde niemals wieder verschwinden.

Er hatte seinen Glauben verloren und dann auch den Rest, der ihm geblieben war. Jetzt war wieder alles da, so wie früher. Er fühlte sich stark und gesund. Kein sinnloses Warten und in den Tag hineinleben. Er war ohne Berufung jeden Morgen erwacht und hatte sich einsam gefühlt. Diese Einsamkeit, er hatte sich isoliert und dann nachmittags bekifft.

Wenn er sich dann benommen fühlte, vergaß er die Zeit und seine Gabe war wie abgestorben. Er konnte daliegen ohne Stimmen zu hören, ohne die Gedanken der Menschen zu hören.

Er hasste seine Fähigkeiten.

Sie belasteten ihn nur. Er wollte nichts wissen, er wollte seinen Frieden.

Johan wollte nichts fühlen, nichts.

War das Marihuana der Grund gewesen, nach Holland zu kommen? Weil es hier akzeptiert war?

Akzeptierter als woanders?

Wahrscheinlich.



## Rückblick:

Der Morgen des 17. Dezember.

Ein neuer trostloser Morgen in einem Winter, der kaum vorhanden war.

Monika war gerade aufgewacht und sie zitterte.

Das Zimmer war kühl, die winterliche Nachtluft hatte es die halbe Nacht durchlüftet, denn das Fenster stand offen, obwohl sie es vor dem Zubettgehen geschlossen hatte. Der graue Rollladen war heruntergelassen, durch die ovalen Schlitze fiel das diesige Morgenlicht.

Monika Rösslers nackte, kalte Füße lagen auf ihrem Kopfkissen, das sie an das Brett am Kopfende getreten hatte. Sie lag auf dem Bauch und sie musste sich wohl in der Nacht gedreht haben. Das machte sie manchmal, ihr Freund fand das zwar amüsant, aber auch verstörend, weil er davon nie etwas mitbekam. Sie war keine richtige Schlafwandlerin, nur bewegte sie sich im Schlaf, ganz seltsam war allerdings, dass sie auch schon ihr Nachthemd verkehrt herum angehabt hatte und es erst bemerkte, als sie vor den Spiegel trat.

Heute war wieder so ein Tag, sie lag verkehrt herum in ihrem Bett, trug ihr lila Nachthemd mit den Kätzchen, das Etikett war nun unter ihrem Kinn, zudem war die Naht auf der Außenseite. Sie fragte sich, wie sie das schon wieder geschafft hatte und als sie sich dann ein wenig erhob, erschrak sie bei dem Anblick des Blutes. Es war aus ihrer Nase geströmt und noch nicht getrocknet.

Ihre Stirnhöhle kam ihr wie zugeschwollen vor und sie dachte: „Oh, verdammt, nicht schon wieder!“

Sie hatte mal mit ihrer Mutter über das Nasenbluten geredet, nach ein paar Tagen war ihr dann eingefallen, dass auch sie das hatte, als sie jünger war und Monikas Großmutter musste das wohl auch gehabt haben. Es war scheinbar eine erblich bedingte Sache und ihr Arzt hatte gesagt, dass sie sich keine Sorgen zu machen bräuchte, das wäre nur der Stress oder die falsche Ernährung.

Wenn ein Arzt so etwas sagte, klang es doch vernünftig, sie stellte ihre Ernährung um und gegen den Stress machte sie Meditationen und trank keinen Kaffee mehr.

Tatsächlich hatte es danach aufgehört, aber nur kurz, dieses Mal war es soviel Blut wie nie und es war hell und gesund. Es tat ihr richtig weh, es so da auf ihrem Bettzeug zu sehen.

Angewidert sprang sie auf und zog sich das Nachthemd über den Kopf

Nackt lief sie ins Bad und legte es in das Waschbecken, ließ sofort kaltes Wasser ein.

Monika hatte einen stärkeren Körperbau, sie war etwas übergewichtig, was vielleicht von ihrem stressigen Schulalltag kam. Mit ihren klugen Augen und dem vornehmen Gesicht war sie dennoch eine hübsche Erscheinung, ihr Körper war gleichmäßig proportioniert und bis in die Fingerspitzen feingliedrig. Sehr feminin und zart, eine junge Gazelle.

Die neue Narbe, die sie seit der letzten Nacht trug war so klein und unauffällig, dass sie ihr nicht einmal im Gesicht auffallen würde, doch sie hatte sie direkt über dem Steißbein. Auch ihr Freund würde dort keine solch kleine, dünne Narbe bemerken.

Monika würde erst bemerken, dass etwas nicht stimmte, wenn ihr die Regel ausblieb und sie würde sich fragen, wann die Zeugung stattgefunden hatte und mit wem, denn ihr Freund Martin war seit zwei Wochen verreist.

# Hauptteil

Donnerstag, 21. Dezember

## **Ihr Hirten erwacht!**

Ihr Hirten erwacht!  
Seid munter und lacht!  
Die Engel sich schwingen  
vom Himmel und singen:  
Die Freude ist nah,  
der Heiland ist da.

Ihr Hirten, geschwind!  
Kommet, singet dem Kind!  
Blast in die Schalmeien,  
sein Herz zu erfreuen!  
Auf, suchet im Feld  
Dem Heiland der Welt!

Sie hörten das Wort  
und eilten schon fort.  
Sie kamen in Haufen  
Im Eifer gelaufen  
und fanden da all

den Heiland im Stall.

Die kannten geschwind  
das himmlische Kind.  
Sie fielen darnieder  
und sangen ihm Lieder  
und bliesen dabei  
die Pfeif, die Schalmei!



atters gähnte, er saß zwischen Ripley und Bart, auf der Rückbank der großzügigen, aber dennoch verdammt engen Mercedes-Limousine, die Johan steuerte.

Katherina schlief und hatte die Stirn an das Seitenfenster gelegt, die Vibration war so beruhigend gewesen, dass sie einfach eingeschlafen war.

Er konnte nicht widerstehen, er musste auf die Uhr schauen. 02:03 Uhr. Sie fuhren nun schon seit vier Stunden ohne Unterbrechung.

Vier Stunden zwischen zwei großen Männern, die ihn zwischen sich festklemmten. Und er wusste noch immer nicht, was er hier tat. Irgendwie schon, aber woher? Er wusste, dass er hier mitfahren musste, er wusste auch wieso, aber es war alles so wie in einem Traum. Er tat es und wusste wieso, aber es ergab einfach keinen Sinn. Das Schild an dem sie nun vorbeifuhren, zeigte ihm, dass sie nun etwa die Hälfte der Strecke bewältigt hatten.

Mortimer wusste sogar die einzelnen Stationen ihrer Fahrt, aber woher. Es war plötzlich alles da gewesen, als er Johan die Hand gereicht hatte. Sie hatten ihm alle die Hand gegeben und waren ihm dann ins Auto gefolgt. Ohne viel zu reden.

Ohne überhaupt zu reden!

Es war, als hätte er sie hypnotisiert. Doch er war nicht in Panik, er war ganz ruhig. Johan schien auch seine Gefühle zu kontrollieren. Er war ganz ruhig und tat wie ihm geheißen. Johan ließ sie wissen, dass alles in Ordnung war, dass sie ihm vertrauen konnten

und es auch mussten. Er ließ ihnen keinen Raum zum Nachdenken, er behielt sie drei unter seiner Kontrolle.

Johan schaute in den Rückspiegel. Er sah nur nach dem Nummernschild, das er sich eingepägt hatte. Monika saß in dem Leihwagen und wich ihnen nicht von der Seite. Sie fuhr einen roten VW Lupo, den Johan gemietet hatte. Während Bart, Ripley und Batters noch mit Katherina und ihm im Flughafen waren, war sie zu sich gefahren und hatte gepackt.

Er hatte Philip Maria Bartholomew, Mortimer Batters und Melvin Ripley gegen ihren Willen manipuliert und gekidnappt, dem war er sich bewusst.

Aber der Zweck heiligte die Mittel.

Immer, hoffte er.

Als Monika dann nach drei Stunden wieder zurück war, fuhren sie von Frankfurt los, nach einundzwanzig Minuten passierten sie Darmstadt. Eine Stunde später fuhren sie durch Bruchsal und vor Böblingen machten sie eine Rast.

Eine Rast, in der kaum ein Wort gesprochen wurde.

Johan war froh, wieder ans Steuer seines neuen Autos zu kommen. Die letzten vier Stunden Fahrt waren zwar ebenso ruhig gewesen, aber er hatte fahren können. Konzentriert auf die Straße, vorsichtig, aber so schnell wie er auf dem jeweiligen Straßenabschnitt fahren durfte.

In seinem Kopf lief Musik, er brauchte kein Radio um seine Lieblingsmusik zu hören. Er stellte sie sich einfach vor.

Katherina schlief.

Bartholomew schlief.

Melvin schlief.

Doch Batters war wach.

Mortimer Batters schaute starr geradeaus, auf die Straße, die sich mit starkem, schwarzem Kontrast von der weißen Welt abhob. Es schneite nicht mehr, aber es hatte viel geschneit.

Johan wusste auch, wie er weiterfahren musste. Nun ging es von Bellagio nach Lecco, über Lodi und dann kam eine Kreuzung, die er nach Lerici abbiegen musste, dann ging es etwa 2 Stunden geradewegs nach Süden. Noch vor zehn Uhr konnten sie in Rom sein, noch bevor die Sonne im Zenith stand.

Johan drehte sich zu Batters um, der schaute ihn hochinteressiert an. Stumm.

„Alles in Ordnung mit ihnen, Mortimer?“

Mortimer starrte ihm in die Augen.

Johan schmalzte mit der Zunge.

Er schnipste mit den Fingern und fragte dann noch mal.

„Ich habe keine Ahnung, sagen sie es mir doch. Ich fühle mich...eingeengt.“, antwortete Mortimer Batters gereizt.

Er versuchte seine Arme zu bewegen, doch auf dem Rechten lag Ripley. Und der Linke war unter Bartholomew.

„Eingeengt? Das tut mir leid.“, sagte Johan.

„Was soll das alles?“, wollte Batters wissen.

„Ich habe es ihnen doch eingeprägt.“



Johan lächelte: „Wenn ich ihnen das verraten würde, wäre ja die ganze Spannung dahin. Nein, Spaß beiseite, ich weiß es selbst noch nicht genau.“

Johan nickte.

Er nickte und entschuldigte sich.

Mehr konnte er nicht tun.

„Klasse.“, sagte Mortimer.

„Sie werden es noch verstehen, versuchen sie doch auch zu schlafen. Ripley und Bartholomew sind sofort eingeschlafen.“

„Ich kann nicht schlafen. Es geht nicht, ich bin unruhig und kriege kaum Luft.“

Johan strich sich über seinen Bart und überlegte, ob er vielleicht Monika bitten sollte an der nächsten Raststelle zu stoppen, um Mortimer bei ihr mitfahren zu lassen.

Batters riss seine Augen auf und stammelte leise vor sich hin. Vollkommen perplex sprach er Johans Gedanken nach, die er gerade gehört hatte.

Johans Gedanken bahnten sich ihren Weg durch die kalte Luft, zwanzig Meter über den gefrorenen Asphalt der Autobahn. Sie drangen durch das Glas der Frontscheibe ein und trafen Monika.

## Rückblick:

Das Laubdach raschelte in einer schwülen Brise. Es waren noch immer knapp dreißig Grad, obwohl der Regen die Luft abgekühlt hatte. Das Licht fiel durch das Blätterdach und das Loch in der Decke der Hütte, das wie ein Kamin die warme Glutofenluft hinausführte.

Das schokoladenbraune Haar der jungen Himba-Frau war zu schmalen, langen Zöpfen geflochten, die bei jedem Ruck mitwippten. Eigentlich hatte sie schwarzes Haar und durch die Mischung aus Butterfett und pulverisierten Mineralien, die man auf die Haare und die Haut auftrug, wurde es so glänzend und schokoladenbraun. Als unverheiratetes, aber heiratsfähiges Mädchen wurden ihre Zöpfe mit den Haaren ihrer Brüder verlängert. Sie trug zwei Broschen, aus Gusseisen, zwei alte Erbstücke, die auch sie weitervererben würde.

Ihre jüngere Schwester hatte sie für die heutige Nacht hübschgemacht.

Sie schloss ihre Augen und stöhnte durch die Nase, ihren Mund hatte sie verkniffen. Sie biss auf ihre Unterlippe und bog ihren Rücken weit zurück.

Nun schimmerte das Licht über ihren Busen, der noch kein Kind gesäugt hatte. Sie war fünfzehn Jahre alt.

Johan lag unbeteiligt da, es war ungewiss, ob er überhaupt etwas mitbekam.

Die junge Frau strich sich über ihr Gesicht, ihre Zunge presste sich an den Gaumen und sie schnaufte angestrengt. Ihre Augen

strahlten in der Dunkelheit, wie die verlöschende Glut des Feuers, indem sie das magere Schweinefleisch schmorten, vor der Buschhütte. Sie spürte Johans unentschlossenen Penis in sich pulsieren und schaute hinab zu dem Mann der mit einem Auge die Decke anstarrte, das andere war geschlossen. Er hätte auch tot sein können, er sah nicht mehr wie etwas Lebendiges aus. Doch das Blut durchströmte ihn noch, es pulste und die Organe funktionierten scheinbar alle noch gut. Johans Körper zuckte sogar, als er ejakulierte.

Sie schnaufte und streichelte ihre Klitoris.

Ihre Mutter und deren Mutter hatten dieses gute Gefühl, diese Wollust, nicht gekannt, in einem schmerzhaften Ritual waren sie beschnitten worden. Die junge Frau war eine der ersten, der diese Qual erspart geblieben war. Noch fast vierzig Jahre später sollten kleine afrikanische Mädchen, wegen überholter Vorstellungen, einem Lebensrecht beraubt werden.

Der Fortschritt kam nur selten schlagartig und war dann meist mit viel Blut zu bezahlen. Gewöhnlich kam er schleichend und erfuhr viele Rückschläge.

Sie warf ihren Kopf in den Nacken und fletschte die Zähne, sie stöhnte und erzitterte.

Ihre Zähne waren blendendweiß und so gesund wie der Rest ihres zähen, grazilen Körpers. Die Himbas waren Halbnomaden, es gab einige wenige feste Wohnorte, die meisten zogen allerdings mit ihren Rindern umher, von Weidegrund zu Weidegrund.

Grobe Hände packten sie und rissen sie von dem weißen Mann herunter.

Es war ein stämmiger Weißer mit sich schälendem Dauersonnenbrand.

Ein schwarzer Mann in Jeanshose und blauem Hemd kam herein, mit Brille und erhobenen Armen sprach in einer fremden Sprache, die das Mädchen nicht verstand, es war englisch, ein paar Wörter kamen ihr bekannt vor, denn sie konnte Afrikaans.

Sie biss dem Mann, der sie festhielt, in die groben Pranken. Er fluchte unflätig, in einer der Sprachen, die das Mädchen sprach. Pohambo hielt sie kurz fest und sagte zu ihr, sie solle sich beruhigen. Es sei alles in Ordnung. Das nackte Mädchen, es trug nur seinen Schmuck in den Haaren und um den Hals, es schrie um Hilfe.

Schon kamen ihr Bruder und einer seiner Freunde um ihr zu helfen. Sie schlugen auf den weißen Fahrer ein und schriegen: „Lass die Finger von ihr.“

Der weiße Namibianeer, dessen Eltern kurz nach dem Ersten Weltkrieg aus Deutschland nach Namibia gekommen waren, fasste sich ins Gesicht. Er knurrte und ging in die Knie, sie hatten ihm die Nase gebrochen. Er fluchte und schlug einen der Jungen zu Boden, dafür bezog er einen Schlag auf den Hinterkopf. Jürgen sackte nach vorn und sie ließen von ihm ab, sie hatten das Mädchen aus seinem Griff befreit. Das ganze Dorf war nun erwacht und sie schriegen alle durcheinander.

Die Frauen und Männer zerrten an Pohambo.

Der schwarze Arzt und Missionar erhob seine Stimme: „Still! Seid ruhig. Es ist doch alles in Ordnung.“

Sie zerrten ihn aus der Hütte, umschlossen ihn, er konnte nicht vor und nicht zurück, sie stießen ihn weiter. Sie hatten Jürgen Bergmann vergessen.

Der Weiße kniete im Schatten und hielt sich die Stirn, er blutete aus der Nase und das ärgerte ihn. Er wollte nach Gottfried Pohambo rufen, er konnte ihn nicht mehr sehen, die Eingeborenen hatten ihn umringt. Jürgen schüttelte seinen Kopf und krabbelte dann zu Johans Bettstatt. Das fahle Mondlicht, schien auf Johans linke Gesichtshälfte. Er war eine atmende Leiche. Für Jürgen stand fest, dass sie den langhaarigen Mann verhext hatten.

Es war keine wirkliche Magie, er wusste das, doch der Aberglaube war stark.

Jürgen tastete Johans Beine ab, die Haut war glasig und kalt. Sie hatten ihn mit Ölen eingesalbt. Die Muskeln waren weit zurückgebildet, er würde sich nicht rühren können, wenn er aufwachte. Doch es sah nicht so aus, als würde das geschehen, als würde das jemals geschehen. Es war vorbei, sie holten ihn nur hier weg, weil noch eine geringe Möglichkeit bestand, dass er überlebte. Johans Körper war zu schwach um sich gegen die Erreger zu wehren, die Viren mussten sein Gehirn schon zerfressen haben.

Aber es gab keine offenen Wunden und er hatte auch keine Druckstellen, von dem langen liegen. Sie mussten ihn oft bewegt haben. Jürgen berührte die eingefallenen Wangen. Die Haut war faltig und fühlte sich wie Pergament an. Sie hatten seinen Bart die letzten zwei Monate wachsen lassen und ihn oft gekämmt. Auch sein Haupthaar war glatt und gepflegt.

Dies war Pohambos zweiter Versuch seinen Freund zu retten, der Stamm hatte sich geweigert, Johan freizugeben. Sie wollten ihn behalten. Er war eine richtige Reliquie geworden.

Doch diesmal war Jürgen mitgekommen. Jürgen Bergmann war Farmer und Pilot, ein Säufer und Schläger, doch kein schlechter

Mensch. Er hatte einen Verwundeten auf der Straße aufgelesen und war in Pohambos Zeltstadt gekommen. Sie hatten dem jungen Schwarzen das Leben gerettet und seitdem arbeitete Bergmann auch für das Hospital, dafür bekam er schmerzstillende Medikamente. Bergmann litt an Migräne und der häufige Wassermangel in dem dünnen Land ließ ihn fast verrückt werden, vor hämmernden und stechenden Kopfschmerzen.

Er nahm den Rest dieses Mannes auf den Arm, er wog nicht mehr viel mehr als vierzig Kilogramm. Im Dunkel der Bäume trug er ihn zu dem Lastwagen, mit dem sie auf ein paar Hundert Meter an das Dorf herangefahren waren.

Als sie von der Autobahn abfuhren, ging die Auffahrt der Haltestelle in Pflastersteine über. Leicht erschüttert machte Katherina die Augen auf und gähnte, wobei sie sich den Handrücken vor den Mund hielt. Sie hob die Hand allerdings so langsam, dass sie schon ausgiebig gegähnt hatte, bevor die Hand dies vornehm kokettieren konnte.

Johan schnallte sich ab, sie hielten.

Er fragte, was jeder von ihnen haben wollte, er würde jetzt in die Tankstelle gehen. Getankt hatte er an der vorletzten Raststätte, der Tank war damit noch ziemlich voll. Er klopfte an die Armaturen und die Zeiger saßen fest. Wenn er das bei seinem alten Bus gemacht hatte, hatte die Anzeige immer geschwankt und dann nach unten ausgeschlagen.

Bart und Ripley schliefen noch.

Johan stieg aus, ließ den Schlüssel im Schloss.

Sie würden nicht fliehen, ohne ihn weiterfahren.

Weil er es so wollte.

Monika war ebenfalls ausgestiegen.

Ein kalter Wind wehte.

Monika erzitterte, umschloss sich selbst mit ihren Armen und trat von einem Bein aufs andere, sie schloss den Reißverschluss ihrer Jacke, zog ihn hoch bis zum Kinn.

Johan legte väterlich den Arm um sie und zusammen gingen sie in die Tankstelle mit angeschlossenem Schnellrestaurant.

## Rückblick:

Jürgen spürte ein Stechen im Rücken.

Er hatte Angst, dass es ein Pfeil war. Ein heißer Giftpfeil, der da jetzt sein Blut verschmutzte und ihn tötete, langsam und qualvoll..

Auf jeden Fall kam der Schmerz so schlagartig und unvermittelt, dass er ernsthaft an einen Giftpfeil denken musste. Wahrscheinlich waren es aber nur seine Bandscheiben, die von dem plötzlichen, zusätzlichen Gewicht wehtaten.

Oh, hoffentlich.

Es waren nur noch ein paar Schritte zum Lastwagen, er würde den Alten einfach auf die Ladefläche legen und mit Pohambo wieder durchs Gehölz fliehen. Wenn Pohambo wieder unbeschadet zurückkam.

Sie wollten Johan nicht gehen lassen!

Er konnte es nicht verstehen, warum wollten sie diesen alten Bastard verhätscheln und pflegen wie ein Kleinkind? Er wusste ja, warum Pohambo diesen faltigen Holländer zurückhaben wollte, aber warum waren diese Buschleute so auf den weißen Arsch versessen?

Hatte man ihnen soviel über die Barmherzigkeit des Samariters gepredigt?

Waren sie so geil auf welches, weißes Fleisch?

Was er da gerade eben gesehen hatte, uuh, das arme Kind. Zwangen die ihre Kinder dazu, sich von dem Alten schwängern zu



lassen? Diese Barbaren, er knirschte mit den Zähnen und schaffte es schließlich, er lud Johan ab und dann tastete er seinen Rücken ab, so weit er kam. Er entspannte sich.

Kein Giftpfeil, nur die Bandscheiben die stachen.

Nur die verdammten Bandscheiben.

Doch dann hatte ihn einer der schwarzen jungen Männer entdeckt und ein zweiter und ein dritter junger Mann. Sie rannten schreiend auf ihn zu. Sie bewegten sich so flink durch den Busch, sie waren sofort bei ihm. Sie zerrten Johan van Nistelrooy von der grünen Plane, auf die Jürgen ihn gelehnt hatte. Sie packten ihn und zogen ihn über den Boden, bis sie ihn hochstemmen konnten. Sie trugen ihn ein paar Meter, doch dann war Pohambo da und sprach mit den Dreien. Jürgen verstand nicht, was er zu ihnen sagte, doch sie schienen überwältigt. Sie warfen sich auf den Boden.

Pohambo legte sich Johans Arm um den Hals und nahm ihn hoch, wie ein Baby.

„Mann, Gottfried, was hast du denen denn gesagt?“, rief Jürgen und warf einen verdatterten Blick auf die jungen Krieger, die auf dem Boden knieten und im Singsang etwas vor sich hin beteten.

„Sie verehren ihn wie einen Gott und sie haben viel Ehrfurcht vor ihm.“, sagte Gottfried Pohambo, als er Johan auf die Ladefläche wuchtete und dann sich selbst hinaufzog.

Jürgen und Gottfried beeilten sich jetzt, von hier wegzukommen.

Der stämmige Weiße sprang hinter das Steuer und warf den Motor an, er trat die Kupplung bis zum Bodenblech durch und legte den ersten Gang ein.

„Was hast du ihnen gesagt?“, fragte er und drehte seinen Kopf, gerade so weit, dass er den Pfad nicht aus den Augen verlor. Ein Schwein stand da und grunzte ins Licht der Scheinwerfer, es trollte sich, als der Lastwagen auf ihn zu rumpelte.

Gottfried Pohambo antwortete nicht, er versuchte im Dunkel des Dschungels ein Licht in Johans Augen zu sehen. Da war kein Glimmen eines Lebens, er wirkte tot, doch das war nur die Schwäche, das war nur das Zeug, dass sie ihm gegeben hatten. Er war ein Zombie.

Und ein Gott.

Die alten Frauen in dem Dorf begannen wegen ihrem Verlust zu weinen, sie heulten und schluchzten und warfen sich auf den Boden, den sie durch Tritte festgestampft hatten.

Verhey schaute ihnen nach, von tiefer Traurigkeit erfüllt. Batters lehnte sich zurück und sein Kopf rutschte erst nach links, dann nach rechts, er fand keine angenehme Position und stöhnte genervt.

Schließlich kämpfte er sich frei und presste sich nach vorne auf den Fahrersitz. Katherina beobachtete ihn dabei aus dem Augenwinkel.

Sie sprachen nicht miteinander, obwohl es soviel zu sagen gegeben hätte. So viele Dinge.

Wer sind sie?

Warum sind sie hier?

Warum bin ich hier?

Warum?

Wo?

Sie saßen dort im Auto und schwiegen.

Batters sah den Schlüssel, er hätte ihn nur umdrehen müssen. Doch der Gedanke kam ihm nicht.

Ein Lastwagen fuhr vorbei und die Zeit verging. Ein Donnernrollen. Der Himmel wurde stellenweise dunkler, dort wo die Wolken dicht waren.

Bartholomew und Ripley lagen da wie tot, Ripley würde auch in der nächsten Zeit nicht aufwachen.

Keine Regung von den Beiden.

Katherina sah die dunkle Gewitterwolke direkt vor sich, über sich. Es würde Gewittern. Blitz und Donner.

Der Donner kam schon jetzt.

Doch noch kein Blitz.

Im Himmel krachte es, erst war es nur ein Rumpeln, doch es schwoll an. Wurde lauter und bedrohlicher.

Wer Angst im Gewitter hat, weiß in etwa, wie Batters sich nun gefühlt hat. Er wusste nicht, was er hier tat, er wusste nicht, wie er hierher gekommen war und wie es seiner Familie ging, es war ihm so, als wäre er aus einem langen Schlaf erwacht. Er stellte keine Fragen, denn die wurden unterdrückt.

Und er bewegte sich so langsam, wie er nachdachte.

Carmelito saß an seinem Computer.

Er ging seine E-Mails durch und druckte sich den neuen Auftrag aus, es war eine engbeschriebene Seite, nachdem er sie in der Textverarbeitung neu formatiert hatte.

Er las nicht gern am PC und druckte sich daher alles aus. Durch das Starren trännten seine Augen immer.

Der Chorknabe hörte im Wohnzimmer Klassik, während in der Küche der Fernseher noch immer rauschte und durch die Rollläden nur wenig Licht fiel.

Er hatte die Maus in der Hand und mit der linken Hand umschloss er den feisten Unterarm. Er schaffte es nicht den Arm zu umfassen, bei weitem nicht und sein Zeigefinger kratzte und popelte an der Wunde, die er seit Wochen frisch hielt. Der Schorf blieb unter dem Fingernagel hängen und es begann wieder zu bluten. Es brannte auch ein wenig.

Der Drucker jaulte vor sich hin, der Druckkopf wurde positioniert. Das Papier wurde eingezogen und auf magische Weise kam es unten wieder heraus, mit der schwarzen Beschriftung.

Carmelito tastete nach dem Papier und verwischte dabei die noch frische Farbe. Er sah von dem flimmernden Röhrenmonitor weg und überflog die Nachricht.

Alles nur Blabla. Erst im dritten Absatz wurde es interessant. Bezahlung und dann die Beschreibung der Zielperson.

Keine anderen Daten. Nur eine kurze morphologische Beschreibung und ein Abriss der Curriculum vitae.

Nicht mal ein Foto, vielleicht kannten die Absender den Trick mit den Attachments noch nicht.

Er sollte einen alleinstehenden, alten Mann beseitigen, nach der Beschreibung schien das kein großes Problem zu sein.

Aber:

Da war kein Foto!

Der Chorknabe mochte Bilder viel lieber als Umschreibungen. Man konnte die Umschreibungen auf so viele Wege deuten... Er bevorzugte Bilder.

Getreu der Redensart: Ein Bild sagt mehr als Tausend Worte. Er musste den Mann doch sehen, bevor er ihn tötete, nicht auszumalen, wenn er den Verkehrten tötete.

Unnötige Komplikationen.

Er stoppte das Kratzen und kaute stattdessen auf seiner Unterlippe, während er über den Auftrag nachdachte.

Er kannte den Mann nach dem Namen her nicht, aber die Beschreibung hätte auf viele alte Männer zutreffen können.

Oh, er wollte nur eine Fotografie, ein Passbild, eine verwaschene Führerscheinkopie, irgendetwas!

Er löschte die E-Mail nicht und beseitigte auch keine Spuren von der Nachricht, er heftete sie penibel in einen klebrigen Ordner, der scheinbar von selbst klebrig geworden war. Er hatte die gummierte Oberfläche auf jeden Fall NICHT mit irgendetwas Klebrigem beschmiert.

Er stellte den Ordner wieder ins Regal, bei die anderen Ordner, die zum Teil nur zwei oder drei Blätter enthielten.

Carmelito ordnete die Aufträge nach den Nachnamen der Opfer und er hatte für jeden Buchstaben im Alphabet einen eigenen. Er ließ das Kauen, entspannte sich kurz und er dachte an seine Schwester. An ihr seidiges glattes Haar, dabei fuhr er sich durch seines. Sein Haar war dünn und unfein. Und auch ihre Haut war so vollkommen. Er rieb sich über die Schultern, seine Haut war so rau und knubbelig. Er begann an dem Handgelenk der rechten Hand zu nagen und sah auf den Monitor zurück, mit der anderen Hand nahm er die Maus, die für die rechtshändige Benutzung eingestellt war und trennte die Internetverbindung. Er fuhr den Rechner herunter und jetzt hatte er auch wieder die andere Hand frei zum Kratzen.

## Rückblick:

13. Januar 1991

In der Praxis des Psychiaters stand eine alte, dunkle Standuhr.

Sie tickte laut, aber in dem Raum war es sonst ganz still. Johan van Nistelrooy lag auf der Couch und schwieg. Der Psychiater schaute auf seine Armbanduhr, die Stunde verging und er verdiente sein Geld, ob Johan etwas sagte oder nicht.

Johan schwieg einfach, seit etwa 5 Sitzungen lag er nur noch auf der Couch und sprach kein Wort mehr, nachdem er sich gesetzt hatte.

Er verbarg es sehr gut, was auch immer er verbergen wollte.

Ticktack.

Ticktack.

Und das Schlimmste war, er kam freiwillig hierher.

Ticktack.

Ticktack.

Um zu Schweigen

Ticktack.

Ticktack.

Tick.

Die Uhr blieb stehen.

Als der letzte Laut in den Holztäfelungen des gemütlichen Raums verglomm, herrschte absolute Stille. Der Psychiater in seinem grauen Pullunder schaute von einem Zeitungscomic auf. Er sah die Uhr fasziniert an, er hatte sie jahrelang gar nicht mehr beachtet. Er staunte.

Die Uhr stand still.

„Herr van Nistelrooy?“

Johan van Nistelrooy schwieg.

Johan sah seinen Psychiater an.

„Die Uhr ist stehen geblieben.“, sagte er. Die ersten Worte, seit fünf Therapiestunden.

„Ja.“, gab der Mann im grauen Pullunder zu. „Sie ist noch nie stehen geblieben.“

Johan zuckte mit der Schulter: „Wenn sie's sagen.“

Der Psychiater stand auf, er reckte hoch und das Glas Zitronenlimonade schwankte bedrohlich, beinahe hätte es sich über die kleine, metallene Eisenbahn ergossen, die bei seinen kleinen Patienten sehr beliebt war, weil sie so realistische Geräusche von sich gab, wenn man den Schornstein herabdrückte.

Er hielt das Glas fest, nahm es hoch, trank darauf und stellte es wieder ab. Mit flinken Schritten ging er um seinen sonst kahlen Tisch herum. Der Boden war mit grünem Teppich bedeckt und die Wände mit Bildern seiner Kinder - und seiner Patienten im Kindesalter - übersät.

Er stellte sich vor die Uhr und schaute sie mit einer Mischung aus Vertrautheit und Ungläubigkeit an.



Johan folgte ihm mit dem Blick, lag aber wieder starr da und schwieg.

„Sie ist noch nie stehen geblieben.“, sagte der Psychiater wieder.

Johan brummte: „Kann sein, irgendwann ist doch alles mal zu Ende.“

„Nein, nein. Das ist eine wirklich tolle Uhr, die gehörte meinem Großvater, ihm gehörte auch dieses Haus, mein Vater hatte es an einen Anwalt vermietet und diese Uhr hat immer hier gestanden. Ich weiß das. Diese Uhr war immer hier gewesen und sie war immer gelaufen.“

Johan empfand die sentimentale Bindung an die alte Uhr, die der Psychiater hatte.

„Irgendwann muss die doch mal aufgezogen werden, oder?“, fragte er jetzt und stand auf, kam zu der Uhr.

„Ja, keine Ahnung. Ich denke schon.“

Der Psychiater verschränkte die Arme vor der schmalen Brust, er tat es langsam und umständlich.

„Ich habe die Uhr gar nicht mehr beachtet. Seit mindestens 10 Jahren hab ich die nicht mehr so genau angesehen, sie war einfach da und hat beruhigend getickt.“

Etwas wurde dem Mann entrissen, das spürte Johan.

„Ich weiß gar nicht wie man die Uhr aufzieht. Ich hab sie auch noch nie gestellt. Sie lief einfach und lief und lief.“

Er strich sich über sein Bärtchen.

Streichelte sein Kinn.

„Sie war ein wichtiger Teil in meinem Leben, irgendwie. Ich habe das Geräusch gebraucht.“

„Vielleicht hat ihre Putzkraft die Uhr immer wieder aufgezogen. Wenn die so alt sind, sind ihre Federn bestimmt ausgeleiert und müssen öfter aufgezogen werden.“, meinte van Nistelrooy.

„Das könnte sein, hier wird nur einmal in der Woche gereinigt. Von sich aus ist die Uhr bestimmt nicht gelaufen. Ist ja wohl kein Perpetuum mobile.“

„Ne, so was gibt's nicht.“

„Ja, irgendjemand muss sie immer wieder aufgezogen haben.“

Johan verschränkte seine Arme, ganz eng um den Leib. „Jetzt fehlt mir das Ticken aber auch.“, sagte er.

Der Psychiater war unschlüssig, sollte er sie aufziehen, es versuchen. Er wusste ja nicht wie es ging. Er strich mit den Händen über die schimmernde Oberfläche. Ehrfürchtig und mit glänzenden Augen.

So viele Erinnerungen.

Johan sah die Erinnerungen.

So viele schöne Erlebnisse, im Büro seines Großvaters, an den Wochenenden hatten sie zusammen gespielt. Das machten nicht viele Großväter. Kartenspiele, Brettspiele und später, als er älter war, hatten sie sich nur noch unterhalten. Beherzt diskutiert und einen Kaffee getrunken, wenn es früh am Tag war, und einen Wein, wenn es Abend war.

Johan lächelte, er hatte die Erinnerungen gelesen und er hatte sie gefühlt, es war so schön gewesen. Und da schnippte er mit den Fingern der rechten Hand.

Augenblicklich begann das Pendel wieder auszuslagen.

Der Psychiater fasste sich erschrocken ans Herz.

Er schüttelte den Kopf, leicht verärgert. Aber auch beruhigt. Das Ticken wurde gleichmäßig.

Ticktack.

Ticktack.

Ticktack.

„Ein Perpetuum mobile?“, fragte der Psychiater.

„Nein, so was gibt's nicht. Die Uhr ist alt, sie hat bestimmt nur einen Aussetzer gehabt. Es hat ein wenig gedauert, bis die Spirale wieder genügend angespannt war und jetzt läuft sie wieder.“

Johan sah auf seine Armbanduhr: „Und so wie es aussieht, geht sie jetzt sogar richtiger, als sie vorher richtig ging.“

„Ein Aussetzer? Na klar.“

Er nickte, aber nicht überzeugt.

Ihm war nicht klar, was geschehen war.

Er stellte sich nah an Johan. Er fragte nicht, wie er das gemacht hatte.

Er sagte: „Bitte schweigen sie jetzt nicht wieder. Lassen sie uns über irgendetwas sprechen.“

„Ihr Großvater ließ sie bei Monopoly gewinnen und er hat ihnen Canasta falsch beigebracht, aber das wissen sie ja, seit dem Weihnachten `89 als ihr Schwiegervater mit ihnen spielen wollte.“

Der Psychiater schluckte und taumelte einen Schritt zurück, das war ein Schock zuviel, nach der Sache mit der Uhr.

„Oh, gütiger Himmel. Woher wissen sie das?“

„Ich bin ja nicht hier, weil ihre Couch so bequem ist. Das ist sie zweifellos, aber das ist nicht der Grund.“

Der Psychiater lockerte seine Fliege und setzte sich wieder auf seinen Ledersessel hinter dem Schreibtisch, auf dem nur ein Glas Limonade, eine Modelllok und ein Füllfederhalter standen und die Tageszeitung lag.

„Ich sehe Dinge, ich höre Dinge.“, sagte Johan.

„Ich kann andere Menschen durch meine Gedanken beeinflussen und ich kann sie lesen, ich weiß was sie denken.“, brachte er stockend hervor. „Ich habe Angst, viel Angst.“

„Wie lange geht das jetzt schon so? Wie lange haben sie diese Gefühle schon?“

„Puh, so weit ich zurückdenken, kann, seitdem ich ein kleiner Junge gewesen bin.“

„In ihren medizinischen Unterlagen fehlt ihr Geburtsdatum, es gibt nicht einmal eine Notiz, wie alt sie ungefähr sind.“

Er machte eine Pause und strich mit dem Zeigefinger über seine Nasenspitze, er sah sehr konzentriert aus. „Ich behandle seit einigen Jahren einen Veteranen, er war damals etwa zwanzig, als man ihn im Krieg verwundet hat, er war einer der wenigen Männer, die lebend aus Verdun zurückkamen. Er hatte vergessen wie er hieß, wer er war, wer seine Eltern waren. Er wusste nichts mehr. Aber man sah ihm sein Alter doch in etwa an und die Ärzte vermerkten eine ungefähre Altersangabe. Bei ihnen findet man keinen Vermerk.“

„Ja? Ist das so? Darüber habe ich mir noch nie Gedanken gemacht.“

„Das glaube ich nicht.“

„Schnurzipiepegal, was sie glauben. Ich weiß es auch gar nicht, ich kann ihnen nicht sagen, wann ich geboren bin. Da gibt es ein ganz schön langes Stück in meinem Leben, über das ich auch nicht nachdenken will.“

„Ich kann ihnen sogar die Sekunde sagen, in der ich auf die Welt gekommen bin. Wieso wissen sie nicht wann ihre Mutter sie geboren hat?“

„Wir hatten damals keine Uhren“, sagte er. „Es war aber Nachts, denke ich.“

„Sie hatten keine Uhren? Wo waren ihre Eltern denn? In welchem Jahr sind sie geboren?“

„Da gab es doch noch keine Zeitrechnung. Die wurde doch erst nach mir benannt.“ Johan setzte sich wieder und kreuzte die Beine.

„Wie bitte?“

„So wie ich es gesagt habe. Ich bin älter als unsere Zeitrechnung.“

„Von welcher gehen sie denn aus?“

„Ja, von unserer, wir haben jetzt 1991. Schon verrückt.“

„Sie haben recht, das ist verrückt.“

„Ich wusste es.“, Johan legte sich wieder und schüttelte den Kopf. Er hatte es gewusst, wieso hatte er sich nicht irren können?

„Wer glauben sie denn, der sie sind?“, fragte der Psychiater und hatte schon eine Ahnung worauf diese Unterhaltung hinaus laufen

würde. Ein Kollege hatte mal Napoleon auf seiner Couch gehabt, zumindest hatte er das auf einem Kongress im letzten Frühjahr behauptet.

Johan schnaufte und rieb sich die Augen: „Ich bin der König der Juden, der die Häuser Davids und Salomos wieder vereinen sollte. Der Prophet des Gottes, des einen Gottes. Ich bin der Gesalbte, der Heiland, der heiß ersehnte Messias, ich bin Jesus Christus.“

Der Psychiater nickte verständnisvoll.

„Können sie mir beweisen, was sie da sagen?“

Nein kann er nicht.

Er kann es nicht.

Doch der seltsame Mann auf der Couch sagte: „Ja.“

Wie will er das beweisen?

Er kann es nicht beweisen!

Das ist doch Schwachsinn!

Jesus!?

Jesus!

Niemals.

Aber der Psychiater hatte es im Gefühl.

Da steckte mehr dahinter als eine, zum Beispiel, schockbedingte Psychose.

Nur was?

Vielleicht war er dermaßen von seiner eigenen Psychose überzeugt, dass sie für ihn Realität geworden war.

Er konnte nicht Jesus Christus sein, dessen war sich der Psychiater bewusst. Er konnte es nicht sein, denn, je nach Einstellung war er entweder in den Himmel gefahren oder tot.

Er musste in jedem Fall tot sein, niemand lebt 2000 Jahre lang. Und Unsterbliche gibt es nicht.

Genauso wenig wie knoblauchverabscheuende Vampire.

Da war er sich sicher.

Keinen Gedanken verschwendete er daran.

Johan setzte sich hin, überlegte kurz und stand dann auf.

„Was wollen sie denn sehen?“, fragte er.

Der Psychiater nahm das Glas Limonade in die Hand und schaute durch das Glas Johan an.

Er lachte: „Ok, Jesus. Machen Sie aus dieser Limonade Wein - oder Blut - oder was auch immer.“

„Sie glauben mir nicht.“, stellte Johan fest und nickte gelassen. Der Psychiater setzte das Glas an die Lippen und als er trinken wollte, schmeckte er nicht das süßsaure Prickeln, das er erwartet hatte.

Sie waren in Rom vorgefahren, vor dem Hotel und waren eingeecheckt. Ganz normal, als wären sie ganz gewöhnliche Touristen. Sie luden ihre Koffer aus und gingen auf ihre Zimmer. Alles war ganz still, es wurde wieder nicht viel gesprochen.

Sie gingen auf ihre Zimmer und machten sich frisch, Johan und Batters trugen Ripley ins Zimmer, sie zogen ihn aus und trockneten ihn ab.

Monika, Johan, Bart und Mortimer fuhren wieder weg, sie waren bereit jemanden zu töten.

Nur Johan kannte ihn und wusste wie er aussah und was er verbochen hatte, um so beseitigt werden zu müssen.

Katherina ließ sich ein Bad ein.

Ripley erwachte aus einem Schlaf, der so tief gewesen war, dass seine Atmung fast gegen Null ging, als er schließlich die Augen auftat.

Er blinzelte im Dunkeln. Durch die geöffneten Fenster fiel kein Licht, nur Schatten.

Es war Nacht in Rom.

Die ewige Stadt, die Hauptstadt des ehemals größten weltlichen Reichs und zeitweise auch die der größten und am schnellsten wachsenden Religion.

Ripley befeuchtete mit der Zunge seine Lippen und atmete ganz tief ein.

Ripley wusste nicht, wo er war und er dachte auch nicht darüber nach.



Er träumte noch, er schlief noch.  
Sein Verstand schlief noch und.  
Und er war unfähig.  
Unfähig zu denken.  
Alles.  
Alles war ganz.  
Ganz langsam.  
Er rollte seine Augen und sah doch nichts.  
Ripley kniff sie zu.  
Traum.  
Etwas umgab ihn schützend, gab ihm Wärme.  
Ein ruhiger Traum.  
Es läutete.  
Doch er nahm es nicht wahr.  
Es läutete.  
Mitternacht.

# Hauptteil

Freitag, 22. Dezember

## **O Jesulein zart**

O Jesulein zart, das Kripplein ist hart.

O Jesulein zart, wie liegst du so hart.

Ach schlaf und tu die Äugelein zu!

Ach schlaf und gib uns ewige Ruh'!

O Jesulein zart, das Kripplein ist hart,

O Jesulein zart, wie liegst du so hart!

Schlaf, Jesulein, wohl

Nichts hindern dich soll!

Ochs, Esel und Schaf sind alle im Schlaf.

Ach schlaf und tu die Äuglein zu!

Ach schlaf und gib uns ewige Ruh'!

Schlaf, Jesulein, wohl,

nichts hindern dich soll!

Ochs, Esel und Schaf sind alle im Schlaf.

Dir Seraphim singt,  
und Cherubim klingt.

Viel Engel im Stall, die wiegen dich all.

Ach schlaf und tu die Äugelein zu!

Dir Seraphim singt und Cherubim klingt.

Viel Engel im Stall, die wiegen dich all.

Nichts mehr sich bewegt,  
kein Mäuslein sich regt.

Zu schlafen beginnt das herzliche Kind.

Nun schlaf und tu die Äugelein zu!

Nun schlaf und gib uns ewige Ruh'!

Nichts mehr man dann singt,

kein Stimmlein erklingt.

Schlaf, Jesulein zart, von göttlicher Art!

*Anfang des 17. Jahrhunderts*



Das Läuten verebbte.

Die vielen Glocken in dieser Stadt liefen nicht synchron und gerade begann eine Nachzüglerkirche zu läuten, ganz leise. Nur ein Windhauch.

Es war ein neuer Tag.

Der Wind wehte durch den Raum.

Freitag.

Ripley wurde es langsam bewusst.

Der kühle Hauch der Nachtluft, er atmete aus und schneller wieder ein.

Sein Puls beschleunigte sich.

Er fühlte sich komisch, sehr seltsam und auf einen Schlag war dieses Gefühl weg.

Doch nun fragte er sich, wo er war.

Er war wach und sein Verstand war es nun auch.

Ripley fühlte sich wie gerädert, ganz langsam bewegte er sich, seine Muskeln fühlten sich an, als hätte er sie noch nie benutzt.

Es war die totale Entspannung, die ihn lähmte und ihn vorhin fast ersticken gelassen hätte.

Er konnte sich kaum bewegen, nur schwer kam er voran.

Und wie er sich bewegte.

Eine einzige Kraftanstrengung.

Auf wankenden Beinen ging der Mann zwei Schritte und seine ausgestreckten Arme tasteten nach etwas.

Vielleicht nach einem Lichtschalter.

Die Luft war kalt und Ripley begann ein wenig zu frieren.

Plötzlich sah er die Tür und an der linken Seite der Tür den Lichtschalter.

Das Zimmer war in kühles, trübes Mondlicht getaucht.

Er konnte wieder etwas mehr sehen, er erkannte auch wieder seine Hände, konnte die Formen seiner Arme von den Wänden und der Dunkelheit auseinanderhalten und schaltete das Licht an.

Er hielt sich die Hand vor die Augen und kniff sie zu, so schnell es ihm möglich war.

Er war geblendet.

Ripley stöhnte und wollte fluchen, aber seine Zunge und seine Lippen waren noch ganz taub. Er brachte kein verständliches Wort hervor.

Was egal war, niemand hörte ihn, nicht mal er selbst hörte sich richtig.

Er hörte nur ein Rauschen.

Doch es begann schon zu knistern, seine Verschaltung war zwar lahmgelegt, aber irgendwas floss noch immer durch ein paar alte Synapsen..

Gleich würde er hören, wie seine Knie einsackten und wie er wie ein Brett zur Seite fiel, weil er mit der Schulter gegen eine Standlampe kam.

Ripley erschrak und weil er seine Bewegungen nicht richtig koordinieren konnte, fiel er um, auf den hellen Parkettboden.

In seine Ohren fiepte es nach dem Aufprall und er stöhnte, er konnte sein Stöhnen wieder hören. Der Schmerz drang langsam zu ihm durch. Er hörte sich stöhnen und sah das Blut aus seinem Mund auf den Boden tropfen.

Es war nur seine Lippe, die jetzt brannte, weil sie aufgeplatzt war.

Ripley entspannte seinen ganzen Körper und da ging es wieder.

Er stemmte sich hoch und torkelte, noch etwas benommen, in das angrenzende Badezimmer, er tastete nach dem Licht.

Seine Augen waren geblendet von den weißen Kacheln und dem hellen Licht. Alles war weiß, er schaffte zwei Schritte vor das Waschbecken und hielt sich am Rand fest. Seine Nackenmuskeln erschlafften und sein Kopf fiel nach vorne, gegen den blitzblanken Spiegel. Aua, dachte er und murrte. Seine zitternden Knie würden ihn nicht noch länger tragen. Er ließ sich auf dem WC nieder und drückte sich gegen die Wand, vom Waschbecken ab, damit er nicht vornüber fiel. Er atmete tief durch und langsam gewöhnten sich seine Augen an die Helligkeit. Er schmeckte das Blut, leckte sich über die Lippen. Der Geschmack war intensiv.

Sehr intensiv, zu intensiv.

In seinem Kopf drehte sich alles, er kam sich vor, als wäre er gerade ein paar Hundert Meter gesprintet. Alle seine Muskeln schienen zu zittern, seine Augenlider taten es. Er hatte die Augen geschlossen, aber sah, wie Blitze in einer hellen Sommernacht, den gekachelten weißen Fußboden. Wegen den zitternden Augenlidern, die sich so schnell schlossen und wieder aufsprangen.

Er stöhnte und wischte sich langsam über den Mund. Sein Gesicht war ganz bleich und die Lippen bläulich. Als wäre er zu lange in kaltem Wasser geschwommen. Er zitterte jetzt sogar. Kein Halten mehr.

Ripley versuchte sich zu fassen, in seinen Ohren rauschte es. Er dachte: „Das wird einen ausgewachsenen Kater geben.“

Seine nackte Haut, sein Rücken fühlte sich erfroren kalt an. Jetzt merkte er, dass er kein Hemd trug. Er war nur in Unterhose und merkte jetzt die kalten Fliesen unter seinen bläulichen Zehen.

Er riss die Augen auf und umklammerte das Waschbecken, er ruckte sich ein Stück hoch. Der große Spiegel schien ihn zu fokussieren. Melvin Ripley kam sich vor als würde er schweben. Sein Spiegelego wirkte noch bleicher als der wirkliche Melvin.

Er erschrak und sein Blick klärte sich langsam.

Auch sein Stand wurde fester.

Mit einer Hand fuhr er sich übers Gesicht, seine Hand war auch steif und kalt.

Wer hatte ihn denn ausgezogen?

Hatte er sich selbst ausgezogen.

Nun fragte er sich noch: „Wo bin ich?“

Wo war er?

Wo war er und warum fühlte er sich so beschissen?

Warum wusste er nicht wo er war?

Sein Spiegelzwilling starrte ihn aus roten Augen an und der Mund seines Spiegelzwillings stand sperrangelweit offen und Speichel tropfte daraus hervor und in das Becken.

Langsam realisierte er wirklich, dass er das war, dort in dem Spiegelbild.

Er stöhnte und er sabberte weiter.

Der Speichel vermischte sich mit einem Blutstropfen und das Gemisch rann seine Wange hinab.

Die Erinnerung kam nicht wieder.

Er wusste wer er war und andere grundlegende Dinge, aber sonst nichts.

Er wischte sich das Blut aus dem Gesicht und dann die Hände unter lauwarmem Wasser. Seine Finger prickelten, die Fingerkuppen schimmerten bläulich auf. Er war ziemlich unterkühlt.

Wie lange hatte er wohl so - fast nackt - auf dem Bett gelegen?

Jetzt konnte er wieder analytisch denken.

Die wenigen Erinnerungen kamen wieder und sie waren verschwommen wie ein Gemälde, das man mit Terpentin beträufelt. Sein Verstand arbeitete schon fast wieder normal.

Es hatte zwölf Uhr geläutet. Es war Freitag.

Ein Schluck Wasser.

Erfrischend und so gut.

Er spuckte aus, blutig.

Ein weiterer Schluck, den er dann schluckte.

Mit den nun nassen Händen, aus denen er getrunken hatte, wischte er sich über den Oberkörper, den er mit Blut betropft, besabbert hatte.



Er wischte sich auch über die Arme und bemerkte eine Stelle, die sofort weiterblutete. Er hatte eine Stichwunde in der Ellenbeuge. Er kannte so etwas, er war Polizist in London. Er bekam öfter Fixernarben als blaue Flecken zu sehen.

Sie hatten ihm etwas injiziert. Doch was und warum? Und dann blieb da noch die Frage, wo er war?

Was hatten sie ihm gespritzt, was wirkte so?

Er dachte nach, er war kein Betäubungsmittelspezialist.

Er wusste es nicht, dachte aber, wenn er sich schneller bewegen würde, wäre das Mittel schneller verarbeitet und er nicht mehr am Erfrieren.

Er musste etwas Trinken um es aus sich herauszuspülen, er hoffte, das es wasserlöslich war.

Er atmete mehrmals tief durch und zappelte mit den Armen. Dann hatte er die volle Kontrolle über sie wiedererlangt und spannte sie angewinkelt an, streckte sie aus und bewegte sie kreisend, er schleuderte sie vor- und dann rückwärts.

Seine Schultern knackten.

Er ging in die Knie, vorsichtig und richtete sich wieder auf.

Als er wieder ins Schlafzimmer zurückkam sah er seine Kleidung ordentlich zusammengelegt, das hatte er ganz sicher nicht so gemacht. Melvin kannte sich gut genug um das zu erkennen.

Sie hatten ihn ausgezogen, unter Drogen gesetzt und hier liegen lassen. Die Fragen, die er sich stellte, wurden nicht weniger. Jetzt musste er sich auch noch fragen, wer dafür verantwortlich war. Er war es nicht.

Ihm fiel Batters ein, er war mit seinem Kollegen hier. Dessen Jacke hatte er getragen.

Er wusste, „M. Batters“ stand auf der Jacke aufgenäht. Er wendete sie und sah die Bestickung.

Was suchten sie hier, die Aufschriften auf der Bedienungsanleitung, neben dem Hotelfernseher auf dem Schrank, war auf italienisch und dann erst auf englisch, französisch und deutsch.

Italien.

Er sah aus dem Fenster und erkannte die Stadt als Rom. Er sah eine ihm bekannte Kulisse. Bekannt aus dem Fernsehen, von Postkarten oder Werbeanzeigen. Alt und schön.

Er nickte und hustete, um sich selbst zu hören. Alles war still, ganz ruhig.

Draußen bellte ein Hund.

Sonst nichts.

Dann ein Auto.

Er schloss das Fenster und bemerkte, dass die Heizung regelrecht brannte. Es wurde fast schlagartig wärmer.

Melvin beeilte sich, sich anzuziehen. Er nahm die Jeans in die Hand. Er rümpfte die Nase. Sie war klatschnass, die Jeans. Er tastete weiter, der Rest auch, alles war nass. Hatten sie ihn deshalb ausgezogen? Bis auf die Unterhose, nein, die hatten Sie ihm gewechselt. Sie war ihm viel zu groß, das war einer Batters Slips! Er kannte das Muster, so welche trug Mortimer.

Was hatte er denn nur verpasst?

Was war denn nur alles geschehen?

Er konnte sich nicht erinnern.

Sie hatten ihm die Sachen ausgezogen, hatten ihn vermutlich heiß abgeduscht und dann aufs Bett gelegt. Sie hatten die Heizung voll aufgedreht und dann war das Fenster von alleine aufgegangen.

Er ging ans Fenster und öffnete es nur einen Spalt weit, tatsächlich, es ging von selbst auf, als er es losließ.

Nur, was zog er jetzt an?

Kein Koffer in Sicht. In den Schränken?

Er ging sie ab, alle leer und erstaunlich sauber.

Das Quartier, das sie bezogen hatten, war bestimmt kostspielig. Batters würde niemals soviel springen lassen und er selbst auch nicht. Welcher Dritte bezahlte für sie?

Das, was er aus dem Fenster gesehen hatte, reichte ihm um sagen zu können, dass das Hotel einen gute Lage hatte.

Er schlüpfte in einen weißen, nein, eher leicht roséfarbenen Bademantel. Er war wahrscheinlich mal bei einer verkehrten Ladung roter Wäsche mitgewaschen worden.

Egal, barfüßig und im Bademantel schlüpfte er auf den dunklen Flur. Er schlich ihn entlang. Nichts zu hören aus den anderen Räumen, da lief mal ein Radio oder ein Fernseher, da schnarchte einer. Sonst nichts.

Die Treppe runter.

Langsam, seine Schritte waren zu hören.

Er glaubte den Empfang im Erdgeschoss wiederzuerkennen. Nachts war hier nichts los. Das Hotel war sehr klein. 15 Zimmer.

„Martas Guest House“ hieß es und hatte nur einen Stern, die Zimmer waren klein und gemütlich.

Am Empfang brannte Licht, doch er sah niemanden. Er ging nah an den Empfang heran, beugte sich über den Tresen und sah einen müden Italiener um die Vierzig in einem Hinterraum auf einem Drehstuhl schlafen. Er schien zumindest zu schlafen, rührte sich nicht. Melvin Ripley sah, wie der laufende Fernseher sein Gesicht erhellte. Er schlief, gut, war ja auch nix los.

Sollte er ihn wecken?

Er suchte auf dem Tresen nach der kleine Klingel, wie man sie aus Hotels kannte. Er fand sie nicht, also klopfte er auf das Holz. Zweimal. Keine Reaktion.

Er klopfte fester.

Dreimal. Keine Reaktion.

Er pfiff.

Jetzt reagierte der schlafende Italiener. Er drehte sich weg.

Da fiel ihm das Besucherbuch ein, da musste er sich auch eingetragen haben, wenn er hier eingecheckt war.

Er schlug das Buch vorsichtig auf.

Leise.

Batters war der vorletzte, der heute eingecheckt war.

Davor standen eine deutsche Frau, ein – wahrscheinlich – niederländisches Paar. Er erschloss das aus den Namen.

Er selbst war nicht auf der Liste.

Warum war er nicht auf der Liste?

Er war nicht bei Bewusstsein gewesen!

Wieso?!

Sie hatten ihn unter Drogen gesetzt, die Treppe hinaufgeschleift, aber wieso war er total durchnässt gewesen?

Hatten sie ihn im Regen liegen lassen?

War er irgendwo in einen Pool gefallen, oder ins Meer?

Keine Erinnerung.

Aber geschehen war es, musste es sein.

Irgendwie.

Er legte das Buch zurück.

Die Zimmernummern hatte er sich gemerkt.

Er ging wieder nach oben.

Inzwischen hatte oben jemand das Licht auf dem Flur angeschaltet. Eine Frau kam ihm entgegen, sie sah nicht aus wie eine Italienerin. Ihr aschblondes Haar war in einem Handtuchturban gebändigt. Sie kam aus einem Zimmer, wahrscheinlich gerade aus der Dusche.

Er schaute sie kurz an, wie man einen fremden Menschen ansieht. Doch sie lächelte und kam zielstrebig auf ihn zu.

Irgendwie kam ihm alles sehr seltsam vor.

Die Frau dürfte etwa Ende 50 sein, er kannte sie nicht.

Doch sie kannte ihn und sprach ihn leise mit dem Vornamen an, auf englisch: „Melvin, kommen sie. Sie erkälten sich ja noch.“

Sie fuhr ihm durch die kurzen Haare, wie man es bei einem kleinen Jungen machte, der sich gerade am Gartenteich ausgetobt hatte. Sie waren noch ziemlich feucht.

Melvin verstand nichts mehr, wer war die Frau?

Hatte sie ihm die Kleider ausgezogen, ihn geduscht und aufs Bett gelegt?

Warum?

Auf jeden Fall kannte sie das Zimmer, aus dem er gekommen war. Er hatte die Tür angelehnt, sie war zugefallen. Daran hatte er gar nicht gedacht. Die große Frau hatte den Zimmerschlüssel.

„Ich hätte sie einschließen sollen.“, meinte sie amüsiert.

„Wer sind sie?“, fragte Ripley.

„Wer ich bin? Wir sind zusammen durch ganz Europa gefahren und sie können sich nicht an mich erinnern. Ich bin Katherina Verhey.“

„Langsam kommt die Erinnerung wieder. Ja, ich erinnere mich an sie, ich glaube ich saß auf der Rückbank und sie vor mir.“, sagte er träge.

Sie lächelte und schob ihn ins Zimmer.

„Genau.“

„Wo ist Mortimer Batters?“, fragte er dann im Schlaf-Wohnzimmer. „Der ist mit Frau Rössler und Johan in der Stadt. Sie wollen irgendjemanden umbringen.“

Melvin trat erschrocken zurück.

„Wie bitte?“

„Ja, ... oh, Mann. Sie können sich an gar nichts mehr erinnern?“

„Nein!“, brüllte er fast.

„Ganz ruhig.“

Er setzte sich aufs Bett.

Katherina schloss die Tür und setzte sich auf einen Stuhl.

„Dann muss ich ihnen ja alles erklären.“

„Anscheinend.“, sagte er und konnte es noch immer nicht glauben. Batters war losgezogen jemanden zu ermorden!

Mit zwei Fremden, einer deutschen Frau und einem Niederländer. Er erinnerte sich, er glaubte sich an van Nistelrooys Gesicht zu erinnern.

... sie wollen irgendjemanden umbringen ...

Wie sie das gesagt hatte!

Als wäre es nichts ...

... jemanden umbringen ...

... jemanden umbringen ...

Ripley legte sich hin und fasste sich an die schmale Brust. Er hatte die Augen noch immer weit aufgerissen, gerade strich er sich wieder über den Arm. Die Wunde.

Die Wunde!

Ripley: „Sie müssen mir einiges erklären.“

Verhey: „Sie wissen wirklich nichts mehr?“

Ripley: „Nein.“

Verhey: „Gar nichts?“

Ripley: „Nein, etwas bestimmt, aber nicht worauf es ankommt. Warum sind meine Klamotten so nass? Warum hab ich ein Einstichloch einer Spritze im Arm? Wo sind wir hier und warum? Haben sie mich entführt?“

Das einzige, was hier Sinn ergab, war eine Entführung!

Verhey: „Wie man so will?“

Ripley richtete sich auf.

Ripley: „Haben sie mich entführt?!“

Verhey: „Nein.“

Sie schüttelte den Kopf und lächelte entschuldigend.

„Was mach ich dann hier?“, wollte er wissen.

„Ich weiß warum ich hier bin, bei ihnen. Habe aber eigentlich auch keine Ahnung.“

Sie wusste es nicht?

Ripley: „Warum wissen Sie das nicht?“

Verhey: „Hören sie auf mir fragen zu stellen. Versuchen sie doch, sich zu erinnern. Sie sind ja total aufgeregt, da geht das ja auch nicht.“

Ripley: „Natürlich bin ich aufgeregt ...“

Verhey: „Halten sie die Klappe.“

Ripley: „Warum denn? Wollen sie mich auch einfach so umbringen?“

Verhey: „Seien sie doch ruhig.“

Ripley schnatterte weiter.

Verhey: „Pscht! Halt die Klappe!“

Sie packte ihn im Gesicht, hielt ihm den Mund zu.

Er wollte sich entwinden.

Doch sie hielt ihn auch mit der anderen Hand fest.



Verhey: „Deswegen haben wir ihnen die Spritze gegeben.“

Ripley: „Ach ja, nur deswegen?“

Verhey: „Denk ich schon.“

Ripley: „Ach sie denken, was wissen sie eigentlich.“

Verhey: „Ich weiß es nicht.“

Ripley: „Sie wissen es nicht?!“

Verhey: „Nein.“

Ripley und Verhey hörten auf, sich anzuschreien.

Draußen miaute eine Katze gequält und eine andere fauchte daraufhin. Dann wieder Stille.

Ripley und Verhey sahen sich an, schauten auf den Boden.

Es gab soviel zu sagen, aber keiner von Beiden sagte etwas.

Sie wussten nicht, was sie sagen sollten.

Verhey legte sich an Ripleys Seite und starrte wie er auf die Wand, dann fand sie die Fernbedienung und schaltete den Fernseher ein.

Nachrichten.

Menschen beim Weihnachtseinkauf, es ging um die geschrumpften Umsätze.

Dann Schnitt.

Tonausfall.

Die Anchorwomen waren jetzt stumm, dann ging es wieder und sie entschuldigten sich.

Katherina und Melvin verstanden kein Wort.

Melvin sah Flecken vor den Augen, schummrige Geisterwölkchen. Sie verschwanden und tauchten wieder auf.

Nicht mal zwei Kilometer entfernt lag Monika Rössler auf Zeitungen, die sie aus dem Müll geklaubt hatte. Das Bündel Zeitungen hatte sie aufgetrennt und die einzelnen Zeitungsbücher aufgeblättert und auf dem Boden drapiert, so, dass sie trocken blieb, wenn sie sich auf sie legte.

Johan stand im Schatten einer großen Satellitenschüssel und hatte die Arme verschränkt. Sie hatten sich auf das Dach des Hauses geschlichen, niemand hatte sie bemerkt.

Es war hervorragend gelaufen, Mortimer Batters und Bartholomew warteten im Auto. Monika würde nur einen Schuss brauchen, Thomas würde einfach tot vornüber fallen, auf den kleinen, runden und nassen Cafétisch.

Er trank gerade einen Mokka und dachte an nichts Böses. Monika beobachtete ihn, wie er ein Stück Sahnetorte mit der kleinen Silbergabel abtrennte und vorsichtig zum Mund führte. Er spülte sie mit einem Schluck Mokka herunter und zeigte mit dem Zucken der Ellenbogen, wie sehr es ihm schmeckte.

Er kaute mit vorgeschobenem Kiefer und bewegte seine Schultern mit. Thomas hatte eine Halbglatze und sein pechschwarzes Haar, der Rest davon, war widerspenstig zurückgekämmt und -gegelt. Er hatte knochige Wangen und vorstehende Augen, das kam von seinem Jodmangel. Er sollte mehr Fisch essen.

Monika visierte seinen Hinterkopf an.

Wie sie da so lag, dachte sie nicht viel nach.

Sie sollte diesen Mann töten und würde dies tun.

Rössler trug einen Pullover und lange Unterhosen unter ihren Jeans. Ihre Ärmel waren hochgekrempt, den Regenponcho hatte sie abgelegt. Auf der Innenseite ihres linken Arms klebte ein Heftpflaster. Sie beachtete es nicht und zielte weiter auf den Hinterkopf des Fremden.

Johan sah sich die Kiesformationen auf dem Boden an, der Mond schien hell, die Nacht war klar geworden. Jeder kleine Kiesel hatte einen eigenen Schatten. Er begann Spiele mit seinem eigenen Schatten zu treiben. Er beugte sich nach vorne und beobachtete wie der Schatten sich verformte und über die Kiesel wanderte, wie sich sein Schatten über die Steinchen legte und mit den kleinen dunklen Flecken, den Schatten der Flusskiesel, verschmolz.

Ein Mann lief vor der Zielperson vorbei und als dieser vorbeigegangen war, schoss sie. Sie feuerte auf Thomas und der Schuss war nur ein Zischen. Die Kugel durchdrang sein pomadiges Haar, knackte seine Schädeldecke und bahnte sich seinen Weg durch den Schädel.

Thomas stellte die Tasse ab, die Kugel trat durch das rechte Auge, das zerplatzte und weit spritzte. Zum Glück war sonst niemand in dem Straßencafé. Die Bedienung im Café wischte gerade die Innenseite der Glasscheibe. Die Außenseite hatte die 42jährige Frau gerade mit Mikrofaser Tuch und Spülmittel gereinigt, sie erschrak als die Kugel das Glas zum Bersten brachte. Ein Krachen und Splitter fielen auf den gebohnerten Parkettboden. Ihr Blick zuckte nach unten, das Loch, das die Kugel gerissen hatte, die Scherben. Ein Zurückzucken.

Sie erschrak nun vollends, das gesplitterte Glas vor ihren Augen war blutig und sie sah und hörte, wie der letzte Gast mit dem feinen Hemdzwirn vornüber auf den Tisch fiel.

Monika stand mechanisch auf und zerlegte die Waffe sehr schnell. Johan hob den Metallkoffer vom Boden auf, öffnete ihn und hielt ihn ihr bereit. Sie legte die Teile sorgfältig in die Schaumstoffaussparungen und schloss den Koffer, die Schnappverschlüsse rasteten ein. Johan gab ihn ihr und bückte sich in den feuchten, kalten Kies um die Zeitung zusammenzurollen. Sie wollten so wenig Spuren wie möglich zurücklassen. Er trug nun Handschuhe und klemmte sich den Packen unter den Arm. Er öffnete Monika die Tür und sie gingen mit nassen Schuhen die Metallrosttreppe hinab.

In dem Café wurde der Mord schon gemeldet.

Johan und Monika gingen die Treppe hinab, es war düster im Treppenhaus und sie waren ganz still. Sie wagten es nicht, das Licht anzumachen und sie sprachen nicht. Monikas Gesichtsausdruck war kalt und unberührt. Ausdrucks- und teilnahmslos.

Hier und da hörten sie leise Stimmen hinter den Wohnungstüren. Eine Frau mit Hund trat auf den Gang und sie zog, überrascht und neugierig zugleich, die Augenbrauen hoch. Der kleine Kläffer knurrte, als Johan und Monika vorüber und die Treppe hinab gingen. Der letzte Treppenabschnitt, dann wären sie draußen gewesen.

Als der Schuss fiel, wollte der Chorknabe sich gerade mit seinem alten Kumpel und Auftraggeber im Café treffen. Schweigend hatte er ihm gewunken und dann war sein Freund vornüber gefallen, gleichzeitig hatte eine Frau schrill geschrien und Blut war ge-

spritzt. Er hatte alles gut sehen können, von der anderen Straßenseite aus. Carmelito war zusammengezuckt und hatte sich an den Waffengurt gefasst. Mit seinen Flinken Fingern zog er einen kleinen Dolch hervor, kein Griff, kaum Klinge, nur eine Spitze. Damit schnitt man sicher keinen Käse. Er schüttelte ein anderes Messer aus dem Ärmel, ein bogenförmiges Schlitzerwerkzeug, ebenfalls kein Hausratsartikel.

Sein wachsamer Blick erfasste die Situation.

Ein Scharfschütze.

Und er wusste, wo er war.

Er schaute nach oben, er konnte noch den Lauf der Waffe sehen.

Sie wurde weggezogen und sein untrügliches Gehör glaubte Schritte auf Kies zu vernehmen. Dann wurde es plötzlich laut auf der Straße, Leute rannten herbei.

Schaulustige.

Er trat einen Schritt zurück und verschwand dann im Hauseingang.

Der Chorknabe trat in die Dunkelheit und schlich an der Wand entlang. Wenn sich der Mörder unter die Schaulustigen mischen wollte, würde er vielleicht diese Treppe hinabkommen. Es sei denn, es gab einen anderen Weg. Die Feuerschutzleiter.

Im Winter waren die Feuerschutzleitern leer, die Leute hatten ihre Pflanzen hereingeholt und es hing auch keine Wäsche zum Trocknen draußen.

Er wollte die Treppe hinauf und dann von oben sehen, welche Fluchtmöglichkeiten es noch gab.

Er überlegte, welchen Weg er gehen würde. Er würde den Sichersten wählen, diese Treppe hinab und unter die Leute, die so aufgereggt waren, dass sie es nicht bemerken würden, wenn der Täter unter ihnen abtauchte.

Er sollte Recht behalten. Ein bellender Hund, vom Stimmvolumen her ein Schoßhund. Das Bellen kam von oben, dann hörte er Schritte und sah wie ein Mann und eine Frau die Treppe hinabkommen. Ihre Füße waren nass und er hörte wie ihre Schritte auf den hölzernen Stufen knirschten.

Die Mörder!

Er hörte sein Blut rauschen und sprang hoch, als er den Mann besser sehen konnte. Es war seine Zielperson.

Die Zielperson lief ihm direkt in die Fittiche!

Die Zielperson hatte seinen Freund ermordet!

Die Zielperson musste sterben.

Johan van Nistelrooy musste sterben.

Der Chorknabe verwandelte sich in ein wildes Tier, er atmete stoßweise und leckte sich die Lippen, sein Mund wurde trocken und seine Glieder waren angespannt.

Die muffige Luft sog er auf und muffigere atmete er stoßend aus. Sie konnten ihn nicht sehen, dessen war er sich sicher, das Dämmerlicht schloss ihn aus, er stand in dem Türeingang bei der Treppe und das Einzige was sie hätten sehen können, war sein überstehender Bauch und die blinkenden Klingen in seinen Händen.

Doch sie bemerkten ihn nicht.

Seine Hand zuckte schon und Johan und Monika standen nun schweigend auf der letzten Stufe.

Der übergewichtige Auftragsmörder bewegte sich so schnell, die Klinge zuckte und blitzte ins Licht.

Johan riss die Augen auf und während Monika noch immer stumm weiterlief, drang die Klinge durch seine Bauchdecke. Sie durchstach sein Gedärm. Johan wich zurück, er stöhnte. Unfähig etwas zu sagen. Der Mörder ließ die andere Klinge um die Finger spielen. Der Dolch, er zog ihn zurück und stach erneut zu.

Johans Mund klaffte auf.

Nichtsahnend ging Johan die Treppe hinab und der Schock war so übermächtig, er spürte nur eine unbekannte Hitze in seinem Bauchraum und konnte sich nicht rühren, doch dann stach der widerliche Fettsack erneut zu und diesmal reagierte Johan.

In ihm erwachten ungeahnte Kräfte, die Todesangst stand ihm ins Gesicht geschrieben und sein Mund klaffte auf.

Johan stieß den Mann von sich und schlug ihm seinen rechten Ellenbogen ins Gesicht. Er riss seinen Kopf nach vorne und schmetterte die Stirn auf die Nase des Mörders. Johan schrie vor Schmerz und der andere stöhnte.

Der dicke Mann polterte zurück und die bogenförmige Klinge sauste vor Johan durch die Luft, sie schnitt durch seine Nasenspitze, der abgeschnittene Knorpel hing nur noch an einem kleinen Stück Haut. Johan fluchte und das Blut, das aus seinem Bauch strömte, ergoss sich über seine Jeans auf den Boden. Das Blut glänzte silbrigschwarz.

Monika war weitergelaufen, sie war in einer Art Trance.

Johan hatte das verursacht.

Sie ging weiter, auf das Auto zu.

Johan fing das Blut aus seiner Nase in der hohlen Hand auf und drückte das abgeschnittene Stück fest, es hielt zwei Schritte.

Zwei Schritte rückwärts.

Er traf mit dem zurückgelehnten Hinterkopf auf die schmuddelige, tapezierte Wand.

Das kleine Stück seiner Nase lag nun wieder auf seiner behaarten Oberlippe, er trat dem Killer in den Bauch, eine große Angriffsfläche.

Viermal und dann trat er - auf wackligen Beinen - raus in die Kälte. Eine Blutspur zog er hinter sich her.

Hinter ihm hustete der Unbekannte und der Hund kläffte wieder, die alte Frau schrie hysterisch.

Johan schaute auf seine Armbanduhr und tropfte seinen Unterarm mit dem Blut seiner Nase voll.

Es war 12 nach 12. Freitag.

Übermorgen war Weihnachten.

Monika stieg ein, auf die Rückbank und als Bart sie ansprach erwachte sie. Sie rollte die Augen und fixierte dann etwas im Fenster, ihr Spiegelbild.

Dann war sie wieder ganz klar im Kopf.



Die dünne Blutspur auf dem Boden kam nicht zum Trocknen,  
sie gefror schnell auf dem Teer.

Johan schleifte seine Füße über die Straße.

Sein Magen krampfte sich zusammen.

Am liebsten würde er kotzen.

Noch ein paar Meter zum Auto.

Schmerz.

Ein stechender im Gesicht, die Nase und ein Brennen und  
Krämpfe im Rumpf.

Schmerz.

Eine blutige Hand.

Seine blutige Hand griff an die Türklinke.

Bart und Batters sahen ihn entsetzt an.

Monika war im Einsteigen begriffen.

Johan blutete die Tür voll.

Ihm war schwindlig.

Schwindlig, ein Brummen in seinem Kopf.

Schwindlig, alles drehte sich.

Er sah etwas ...

Doch es drehte sich.

... das Auto.

Er wollte einsteigen.

Das Auto war so weit weg und doch berührte seine Hand das Auto und sein heißes Blut dampfte auf dem kalten, eiskalten Metall.

Es sprudelte nur so aus ihm hervor.

Monika schlug die Tür zu und sah ihn entsetzt an.

Sie bemerkte ihn langsam.

Ganz langsam drehte sie ihren Kopf, wollte etwas sagen und tat nur den Mund auf, ohne, dass etwas hervorkam.

Bart am Steuer, schaute in den Rückspiegel.

Ein Auto raste vorbei.

Verfluchte Italiener.

Die Zeit war stehen geblieben.

Italiener sind schlechte Autofahrer, das war kein Klischee, das war die Realität.

Monika machte den Mund wieder zu.

Ganz langsam beschleunigte sich die Welt wieder, sie lief weiter.

Batters reagierte.

Er sprang aus dem Auto hervor und musste einem brüllenden Fußgänger ausweichen, der schrie jemandem durch sein Mobiltelefon an und wich nicht aus.

Italiener waren furchtbare Fußgänger.

Kein Klischee, Realität.

Batters, als Engländer war so etwas nicht gewöhnt, jeder Londoner würde ihm von nun ab als Gentlemen vorkommen.

Er sprang ums Auto herum und griff Johan unter die Arme, hielt ihn hoch. Im Auto stellte Monika den Sitz so weit zurück, legte ihn zurück, wie es ging, wie sie noch sitzen konnte.

Johan hustete, Blut lief ihm aus dem Mundwinkel, er rollte die Augen und sah in den nun ganz klaren Himmel.

Er versuchte ein Sternbild zu erkennen, irgendeines. Es ging nicht, sein Blick verschwamm.

Er blinzelte und sein Blick verschwamm gleich wieder.

Batters stützte ihn und setzte ihn vorsichtig auf den Beifahrersitz des Mercedes, den Monika schon vorbereitet hatte.

Bart strich sich fest übers Gesicht: „Wohin? Krankenhaus?“

Batters: „Ja.“

Bart: „Sicher?“

Batters, nun bestimmter, nickend: „Ja!“

Monika zitterte und ihr Kopf fiel in den Nacken.

Als Johan ohnmächtig wurde, begann sie heftig zu zittern, sich zu schütteln. Batters schlug die Tür zu.

„Monika?!“, schrie er sie an.

„Monika!“

Sie reagierte nicht, es sah aus wie ein epileptischer Anfall.

Er riss ihre Tür auf und schüttelte sie, ein Italiener in schwarzem Peugeot schnitt ihn und die Tür des Mercedes schlug vom Schwung zu, ihm in die Seite, gegen die Schläfe.

Er fluchte.

In seinen Ohren pfiff es.

Er fluchte noch einmal.

Da tat Monika die Augen auf und riss ihren Mund auf, ein wenig Speichel lief ihr über die gepflegte Unterlippe.

Ihr Blick wurde klar, ganz eisig, berechnend.

„Er wird verbluten!“, sagte ihre Stimme, sie war tiefer als sonst.

„Fahrt!“, sagte sie grollend.

Batters ließ sie erschrocken los und sie rückte zur Seite, damit er einsteigen konnte.

Bart ließ den Motor an.

Quietschend fuhren sie an.

Auf der anderen Straßenseite standen die Menschen und schrien Mord und Totschlag, sie achteten nicht auf die flüchtenden Mörder. Ein oder zwei Leute sahen dem Auto hinterher und dachten sich ihren Teil, doch niemand unternahm etwas, die Polizei würde sich schon um alles kümmern. Sie zerstreuten sich bald und jeder ging seinen Weg.

Vollbremsung an der nächsten Kreuzung.

Johan fiel nach vorn, das abgetrennte Stück Nase schlug hoch und runter.

Bart packte ihn an der Schulter und warf ihn zurück in den Sitz.

„Monika, schnall ihn an!“

„Ich komm nicht dran.“

Sie versuchte den Gurt um ihn zu legen, doch ihre Arme waren zu kurz. Bart schnaubte.

Er ließ den Lenker los und nahm ihr die Gurtschnalle ab.

Batters brüllte wegen irgendetwas.

Ein entgegenkommendes Fahrzeug, ein Laster.

Bart sah hoch, ein kurzer Blick.

Er riss seine Augen auf und biss sich auf die Zunge.

Der Mercedes schoss über die Straße, driftete auf dem nassen, spröden Teer der Via Quattro Fontane.

Hupen und ein Scheinwerferspottanz folgten.

Bart riss das Steuer herum, das war gerade noch mal gutgegangen. Er drückte den stöhnenden Johan zurück in den Sitz und schnallte ihn fest.

Doch Batters brüllte noch immer.

„Hör auf!“, schrie Monika.

Sie stieß ihn an.

Dann war er ruhig.

Er entspannte sich.

„Verdammte Scheiße.“, schnaufte er. Er hatte Todesangst gehabt.

Macht so was nie wieder!

Er sah sie böse an.

Dann aus dem Fenster.

Er schnaufte weiter.

Geradeaus weiter.

Sie schossen an der Santa Maria Maggiore vorbei, der größten Marienkirche Roms. Sie war etwa 1500 Jahre alt und wegen der

reich geschmückten Kappellen mit Denkmälern und Papstgräbern besonders sehenswert. In der Cappella Paolina aus dem 17. Jahrhundert befand sich das am meisten verehrte Heiligenbild Marias in Rom.

Der Mercedes kratzte mit den Reifen über den Bordstein auf der Via Merulana und dann fragte Bart:

„Weiß einer von euch, wo das nächste Krankenhaus ist?“

Monika streichelte ihren Waffenkoffer.

Sie schüttelte den Kopf, energisch.

Batters war am Verzweifeln: „Das darf doch nicht wahr sein!“

„Zurück ins Hotel können wir nicht, jetzt nicht. Er würde uns verbluten.“

Batters spielte mit dem Gedanken.

Verbluten, er blutete das schöne Auto voll.

Es war sein eigenes.

Verbluten.

Sie sollten ihn einfach verbluten lassen!

Wer war er überhaupt?

Warum waren sie hier?

Warum mussten irgendwelche glatzköpfigen, harmlosen Kaffeetrinker und Tortenesser sterben?

Der Tote hatte ja nicht besonders bedrohlich ausgesehen.

Was sollte das alles?

Er bekam Kopfschmerzen.

Es pochte in seiner Stirn und er biss die Zähne zusammen.

Ein Krankenhaus.

Wo war hier ein Krankenhaus?

Seine Augen suchten nervös den Schilderwald ab.

Kein Hospital!

Kein rotes Kreuz!

Kein buntes Kreuz!

Nur Jesus am Kreuz.

Überall schien Jesus zu hängen oder Maria ihn auf dem Arm zu halten.

Sie fahren auf Gutglück weiter.

Via Appia Nuova.

Gerade eben an der U-Bahn-Station vorbei.

San Giovanni in Laterano lag nun auch hinter ihnen,

Dieses Gotteshaus war bekannt als „Mutter und Haupt aller Kirchen Roms und der Erde“. Es ist die ranghöchste Kirche der katholischen Welt. Die schönklingenden Glockentürme wurden 1560 erbaut und das Querschiff ist über und über mit wertvollen Kunststücken bestückt, der anschließende Kreuzgang gilt als der Eindrucksvollste in Rom.

Auf dem Kirchengelände steht zudem die älteste Taufkirche der Welt, die um das Jahr 440 nach Christus erbaut wurde. Die Bronze-türen der Kirche sollen sogar noch 200 Jahre älter sein.

Noch viel eindrucksvoller erhob sich hier der höchste ägyptische Obelisk. Im Auto hatten sie keine Zeit sich dieses Wunderwerk anzusehen.

Sightseeing bei 110 Stundenkilometern.

Er stammt aus der Zeit des Pharaos Thutmosis dem Dritten, der von 1457 bis 1428 vor Christus regierte.

Im Jahre 357 wurde er vom großen Amontempel in Kamak nach Rom gebracht, wo er nun ständigen, sauren Abgasen ausgesetzt war. Viele Obeliskten waren nach Rom gebracht worden, ein Großteil überlebte den aufreibenden Transport übers Meer nicht.

Kein Krankenhaus.

Kein verfluchtes Krankenhaus in Sicht!

Johans Gesicht rutschte ans Seitenfenster, er sah nicht wie das Blut die Scheibe hinabrann, wie es aus den Bauchwunden lief und das helle Sitzleder schmierig machte.

Wie es sich im Fußraum sammelte.

Und die Wunden heilten nicht.

Sie beachtetten es nicht, denn es geschah ja nichts.

Die Wunden heilten nicht.

Monika meinte: „Vielleicht sollten wir irgendjemanden nach dem Weg fragen.“

Doch das erübrigte sich, hinter ihnen erschallte eine Polizeisirene. Sie waren ein kleinwenig zu schnell gefahren.

Monika streichelte über ihren Waffenkoffer und stellte ihn dann hochkant in ihren Fußraum.



Das Polizeiauto setzte sich vor sie und sie mussten rechts ranfahren.

Batters fragte: „Was sagen wir denen denn?“

Bart ließ die Luft durch seine Zähne entweichen, sein Mund war zu einem breiten Lächeln aufgesetzt, sein Atem zischte.

„Hoffentlich können die englisch.“

„Ja, hoffentlich.“

Johans Kopf rutschte bei dem Abbremsen zur Seite, sein Kinn fiel ihm auf die Brust. Philip Maria Bartholomew ließ das Fenster auf seiner Seite hinab und eisige Luft strömte herein.

Der Polizist sprach sie sofort auf englisch an. Er sprach die Sprache gut.

Sie sagten was man nun so sagt, wenn ein Verblutender schleunigst ins Krankenhaus muss. Der Polizist nickte ruhig und sie sollten ihm folgen.

## Rückblick:

Johan van Nistelrooy erfuhr von einer Legende, als er dort an dem knisternden Lagerfeuer saß und den Gesängen und Gedichten lauschte. Es war eine alte Sage, wie sie ganz ähnlich an vielen Orten, bei vielen Kulturen auf dieser Welt bekannt ist.

Sie erzählten ihm von großen Männern, so groß wie er war, größer. Von Riesen, wirklichen Riesen, soviel größer als die Eingeborenen es waren.

Der Stamm von Eingeborenen war um die Jahrhundertwende von einem Protestanten missioniert worden, von deutschen Missionaren, doch die alten Legenden des Dschungels waren soviel mächtiger als die Geschichte von einem Zimmermann, der in der Wüste lebte und starb um zu seinem ominösen Vater im Himmel aufzufahren. Es war lange her und an einem Ort geschehen, weit weit weg von dem Teil der Welt, indem sie lebten.

Sie hatten keinen Bezug zu den biblischen Geschichten.

Aufgrund ihres Hintergrunds konnten sie keinen Bezug dazu haben.

Der Mediziner lächelte zahnlückig, er hatte eine bemerkenswerte Gesangsstimme und faltete nun die Hände im Schoß, nachdem er ausgiebig getanzt hatte. Er war sicher erst 52 oder 53, doch er sah soviel älter aus. Sein Körper war sehnig und als er seinen gebeugten Arm ausstreckte und Johan anstieß, sah der den abgerissenen Muskel unter der Haut wegrutschen. Der Alte kicherte und dann hielt er dem größeren, vollbärtigen Mann, mit dem langen, vollen Haar, einen gelben Käfer vor die Nase. Die kleinen Beinchen,

nur dünne Stummelchen, seitlich an dem gelben Quader, zappelten. Johan kannte diese Art nicht, er hatte solch einen Käfer noch nie gesehen. Er war etwa 2 Zentimeter breit und drei Zentimeter lang, ein ziemlich breites und plumpes Tierchen.

Der alte Mann, rückte seinen Kopfschmuck zurecht und kicherte. Er kniete sich dann hin und er leckte sich die Lippen, genüsslich biss er dem zappelnden Käfer den Kopf ab, doch er kaute ihn nicht, er spuckte ihn aus. Und dann hielt er Johan den Käfer wieder vor Augen, den Rest davon, der noch immer zappelte. Der alte Mann symbolisierte ihm, dass man den Käfer nicht essen durfte und er sagte es in seiner Sprache, aber sehr langsam und deutlich, wie man es immer macht, wenn man zu jemandem spricht, der die eigene Sprache nicht versteht. Johan verstand ihn aber. Er las nicht nur seine Gedanken, Gedanken waren nicht in einer bestimmten Sprache verfasst, es waren Bilder. Er verstand auch die Sprache, die sie sprachen.

Der Mediziner nahm nun sein Messer und ritzte seine Haut an Unterschenkeln auf, auf der Innenseite der Waden schnitt er langsam eine Wellenlinie nach der anderen und dann presste er den Käfer und Johan konnte sehen, wie etwas gelbes, milchiges herausquoll. Der Mediziner fing das Gelee auf, auf seiner stumpf wirkenden Klinge, die aber höllisch scharf war. Jetzt warf er den Käfer ins Feuer, der giftiggelbe Panzer platzte auf und verströmte einen widerwärtigen Geruch, bis er verbrannt war, was dann schnell ging.

Johan wedelte noch mit der Hand vor dem Gesicht, als der Mediziner ihm wieder etwas direkt vor die Augen hielt, als wäre er extrem kurzsichtig.

Van Nistelrooy schielte auf die Messerspitze und wich ihr aus, sie kam näher. Der Mediziner sprach jetzt auf ihn ein. Er solle dieses Messer nehmen, das er ihm jetzt gab, und sich auch solche Schnitte an den Waden zufügen.

Johan hatte schon einiges an Kat gekaut und Kräuter geraucht, er war nicht bei Sinnen. Er tat es und er spürte es kaum, es war schon fast ein erfrischendes Gefühl, wie kaltes Wasser, als er die Klinge des rostigen Buschmessers in sein Bein drückte. Es blutete für einen kurzen Moment sehr stark, doch dann ließ es nach. Das kam wahrscheinlich davon, dass er nun schon seit Stunden so verkrampft dasaß. Ein Blutstau, seine Beine waren auch schon ganz taub, eingeschlafen.

Ein jüngerer Mann kam zu ihnen und tauchte hastig Zeige- und Mittelfinger in die Blutpfütze, er leckte das Blut ab und nahm noch ein bisschen von dem Schmutz auf die Finger. Er lutschte sie ab und schaute Johan dabei wie ein blutgieriger Vampir an. Das war gutes Blut, das Lebenselixier der Götter, es durchströmte sie und sie tranken es wie die Menschen Wasser trinken. Salzig und warm, der junge Mann presste seine Zunge an den Gaumen und versuchte Johans Blut noch länger zu schmecken. Er verhinderte es, zu schlucken, er wollte es weiter auf der Zunge behalten. Er erhoffte sich etwas davon, doch Johan war einfach zu zugehörnt um sich daran zu stören. Er stieß den jungen Mann von sich, als dieser noch zudringlicher wurde.

Wollte er Johans Fleisch?

Er hatte Blut geleckt. Oh ja, im wahrsten Sinne des Wortes.

Der Mediziner schlug dem Jungen fest gegen die fliehende Stirn und warf ihm Fluchkaskaden an den Kopf. Der Junge verzog

sich widerstrebend, doch seine Augen blitzten noch, er wollte dieses Fleisch, das unendliche Kraft, unendliche Macht versprach.

Er wollte ihn in sich aufnehmen, doch im war klar, dass er es nicht wagen würde, dass man ihn nicht so weit kommen ließ.

Johan nahm die Pfeife noch einmal, als sie wieder bei ihm vorbeikam, er inhalierte einen tiefen Zug und ließ los.

Es war wie die Hand, die das Seil umschloss, während man über einem tiefen Abgrund hing und drohte zu Tode zu stürzen. Es war wie die Hand, die plötzlich losließ.

Er stürzte in den Schlund und berauschte sich an den Verwirrungen, die sein Hirn erdulden musste. Er roch Gerüche, die er noch nie gerochen hatte, er sah Farben, die er so nicht kannte. Kein Schmerz, überhaupt kamen nur noch wenige Empfindungen zu ihm durch. Er zuckte nur kurz, als der Mediziner ihm das gelbe Sekret in die offenen Wunden rieb.

Der Mediziner hatte es ihm als Ritus erklärt, die sie schon seit vielen Jahren vollzogen. Doch seit etwa dreißig Jahren war es schwer die gelben Käfer zu finden, sie starben aus. Der Mediziner rieb sich ebenfalls ein wenig in seine Wunden.

Nur die Stammesältesten kamen heute Nacht in den Genuss des ultimativen Rauschs.

Und Johan, ihm zu Ehren hatten sie zwei Schweine geschlachtet. Ein großer Verlust für den Stamm, doch sie wollten nicht knäuerig erscheinen. Sie hatten Angst davor, ihn zu verärgern, auf irgendeine Weise. Sie würden das zweite Schwein nicht verzehren können, es verwesete zu schnell, sie konnten es nicht konservieren.

Wenn Johan morgen erwachte, würde er feststellen, dass er sich nicht erinnern konnte, wo er war. Er würde in seinen eigenen, fri-

schen Fäkalien liegen, im Schatten eines hölzernen Unterstands, an der Seite des Medizinmanns, der sich ebenfalls im eigenen Kot suhlte.

Er würde feststellen, dass er nicht mehr sprechen konnte, sein Körper versagte den Befehlen, sie würden ihn füttern und er konnte sich nicht wehren, sich nicht rühren.

Johan spürte das Brennen des Käferschleims in seinen Adern. Er begann wegzutreten, er träumte von den Riesen, die diesen Stamm vor Urzeiten aufgesucht hatten. Männer in Gewändern, die wie der Morgentau glitzerten.

Sie standen in den Flammen und sie sahen ihn an, er sah, wie sie sich bewegten.

Die großen Wesen kamen auf ihn zu, sie schienen zu schweben. Doch er stand fest, er konnte nicht gehen, wie angewurzelt. Er spürte die Hitze auf seiner Haut und roch, wie seine Haare verbrannten. Doch er blieb ganz ruhig, er bekam keine Panik. Die Flammen versengten seine Haut und jetzt spürte er den Schmerz, er drang zu ihm und erschien unreal und schrecklicher als er jemals Schmerz gefühlt hatte. Und dann stand Johan in Flammen und schrie und schrie, als wäre es der Tag des jüngsten Gerichts.

Johan hörte plötzlich die Worte seines Vaters: „Die Heuschrecken sahen aus wie Pferde, die in die Schlacht ziehen. Auf ihren Köpfen trugen sie goldene Kronen und sie hatten Gesichter wie Menschen.“

Er erschrak, bei dieser dröhnenden Stimme. Es war so, als würde sein Herr Vater ihm ins Ohr brüllen. Die Gewalt darin, er spürte den Atem.

Dann waren da noch die Flammen, die Pein war übermächtig, sie riss ihm das Fleisch von den alten Knochen. Er löste sich in Asche auf und er sah, wie durch einen Schleier, dass die Riesen das Feuer löschten, bevor es auf das Dorf übergreifen konnte.

Sein Vater war nicht da, doch er schrie ihm die Offenbarung des Johannes ins Ohr: "Der Engel, der für den Abgrund zuständig ist, herrscht als König über sie. Auf Hebräisch heißt sein Name Abaddo, auf Griechisch Apollyon, der Zerstörer."

Plötzlich war das Feuer weg, von einem Herzschlag zum Anderen.

Nur der Schleier war noch da und die Schmerzen, die ihm die Haut vom Leib rissen. Es war kein gleichmäßiges Reißen. Es machte Ratsch, ratsch-ratsch, ratsch, ratschratschratsch.

Sein Vater war verstummt, sein Geschrei hatte aufgehört.

Die weißen Männer hatten das Feuer gelöscht und nun sahen sie ihn nicht mehr an, sie beachtetten ihn nicht, der eine ging durch ihn hindurch und auf eine absurde Weise machte es für Johan Sinn. Er war nicht hier und er hätte sich fast entspannt, doch dann sah er, wie die weißen Männer ihre Köpfe anhoben, sie abzogen, sie abnahmen wie einen Hut und es waren keine Menschen.

Es waren keine Menschen.

Sie waren Dämonen, doch sie brachten den kleinen, schwarzen Leuten Geschenke.

Zu diesem Anlass wurde gefeiert, jedes Jahr, seit Jahrhunderten.

Erst dieser große Knall, dann das Feuer. Die Dorfbewohner hatten Angst, sie flüchteten, versteckten sich. Doch dann kamen die großen, weißen Wesen und sie sahen so fürchterlich aus, doch sie

brachten Geschenke und waren gut zu ihnen. Es gab keinen Grund zur Angst.

Sie hatten niemals mehr Angst.

Die Götter beschützten sie, man konnte ihnen vertrauen.

Johan verstand und dann war sein Vater wieder bei ihm, er konnte ihn nicht sehen, es war Johan so, als würde er hinter ihm sein und sich zu ihm vorbeugen, vor, zu seinen Ohren. Er wusste nicht, von welcher Seite der Herr Vater ihn nun ansprach. Ihn anbrüllte, wie er es nie getan hatte. Er hatte nie gebrüllt, nie so gebrüllt. So hasserfüllt, es war wohl seine Stimme doch es war nicht der Mann der da sprach. Es war nicht der Mann seiner Mutter, es war nicht Herr Vater. Es war Bosheit und Niedertracht und was es zu ihm sagte, war bedeutungslos. Doch die Worte schlugen auf Johan ein, rangen ihn auf die Knie, die nackt und hautlos waren. „Der erste Schrecken ist damit vorüber, es werden noch zwei weitere folgen.“, brüllte ihm der Vater ins Ohr, erst ins Linke und dann war er auf der rechten Seite und seine Stimme wurde zischend und blutig triefend. „Die Menschen änderten sich nicht. Nein, sie ändern sich niemals. Sie hörten nicht auf mit dem Morden, mit der Zauberei, der Unzucht und dem Diebstahl.“

Es ging nicht vorüber, der Nebel umwehte ihn, es war Rauch, doch er roch ihn nicht. Er war nicht hier, doch er konnte nirgendwo anders hin, er saß hier fest. Er konnte sich nicht rühren, als er da am Boden saß.

Ein Druck auf seinen Kopf ließ ihn erblinden, er schloss die Augen und jetzt war sein Vater so nah, er berührte ihn nicht nur, er verschmolz mit ihm und so dröhnten seine Worte durch Mark und Bein, durch den verbrannten Leib.



„Das Tier wird alle Menschen in seiner Gewalt haben. Die Hohen und Ehrenden, wie die Armen und Niederen. Sie müssen sich ein Zeichen auf die rechte Hand oder die Stirn machen.“, brüllte der Herr Vater seinen eingeborenen Sohn an und Johan wollte nun, nachdem er erblindet war, am liebsten taub werden. Er wollte dieses Krächzen und Keifen nicht hören. Johan wollte sich die Ohren zuhalten, aber er konnte sich nicht rühren, er saß dort zusammengesackt und stöhnte vor sich hin, während sein Bart vor Funken glomm und sich die Flammen in sein Fleisch fraßen. Das Feuer im Dschungel war gelöscht, doch es schien an ihm zu haften, wie eine Schnecke am feuchten Laub.

„Nur wer dieses Zeichen hat, wird kaufen oder verkaufen können. Das Zeichen besteht aus dem ersten Namen des Tiers oder der Zahl für diesen Namen. Hier braucht es Weisheit!“

Johan wurde von der Stimme niedergedrückt, er gab sich auf. Es gab keine Chance mehr.

„Wer Verstand hat, kann herausfinden, was die Zahl des Tiers bedeutet, denn sie steht für den Namen eines Menschen. Es ist die Zahl sechshundertsechszig.“

Johans Kiefer mahlten.

„Ja Sohn, sechshundertsechszig. Ist das deine Zahl? Bist du der, dessen Namen die Menschen tragen? Bist du es, auf den sie mit rechter Hand schwören?“

Bist du es?

Johan wollte weinen, er wollte schreien und sterben.

Alles war besser, als länger hier zu sein.

Doch die Nacht war noch lang und der Traum im Drogenrausch endete nicht.

Er saß in der Glut und verbrannte und eine Stimme in seinem Kopf nannte ihn bei seinem Namen.

In der Notaufnahme schnappten zwei kräftige, stämmige Männer in blauen Kitteln Johan und entrissen ihm damit Philip Maria Bartholomews und Mortimer Batters Armen.

Eine junge Frau mit verschlafenen Augen und Dokumentenordnern unter den Armen begann schnelle, stakkatoartige Befehle an die Männer zu erteilen.

Sie trugen Johan den weißen Gang entlang.

Da kam ein Mann mit einem Bettenwagen und sie legten ihn darauf. Monika verstand kein Wort, als die Frau sie ansprach. Sie schüttelte mit dem Kopf. Die junge Notärztin war erregt, sie machte Gesten und sprach laut und betont.

Dann schüttelte sie den Kopf und ihr Pferdeschwanz, schwarzes, stumpfes Haar schlug ihr um die Wangen.

Bart schaute zu Mortimer Batters, der sich schnaufend auf einen Plastikstuhl rutschen ließ. In der Notaufnahme war es kühl und doch war es viel wärmer als draußen, draußen pfiff unangenehm kalter Wind um die Häuser.

Dann stellte Bart sich hinter Monika und schob sie sanft beiseite, er begann mit der Ärztin auf englisch zu sprechen.

Sie wollte wissen, wie es geschehen ist.

Bartholomew ließ sie ausreden und sagte ihr dann, sie hätten nur kurz auf ihn gewartet, er hätte sich in einer dunklen Gasse erleichtern wollen und irgendjemand hätte ihn dann angegriffen.

Die Frau drehte sich weg und zückte einen Block.

Sie kaufte es ihm ab, sie schrieb es auf.

„Warten sie hier, ich werde wieder zu ihnen kommen.“

Dann ging sie mit schnellen, großen Schritten. Bart wischte sich über die Stirn und fluchte, er verzog sein Gesicht gequält und setzte sich zu Monika und Batters. Sie sagten kein Wort.

Sie saßen auf weißen Campingstühlen und starrten die Wand an, sie atmeten schwer. Barts Blick wanderte zu der nüchternen, schwarzen Uhr mit weißen Ziffern.

Es war jetzt 1 Uhr 12.

Bart schloss die Augen und er spürte eine Luftzug und hörte das Kratzen von Plastik auf Fliesen. Monika war aufgestanden, sollte sie doch abhauen. Batters sollte auch verschwinden.

Bart hatte keine Lust mehr, er wollte nicht hier sein.

Wenn dieser Kerl jetzt starb, wer würde sich um alles kümmern, sollte er das machen? Noch schlimmer, wer würde sich um seinen Krankenhausaufenthalt kümmern? Die Frau, Katherina oder wie auch immer sie heißen mochte?

Wahrscheinlich würde die Frau bei ihm bleiben, sie schien zu Johan zu gehören.

Im Gegensatz zu dem Rest von Ihnen, sie wussten nichts über diesen Mann, er war ja ganz nett, aber er hatte sie irgendwie manipuliert, hatte sie dazu gebracht ihm nachzulaufen, wie naive Sektenanhänger einem Führer, wie Jünger dem Messias.

Sie hatten ihm geholfen jemanden zu ermorden.

Monika hatte abgedrückt, sie hatte die Waffe gehalten, aber war das wirklich sie gewesen?

„Großer Gott, vergib mir, denn ich wusste nicht was ich tat.“, sagte er sich. Die letzten Tage und Stunden kamen ihm verschleiert und trüb vor. Wie ein Traum, ein böser Traum, von dem man gera-

de aufgewacht ist. Man ist zwar wach, hat aber den Traum noch nicht vergessen und löst sich erst gar nicht davon und dann mit einem Ruck ist er weg und man kann aufstehen und darüber lachen.

Er erwartete den Ruck.

Doch er kam nicht.

Er blieb weiter in der Zwischenwelt.

Twilight Zone.

Kein Ruck.

Es gab keinen erlösenden Ruck.

Er gähnte.

Er hörte auf zu gähnen und hörte Mortimer, wie er begann.

Ihm ging nicht viel durch den Kopf.

Er legte seinen Kopf gegen die Wand, er wollte einfach nur noch schlafen und aus diesem Albtraum aufwachen.

Der Gang, in dem sie saßen, wurde langsam kälter, das plötzliche Wärmegefühl war verschwunden.

Sie hatten sich an die Kälte gewöhnt und jetzt fror er schon fast. Nicht gut. Er rieb sich die Hände, seine kalten Fingerspitzen.

Wie in einem schlechten Film.

Der Killer war in das nächstbeste Taxi gesprungen und hatte dem Fahrer einen Zettel an die Trennscheibe gehalten.

Folgen sie diesem Auto.

Er zeigte auf den davonrasenden Mercedes.

Carmelito sprach kein Wort.

Niemals sprach er.

Der Taxifahrer schüttelte den Kopf.

Er fuhr los und währenddessen kramte Carmelito Geld hervor. Das würde eine teure Taxifahrt werden. Er nahm das Bündel Geldscheine heraus und zog angewidert die Lippe hoch. Geld war so schmutzig, aber er ging nie ohne welches aus dem Haus.

Widerlich, er glaubte die Fäkalbakterien auf den Scheinen zu spüren. Leute, die sich nicht die Hände wuschen, schrecklich.

Der Fahrer fuhr zu langsam, Carmelito klopfte mit seinen kurzen, dicken Fingern, geballt zur Faust, gegen die Scheibe.

Es wirkte.

In der anderen Hand hatte er noch immer den Kugelschreiber, er faltete das Papier langsam und gründlich zusammen. In der Zeit in der er nicht aufschaute, holten sie den Mercedes ziemlich schnell ein. Der Mörder steckte das Papier und den Stift in sein Jackett und sah dann entspannt auf. Ein mürrisches Lächeln umspielte seine Lippen, als die Polizei das rasende Fahrzeug aufhielt.

Er machte sich keine Sorgen, dass irgendjemand ihm etwas anhaben konnte. Sie hatten selbst zuviel Dreck am Stecken, sie konnten nicht zulassen, dass die Polizei sich einmischte. Sie mussten die Polizisten belügen, und sie mussten ins nächste Krankenhaus. Ihre rasante Fahrt war in die verkehrte Richtung gewesen, doch die Polizisten würden sie schon wieder auf den richtigen Weg führen.

Carmelito ahnte die Frage des Taxifahrers, die nun kommen würde, er schrieb eine Antwort auf die Rückseite des Blatts, nachdem er es aufgefaltet hatte.

Fahren sie weiter.

„OK, ist ja ihr Geld.“

Da schob Carmelito einen Hunderter durch eine Klappe in dem Plexiglas, er blieb auf einem kleinen, rechteckigen Tellerchen liegen.

Der Taxifahrer erkannte den Schein im Spiegel und seine Augen funkelten. Sein Tank war voll, wenn das Geld weiterhin floss, würde er diesen komischen Typen auch nach Sonst-wohin fahren. Er würde dem Mercedes folgen, der einem Polizeiwagen folgte.

Die weitere Fahrt war kurz, sie sahen das Krankenhaus schon von Weitem. Die Ausschilderung war ordentlich gemacht.

Vor der Einfahrt klopfte der dicke Mann wieder energisch an das Fenster. Das Taxi stoppte und er stieg aus. Der Fahrer sah ihm zu, erwartete möglicherweise noch mehr Geld. Fehlanzeige.

„Wäre auch zu schön gewesen.“, meinte er.

Der stark übergewichtige Auftragsmörder ordnete auf dem Bürgersteig seine Kleider und sah den Schmutz auf seinem Hemd. Dieser Mistkerl.

Erst tötete er seinen Freund und dann das ...

Er dachte, dass er das wohl niemals mehr rauskriegen würde.

Schlamm, da wo Johan ihn getreten hatte.

Er war noch etwas feucht.

Das störte ihn jetzt und er schloss sein Jackett.

Dieses Zelt von einem Jackett, spannte nicht einmal als er es in der Mitte zuknöpfte. Schon besser, so sah den Schmutz niemand.

Er fuhr sich auch durch die Haare und über den Mund, er rieb sich die Augen und räusperte sich.

Er beobachtete, wie zwei Männer aus dem Wagen ausstiegen und ein Polizist ihnen half den Verletzten, seine Zielperson, aus dem Auto zu ziehen. Sie stützten ihn und schleiften ihn in die Notaufnahme, eine Frau ...

Die Frau mit dem Koffer!

Eine Frau stieg aus und schlug die Türen zu, hatte den Fahrerschlüssel in der Hand und als sie die Zentralverriegelung aktivierte, leuchtete die Fahrbeleuchtung des Autos kurz auf.

Er wandte sich um und trat vor den Besuchereingang des Krankenhauses, die Empfangsdame lächelte freundlich, sie erkannte ihn. Einfach klasse, besser konnte es kaum laufen. Sie öffnete ihm die Pforte.

„Hallo, ein schrecklicher Abend. Nicht wahr?“, sagte sie und nickte ihm zu, als er vorüber lief.

Er lächelte und verbeugte sich.

Sie dachte wohl, dass er stumm war.

„Gehen sie wieder rauf zum heiligen Vater?“, wollte sie wissen.

Er nickte.

Sie hatte den Fahrstuhl für die V.I.P. 's gerufen und er fuhr auf.

Er verbeugte sich noch mal leicht und lächelte ihr zu, er ging hinein. Geschmeidig schlossen die Türen, er war heute morgen bei dem Papst gewesen und auch die letzten Tage einige Male. Es sah nicht besorgniserregend aus mit ihm, er war ein alter Mann und der Vatikan ging lieber auf Nummer sicher und ließ ihn von Italiens



besten Medizinern auf Herz und Nieren checken, im wahrsten Sinne des Wortes.

Zwar fuhr er hinauf in den Stock, den man für den Papst reserviert hatte, doch er trat nur auf den Gang und lief geradewegs auf das Treppenhaus zu. Doch er ging nicht hinunter, noch nicht. Er setzte sich auf die Treppenstufen und ruhte sich erst mal aus. Sein schwerer Körper hatte zu lange auf seinen schwachen Beinen gelastet, er musste verschlafen und bis der Verwundete durch die Notaufnahme war, dauerte es ohnehin noch mindestens eine Stunde. Er hatte ihm ja ein paar schöne Hiebe versetzt, er lächelte.

Ein paar sehr schöne Eintrittswunden im Bauch.

Er musste einfach die Gedärme verwundet haben!

Der Koloss auf der Treppe hob die Arme hoch und atmete tief ein. Das Rasseln in seinen Bronchien war einer der Gründe, warum seine Gesangskarriere als beendet galt.

Er dachte nach. Er versuchte seine Gedanken zu ordnen.

Der tote Freund hatte ihm aufgetragen van Nistelrooy zu töten, doch er war zu spät gekommen. Sein Freund Thomas war tot, jetzt musste van Nistelrooy sterben. Und wenn er in seinem Bett lag, narkotisiert, konnte er sich nicht wehren. Es wäre schon fast zu einfach, aber genauso wie er es am Liebsten hatte. Unauffällig und ohne Stress. Carmelito würde sich etwas einfallen lassen, vielleicht würde er einfach die Intubation etwas lösen, oder sie in die Magenröhre stoßen. Es würde wie ein Fehler des Krankenhauses aussehen und heruntergespielt und vertuscht werden.

Vielleicht bekam er ja auch eine Bluttransfusion, schnell ein bisschen Luft in das Röhrchen pusten und die Sache wäre erledigt.

Er fühlte sich jetzt schon etwas besser, angesichts der Tatsache, dass einer seiner besten Freunde - und er hatte nicht viele - gerade ermordet worden war. Aber aufstehen wollte er noch nicht.

Um halb drei machte Johan ein Auge auf, seine Augen waren wie verklebt. Er starrte die Decke an und sein ganzer Körper brannte. Sein Hals war wie Feuer. Mit der Zunge befühlte er das, was dort steckte. Die Luft die er einatmete war kühl und seltsam trocken. Der Sauerstoff, der in seine verwundete Lunge strömte, bereitete ihm Schmerzen. Das Zimmer war dunkel, er sollte wahrscheinlich schlafen. Doch er konnte nicht verstehen, warum er überhaupt hier liegen musste.

Warum hatte er sich nicht selbst heilen können?

Durch die Nase bekam er keine Luft, er konnte sich nicht rühren. Sein Hals war ganz steif, auf irgendetwas gelagert.

Er wollte aufstehen und wegrennen.

Johan war ganz alleine und er begann zu weinen.

Niemand war da, keiner seiner Freunde war hier, er war ganz alleine.

Ganz alleine.

Niemand war da.

Doch da ging die Tür auf, ein wenig nur, ein Spalt und Licht fiel herein. Johan versuchte im Augenwinkel etwas zu erkennen.

Er sah nur Schlieren und kniff dann das Auge zu, er wollte sich gegen die Beatmung wehren, um etwas zu hören.

Er hörte die Schritte, diese Schritte erkannte er und er erkannte auch die Person die hereinkam.

Der fette Mann mit dem Messer!

Die Beruhigungsmittel machten Johan natürlich sehr langsam, bewegen konnte er sich ohnehin nicht.

Er war hilflos, der Mann brauchte nicht viel zu tun. Und er würde es so machen, dass es nicht nach Mord aussah. Niemand würde es bemerken!

Sie sprachen nicht, schauten sich nur stumm an.

Johan konnte nicht und Carmelito wollte nicht, er sah keinen Grund etwas sagen zu müssen.

Gleich würde es vorbei sein.

Es würde vielleicht ein kleinwenig Rache am toten Thomas sein, aber nicht vordergründig. Der alte Mann im Bett musste einfach sterben, so wollte es der Auftrag, auch wenn er nun keine Vergütung mehr dafür erhalten würde.

Carmelito kam um das Bett herum, er rieb sich die Hände und schaute um sich. Er suchte etwas, gut er war intubiert, aber auch wach. Er könnte den Notruf betätigen.

Johan versuchte den Taster zu erreichen, er baumelte über seiner Brust. Er sah den Schalter, aber er konnte den Arm nicht heben. Er versuchte es.

Johan spannte seine Arme an, doch er konnte es nicht.

Carmelito sah ihn ungerührt an, er dachte nun, dass er es anders anfangen musste. Der Chorknabe streifte sich sterile Einweghand-

schuhe aus dem Spender über die Hände, seine kurzen Finger reichten nicht bis ganz nach vorne in die Handschuhspitzen. Er ließ die Gummis schnappen und griff nach dem Notrufschalter.

Carmelito zog ihn aus Johans Reichweite.

So.

Er sah den alten Mann mit den aufgerissenen Augen unberührt an. Dann packte er den Schlauch, der in seinen Mund führte und presste ihn zusammen. Johan zuckte und gab gurgelnde Laute von sich, er wollte schreien. Nein, das würde zulange dauern, jeden Moment konnte jemand hereinkommen. Es war zwar Nacht, aber hier auf der Unfallstation war immer reger Betrieb.

Sie würden nach ihm sehen, jeden Moment könnte jemand den Raum betreten.

Carmelito hatte keine Angst davor, es wäre ihm nur unangenehm und da er grundsätzlich nicht sprach...äußerst kompliziert.

Er wollte es schneller machen, ihn so ersticken zu lassen dauerte ihm einfach viel zu lange, und der alte Mann wehrte sich doch etwas zu viel.

Carmelito Zingaretti suchte jetzt eine Spritze.

Im Glasschrank auf der gegenüberliegenden Seite, im Beobachtungsraum, würde er eine finden.

Leise und schnell drückte er die Tür auf und trat ein.

Er hörte Schritte auf dem Gang die näher kamen und war bereit, sich zu ducken, falls jemand eintrat.

Johan versuchte weiter - vergeblich - an den Notrufmelder zu kommen. Mit seiner rechten, inzwischen ziemlich wachen Hand riss er sich langsam den Verband von der Schulter, in der Hoffnung, dass sein Bewegungsspielraum größer werden würde.

Nein, es ging nicht.

Die Spritze, die er aus der Verpackung riss, war noch mit einer Plastikkappe versehen, er biss auf die Kappe und zog sie ab. Mit zwei Händen zog er die große Spritze bis zum Anschlag mit der muffigen Luft auf.

Er lächelte.

Johan hatte die Knöpfe an seinem Bett ertastet. Er konnte das Bett hochfahren und noch mal versuchen an den Notrufmelder zu kommen.

Carmelito steckte die Verpackung und die transparente Kappe in seine Hose, die Spritze würde er mitgehen lassen und bei der nächstbesten Gelegenheit entsorgen. Vielleicht vor einem Kindergarten oder auf einem Spielplatz, hier fiel eine Spritze mehr, nicht weiter auf.

Falscher Knopf, das Bett schien förmlich nach unten zu fallen. Aber das Gestänge über seinem Kopf bewegte sich mit. Sein Verstand funktionierte einfach viel zu langsam.

Carmelito riss seinen Kopf hoch, ein elektrisches Surren? Wie ein Motor! Im anderen Raum!

Er stieß die Tür auf und beeilte sich jetzt wirklich.

Carmelito Zingaretti packte Johans kalten Arm und riss die Infusion heraus, ein wenig Konservenblut tropfte auf den Boden, dann stoppte es von selbst, die Tüte lief nicht leer, so wie man es vielleicht erwartet hätte.

Er setzte die Spritze an und Johan riss seinen Kopf herum. Gerade hatte er es geschafft, sein Kopfteil heraufzufahren.

Er hatte den Melder in der Hand.

Sein Daumen lag auf dem roten Knopf.

Die Luft aus der Spritze entwich in das Röhrchen, das in seinen Arm führte.

Johan keuchte vor Aufregung.

Dann drückte er den Knopf und erschlaffte.

Es war ein kleiner Triumph.

Und er krampfte sich wieder zusammen.

Die Luft in seiner Blutbahn!

Ein dumpfer Schmerz, der wanderte.

Wie ein Käfer krabbelte er seinen Arm hinauf.

Carmelito schaute Johan grimmig an und sah mit Genugtuung wie der alte Mann sich wand und schüttelte. Der Auftragsmörder floh mit großen Schritten und angebrachter Eile aus dem Zimmer.

Johan schnaufte rasselnd durch die Nase und umfasste seinen Arm. Er presste ihn panisch zusammen und versuchte den Käfer zu stoppen.

Er durfte nicht weiterwandern.

Die Luft durfte nicht weiterwandern.

Johan strich dem Käfer entgegen, er hoffte, ihn aus seiner Blutbahn zu pressen. Das Blut tropfte aus der Infusion.

Da ging die Tür schon auf und die Nachtschwester kam schnell auf ihn zu, hinter ihr der kahle Stationsarzt. Er war etwas erleichtert und wollte sprechen, wollte ihnen sagen, was vorgefallen war.

Doch dann wurde alles schwarz um ihn herum, sein Griff war wohl nicht fest genug gewesen.

Oder war es wegen der Spritze, die die Schwester ihm in den Oberarm gestochen hatte?

Der fettleibige Mörder lehnte an der Wand, im Schatten. Die Röhre über ihm hatte eben noch geflackert, jetzt war sie tot. Hoffentlich war van Nistelrooy auch tot, er wollte sich nicht vergewissern müssen. Er wollte ihn nicht noch einmal sehen, sonst schlitzte er ihn womöglich noch auf, würde eine heillose Sauerei mit dem alten Drecksack anstellen.

In wilder Raserei seine Eingeweide wie Luftschlangen am Mobiliar drapieren.

Carmelito war aufgeregt, seine Wangen gerötet und er schnaufte nach Luft und versuchte dabei gleichzeitig seine Atmung zu kontrollieren.

Was für eine Nacht.

Er lockerte die schmale Krawatte und legte seinen Kopf in den Nacken. Er glaubte sein Blut rauschen zu hören. Es war sicher so. Ganz sicher.

Der Arzt kam aus dem Zimmer, er sah ihm hinterher. Beobachtete wie seine Füße in teuren, neuen Schuhen über den frischgewischten Fliesenboden quietschten. Das schwarze Leder der Schuhe glänzte matt, weiß.

Carmelito sah an sich herab, die Hektik hatte ihn ziemlich fertig gemacht. Auf dem blütenweißen Hemd waren rotbraune Flecken trocknenden Blutes. Carmelito begann Spucke in seinem Mund zu sammeln um das Blut irgendwie herauszukriegen, er wusste, mit kaltem Wasser ging das am Besten. Aber er hatte jetzt keines. Er stellte sich eine leckere heiße Pizza vor, wie der Käse sich in die Länge zog, wenn man sich ein Stück nahm. Das Aroma der frischen Salami. Die Tomatensoße. Ihm floss das Wasser im Mund zusammen. Aber es war ihm noch nicht genug, es war nicht wenig Blut auf dem Hemd. Die Krankenschwester trat auf den Gang, lief ihn schnell entlang, an der Nische, in der Carmelito sich versteckte, blieb sie kurz stehen und sah nach oben. Auf die tote Röhre. Sie nickte und sprach zu sich selbst. Das würde sie sofort auswechseln lassen. Carmelito hatte sie nicht bemerkt. An der großen Glastür blieb sie stehen und schaltete die Beleuchtung im ganzen Gang aus. Dann war sie weg.

Carmelito Zingaretti trat aus der Dunkelheit, in die Reichweite eines Bewegungsmelders, das Licht ging wieder an und in diesem Moment, er war ein wenig geblendet und hatte sich die Augen zugekniffen, hörte er eine Frauenstimme Deutsch sprechen. Es war ein Fluch, zweifellos.



Die Glastür kratzte beim ruckartigen Aufschieben. Carmelito riss die Augen auf und verschluckte sich an seiner gesammelten Spucke. Er hustete und wandte sich schnell um.

Die Deutsche.

Sie hatte ihn gesehen.

Bevor er losrannte, bemerkte er noch die Leuchtstoffröhre, sie flackerte und sprang wieder an. Sie lebte noch.

Auf einmal war er sich ganz sicher, dass auch Johan van Nistelrooy noch lebte!

Er war sich ganz sicher, die Leuchtstoffröhre war ein Zeichen für ihn.

Jetzt floh er vor der Frau, kein Gedanke daran, dass Johan ermorden musste, jetzt nicht, dass musste warten.

Sie stand da und brüllte ihn an.

Monika war wie erstarrt, sie konnte nur schreien. „Bleiben sie stehen!“, brüllte sie. Hinter ihr war Batters. Er zog seine Pistole und...

Da war das schwarzgekleidete Schwergewicht schon um die Ecke. Philip Maria Bartholomew fletschte wütend die Zähne und stieß Batters zur Seite. Mit schweren Schritten rannte er über den Gang.

Rössler sprang zur Tür, zu Johans Zimmer. Sie riss die Tür auf und sah ihn dort liegen, er schien tot zu sein. Eilig ging sie an das Bett. Batters hielt die Tür zurück, sie wollte zufallen, er schlüpfte

ebenfalls in den Raum, hielt die Tür aber weiter auf. Monika fühlte Johans Puls, sie hörte ihn auch atmen.

Er war nicht tot.

„Puh, Gott sei Dank. Wir waren gerade noch rechtzeitig!“, sagte sie und setzte sich auf die Bettkante des leeren Nachbarbettes. Batters schaute sie ungeduldig an, sie raffte sich auf.

„Wir gehen andersrum und schneiden ihm den Weg vor den Fahrstühlen ab.“, sagte sie, schon auf dem Sprung.

Batters nickte: „Er wird wohl nicht über die Treppen gehen.“

Falsch gedacht.

Zingaretti spürte wie es in seinem Hals brannte, gleich wanderte es hinunter in seine Lunge. Er sprang von Stufe zu Stufe. Der Schmerz tat es wirklich, er wanderte, jetzt brannte nur seine Lunge. Er war weiter gezogen.

Carmelito Zingaretti keuchte jetzt.

Rang um Luft.

Bartholomew war einen Treppenabsatz über ihm.

„Bleiben sie stehen.“, rief er mit bebender Stimme.

Carmelito keuchte und fasste.

„Verdammt, sie sollen stehen bleiben!“, schrie Bart und rannte dann hinterher. Er war natürlich ausdauernder und schneller als der Mörder, mit seinen 132 Kilogramm Lebendgewicht.

In Carmelitos Knie pochte der Schmerz, bei jedem Schritt, heller auf. Er wurde langsamer, da spürte er Finger in seinem dünnen,

nassen Haar. Sie kratzten über seine Kopfhaut, sie packten seinen Haarschopf. Und sie rissen ihn zurück.

Bart war stark, mit einem Ruck ließ er den Mann auf die Stufen fallen. Carmelito wedelte mit den Armen und dann krachte seine Wirbelsäule ungeschützt auf den Marmor. Das Geräusch war widerlich. Er schrie auf und sein Gesichtsausdruck spiegelte das Entsetzen wider.

Bart wischte sich die Hand am Hemd ab, das verschwitzte Haar, das er ausgerissen hatte, blieb kleben.

Carmelitos Mund war schmerzverzerrt. Er hatte Angst querschnittsgelähmt zu sein. Es war ein brennender Schmerz in seiner Nierengegend. Er bekam keine Luft und seine Augen traten hervor. Er keuchte.

Sein rechtes Bein zuckte spastisch. Er wedelte weiter mit den Armen in der Luft, wollte sich an dem Geländer hochziehen, doch er konnte es nicht erreichen. Bart stieg eine Stufe herab und dachte kurz nach, dann holte er aus und trat dem Mörder mit der Innenseite seines Schuhs gegen Schläfe und Ohr. Der ungelenke Mann brüllte auf und rutschte zwei Stufen hinab, sein Hinterkopf knallte auf eine Stufe und er verdrehte die Augen.

Doch plötzlich hatte er die Situation wieder unter Kontrolle. Er hatte den Schwung genutzt um sich aufzurichten.

Er setzte sich flink auf, zog seine Halbautomatik und entsicherte sie.

Seine dünnen Lippen, zwischen feisten, formlosen Wangen eingeklemmt, grinnten fies.

Er richtete die Waffe, ruhig zielend, auf Bart.

Der sprang einfach auf ihn zu und traf ihn mit angezogenem Knie am Sonnengeflecht. Zusammen fielen sie die verbleibenden sechs Stufen hinab. Im Flug schlug er ihm die Pistole aus der Hand. Sie prallte gegen die Wand und schlitterte dann über den Boden.

Dieser Sturz war nicht ganz so hart, vor allem für Bart nicht. Bart legte seine kräftigen Hände um den speckigen Hals des Chorknaben. Die Augen des Mannes glühten voller Hass, Wut und Verachtung!

Carmelito löste den Blick von dem schwarzen Hünen, sah zu seiner Pistole, die links von ihm gelandet war. Bart boxte ihm gegen den Unterkiefer, Carmelitos Kopf knallte auf den harten Boden. Jetzt hatte er den kalten Marmor im Gesicht.

Carmelito knurrte und packte Bart bei den Genitalien und presste so fest er konnte. Bart jaulte auf und fluchte. Carmelito schaffte es, dass Bart den Schraubstockgriff um seinen Hals löste. Der Chorknabe stützte sich vom Boden hoch.

Bart hatte die Augen geschlossen und rang um Luft.

So schnell er konnte, kroch er auf die Pistole zu.

Philip Maria Bartholomew knirschte mit den Zähnen.

„No!“, brüllte er und sprang.

Carmelito Zingaretti fehlten noch ein paar Zentimeter.

Bart packte ihn am Hosensack und zog ihn zurück.

Carmelito quiekte und knurrte daraufhin, er krallte seine Finger in der Bodenleiste der Tür fest.

Bart setzte sich auf den Rücken des Chorknaben und ballte die Hände zu Fäusten. Er biss die Zähne zusammen und schlug ihm mit den Fäusten auf den Hinterkopf.

Der Chorknabe jaulte auf und wollte aufstehen, doch er konnte sich nicht vom Boden hochstemmen, das zusätzliche Gewicht...

Bart umfasste Carmelitos Kopf und schlug ihn auf den Boden. Carmelito fasste nach und er konnte die Pistole fast erreichen, noch ein kleines Stück, eine Fingerlänge.

Bart schmetterte den Schädel erneut auf den Boden.

Carmelito stöhnte bei dem Schlag auf, er versuchte seine Nackenmuskulatur anzuspannen, um einen weiteren Schlag zu verhindern. Sie war zu schwach.

Und wieder dieses dumpfe Geräusch, wenn sein Schädel auf den Boden knallte.

Bart stand auf, doch er zögerte, er kniete mit einem Bein auf Carmelitos Rücken.

Das hatte dem Chorknaben schon genügt, er rutschte die letzten Zentimeter und umschloss die Waffe mit seinen Fingern. Carmelito wuchtete sich wieder hoch auf die Knie und hielt Bartholomew die Waffe vors Gesicht, er presste die Mündung an Barts verschwitzte Stirn.

Der Mörder schaute ihn nur stumm an und sein Gesicht entspannte sich wieder, er schaute wieder gleichgültig drein.

Bart trat zurück, sein Körper war angespannt. Seine Fäuste schmerzten. Die Knöchel traten weiß durch die dunkle Haut hervor. Barts Blick war brennend, sein Mund verkniffen. Die Waffe war ganz ruhig, sie zitterte kein bisschen.

Sie standen beide ganz still.

Philip Maria Bartholomew war so schnell.

Philip zog ihm die Beine weg und mit der rechten Faust schlug er ihm gegen den Adamsapfel, er schob die Waffe von seinem Gesicht weg, doch Carmelito löste sie aus. Der Killer fiel ein Stück nach hinten und veränderte so den Lauf der Kugel, sie schoss aus der Waffe und streifte Barts Wange. Sie versengte seine Haut und riss sie auf. Ein kurzes, heißes Stechen.

Carmelito fasste sich an seinen Hals und fiel wieder auf den Rücken. Jetzt war der Aufprall auf die Fliesen so stark, dass er sich eine Platzwunde am Hinterkopf zuzog, das Geräusch war das eines Holzklotzes, der auf Stein traf.

Klopf auf Holz.

Carmelito stöhnte, er hasste es langsam wirklich, auf den Boden zu fallen. Sein Schädel dröhnte, in seinen Ohren schrillte es und er bekam keine Luft. Die Pistole hatte er noch immer in der Hand. Mit seinen Händen massierte er seinen kurzen Hals. Sein Kopf wurde ganz rot. Er hustete.

Langsam ging es wieder, nur ganz langsam.

Er stand wieder auf und schnaufte gereizt.

Langsam wurde er wirklich sauer, so richtig wütend.

Bart hatte ihm in die Augen gesehen, es waren die eines Verrückten. Sie sahen irgendwie so aus, er konnte es nicht beschreiben. Sein starrender Blick und diese Ausdruckslosigkeit, wenn er...

Der Mann sprach noch immer kein Wort. Er lockerte seine Schultern und streckte sich. Die Arme ein wenig in die Höhe.

Bart trat noch weiter zurück. Noch einmal würde er nicht solch ein Glück haben und die Waffe von sich schlagen können. Carmelito hob die Pistole wieder.

Jetzt würde er den schwarzen Priester erschießen.

Jetzt war er vorbereitet, jetzt wusste er, wie schnell der Priester war.

Er kniff seine dünnen Lippen zusammen und sog Luft durch die Nase ein. Bart trat noch einen Schritt zurück. Dann drehte er sich um und hoffte, dass der dicke Mann kein allzu guter Schütze war, besonders jetzt, bei den Schmerzen in seinem Schädel und der Atemlosigkeit.

Bart rannte die Treppe hinab.

Die Kugeln schlugen in die Wand, sie trafen ihn nicht.

Er sprang, von Treppenabsatz zu Treppenabsatz. Dann sprintete Bart auf den Gang. Er wandte sich nicht um, er wagte es erst, sich umzudrehen, als er sich in ein leeres Zimmer geflüchtet hatte, deren Tür offen stand.

Er ließ sich gegen die Wand fallen und rutschte dann nach Atem ringend auf den Boden. Da sah er, dass das Bett, vor dem er saß, nicht gemacht war.

Die Decke war einfach nur hingeworfen, der Mensch, der hier lag, war erst kürzlich aufgestanden.

Hier konnte er auch nicht bleiben, er musste wieder raus!

Aber was sollte er nur gegen den Mann unternehmen, er würde Johan töten, früher oder später?

Er hoffte, dass jemand bei dem Alten war.

Wo war nur Mortimer Batters?

Wo war Monika Rössler?

Er krabbelte - so leise es ging - über den Boden, der Stellenweise klebrig war, und lugte vorsichtig um die Ecke. Bart konnte nichts sehen, da war aber niemand auf dem Gang. Er versuchte seinen Herzschlag zu regulieren, er hielt den Atem an, er wollte lauschen, nach Schritten auf den hallenden Korridoren. Nichts.

Wo war er?

Vielleicht wartete der Mörder?

Er konnte sich vorstellen, dass er in der Situation des Mörders, dort gewartet hätte. Er saß bestimmt da und zielte auf Kopfhöhe, wartete nur darauf, einen Kopf hervorlugen zu sehen. Peng, dann wäre es vorbei.

Nein!

Er wollte es auch gar nicht so genau wissen.

Dann hörte er Schritte.

Bart saß inzwischen wieder im Dunkel des Zimmers, in der hintersten Ecke. Ein Arzt lief vorbei, er hatte ihn nicht bemerkt. Die Schritte entfernten sich wieder. Er stand leise auf und lief zu dem Waschbecken, er wusch sich die Hände und das Gesicht. Die Wunde an seiner Hüfte tat ihm nun wieder weh. Dann. Wieder Schritte.

Sie waren langsam und schlurfend. Sicher war er es. Sie stoppten vor der Tür.

Er wusste wo Bart war!

Ein unscharfer Schatten fiel in das dunkle Zimmer.

Bart stockte der Atem und sein Herz schlug schneller, noch schneller. Dann wuchs der Schatten und Bart presste sich an die



Wand, in die Ecke, er sank etwas hinunter und betete, dass man ihn nicht sofort sah, damit er die Überraschung ausnutzen konnte.

Dann kam ein kleiner, alter Mann mit wirrem, weißen Haar herein, er war nicht gut zu FuÙe und sah sehr verschlafen aus. Er ging auf direktem Weg an das ungemachte Bett und legte sich vorsichtig hin. Bart beobachtete, wie er sich zudeckte und sofort, augenblicklich einschlieÙ. Er begann leise zu schnarchen und Barts Herz beruhigte sich. Er entspannte sich und lief auf leisen Sohlen zuröck zur Tür. Er überwand sich und sah um die Ecke, schaute von links nach rechts und richtete sich dann ganz auf.

Bart atmete noch einmal tief durch, in seinem dunklen Versteck und trat dann wieder auf den weißen Flur.

Wie sollte er Mortimer und Monika finden?

Was sollte er jetzt überhaupt unternehmen?

Er dachte nach und es schien ihm das Vernünftigste zu sein, einfach zuröck zu Johan van Nistelrooys Zimmer zu gehen. Wenn der Mörder ihn noch immer beseitigen wollte, war das nicht ideal. Aber so würde er die anderen finden oder einen weiteren Anschlag verhindern.

Man, es war echt zum Kotzen.

Darauf hatte er jetzt keine Lust. Er fühlte sich noch immer, nun, nicht mehr gut, aber annehmbar, etwas schlechter als sonst, wenn er sich normal fühlte.

Auf dem Gang roch es nach Desinfektionsmitteln, der Boden war frisch gewischt. Er lief auf die Fahrstühle zu und überlegte es sich dann anders. So ein Fahrstuhl ist eine Falle, dachte er. Eine richtige Falle, wenn man an nichts Böses denkt und es dann geschieht. Was

auch immer. In seinem Fall wäre es wohl ein fatter Italiener mit einer Knarre, der ihn erschießen wollte.

Falle, keine Ausweichmöglichkeit.

Er rechnete jetzt in jeder Sekunde mit Carmelito.

Doch er kam nicht.

Bart lief die Treppe hinab, lautlos. Nun, so lautlos es eben ging. Er schaute nach oben und schlich dann weiter.

Ereignislos stand er vor der Tür, sie war mintgrün, würg.

Aber die Farbe beruhigte ihn.

Er würde nicht klopfen.

Vielleicht hatte er zu viele Krimis gesehen, er stellte sich an die Seite, links von der Tür und zog schnell die Klinke hinunter, mit der anderen Hand stieß er sie schnell auf und machte sich ganz schmal.

Es folgten keine Schüsse, er kniff den Mund zusammen und wartete noch ein paar Sekunden. Dann hörte er Schritte in dem Zimmer. Er ging zurück und war wieder bereit zuzuschlagen oder wegzurennen. Er hörte in sich hinein, nein, er würde wegzurennen, kein Körperkontakt mehr.

Monika schaute ihn an und zog eine Augenbraue verwundert hoch. „Wo ist er hin?“, fragte Bart.

Monika sah Batters an und der antwortete dann. Sie setzte sich auf den Stuhl vor dem Bett und nahm die Zeitung uninteressiert in die Hand und blätterte. Sie verstand weniger als nichts. Aber die Bilder waren bunt und sie hatte keine Lust mehr herumzurennen

und Leute zu ermorden und vor Mördern zu fliehen und Leute vor Mördern zu retten.

Sie machte ein lustiges Geräusch, ein stoßendes „Schschschschsch“, als würde sie eine Dampflokomotive imitieren und dann schnalzte sie melodielos vor sich hin.

Johan schaute an die Decke.

Bart erfasste die Situation im Raum und setzte sich dann, zu Johan van Nistelrooy, auf die Bettkante.

„Wir haben ihn ins Erdgeschoss, bis an den Ausgang, verfolgt und er ist dann im Dunkeln auf der anderen Straßenseite verschwunden. Wir haben ihn nicht mehr finden können.“, sagte Mortimer Batters.

„Und was machen wir jetzt?“, fragte Monika und sie versuchte nicht mal das Englisch richtig zu sprechen. Die ganze Zeit hatte sie die englische Betonungsweise benutzt und ihren deutschen Dialekt unterdrückt, sie hatte perfekt gesprochen, jetzt war es ihr egal. Sie seufzte.

„Wir warten bis der Chef“, Batters zeigte auf Johan und lehnte sich an die Wand. „aufwacht und uns was sagt, er muss uns ein paar Sachen erklären. Wir haben vorhin jemanden ermordet, seid ihr euch dem bewusst? Ich bin nicht Polizist geworden um Menschen zu töten.“

Er brummte.

Bewusst war es keinem von ihnen, doch langsam kam es ihnen in den Sinn.

Monika Rössler begann ein italienisches Kreuzworträtsel auszufüllen, sie schrieb einfach drauflos, obwohl sie kein Wort verstand.

Katherina drückte die Teletexttaste auf der Fernbedienung und der Bildschirm wurde schwarz, mit weißer und grauer Schrift. In der rechten, oberen Ecke konnte sie die Uhrzeit sehen. Halb fünf Uhr morgens.

Es war bestimmt etwas schiefgegangen. Ganz sicher. Sie entfernte den Teletext und sah zu Melvin Ripley, der schlief. Sie hatten zusammen Fernsehen gekuckt und nicht viel gesprochen.

Katherina hatte eigentlich die meiste Zeit auf ihre Fußzehen gestarrt und nachgedacht. Ihre Augen waren trüb gewesen, jetzt klärten sie sich langsam. Und ihre Gedanken schweiften von Johan ab.

Es musste etwas passiert sein.

Sie zog sich ihre Socken wieder an und schlüpfte in die Jeans. Vielleicht sollte sie ihn wecken, ganz sicher sollte sie Melvin wecken. Sie zog den Gürtel fest und zog sich einen grauen Pullover an, den sie aus einem der Koffer der Männer geholt hatte. Geliehen.

Der Pullover war schön weich.

Sie warf ihren Kopf nach vorn um ihre Haare durchzuschütteln. Sie war eine große Frau und der Pullover des Mannes war nur ein wenig zu groß und schlabberte auch kaum um ihren Körper.

Ein Anrufbeantworter knackte, eine wahnsinnig hohe, piepsige Stimme sprach etwas auf Italienisch und es war niemand da, der das Telefonat hätte hören können.

Katherina hüpfte in das Bad um einen Schluck Wasser aus der Leitung zu trinken.

Melvin begann ein wenig zu sabbern.

Katherina hob den Wasserhahn an und beugte ihren Kopf nach vorn. Für ihr Alter war sie sehr gut in Form, fast so als wären die letzten zwanzig oder gar dreißig Jahre an ihr vorübergegangen. Natürlich war ihre Haut nicht mehr so frisch und ihre Haare nicht mehr die sonnengelbe Löwenmähne die sie einst waren.

Sie sah hoch in den Spiegel und schrie auf.

Sie war jünger, ganz sicher.

Jede Frau hätte jetzt geschrieen, die meisten Männer hätten es nicht mal bei sich selbst bemerkt. Sie wusste nicht, wann sie sich das letzte Mal im Spiegel gesehen hatte.

Ihr kurzer Aufschrei hatte Melvin Ripley geweckt. Er kam ins Bad getorkelt.

„Was ist denn?“, fragte er erschrocken und mit verschleiertem Blick. „Was ist passiert?“

Er sah im Spiegelbild, wie ihr Tränen über das Gesicht rannen.

Sie war eine alte Frau, sie war noch immer ganz schön gewesen, aber ihre Haut war dünn und gräulich, leicht knittrig gewesen.

Ihre Sommersprossen hatten dafür gesorgt, dass sie immer noch jugendlich aussah. Aber nicht so!

Nicht so!

Sie war drei Jahrzehnte Jünger!

Ihr Gesicht war strahlender, die Fältchen, um die Mundwinkel und um die Augen herum, waren wie glattgebügelt.

Sie weinte. Was war geschehen!

Melvin fasste ihr an die Schulter, leiser fragte er: „Was ist passiert?“

Sie sah wie ihre Augen sich weiter röteten, wie ihre Tränen weiterrannen.

Ein Finger drückte auf die Rückspultaste.

Der Mann war etwas außer Puste, als er dann schließlich die Bandaufnahme des Anrufbeantworters hörte, er war die Treppe hinaufgerannt, als er das Geräusch gehört hatte, das Piepsen.

Sie drehte sich um, sie konnte ihren Anblick im Spiegel nicht ertragen. Melvin schloss die Arme um sie und hielt sie fest, als sie zu Wimmern begann.

„Das bin ich nicht.“, schluchzte sie. „Das kann ich nicht sein!“

Er verstand gar nichts.

Sie auch nicht.

„Ich hab gerade eben meinen Anrufbeantworter abgehört.“, sagte der junge Sportler und legte seinen Squash-Schläger, in der Ledertasche, auf seinen schwarzen Schreibtisch. Seine Frau kam

herein, sie trug ein grünes Nachthemd. Grün wie ihre Augen. „Na und?“, säuselte sie. Er fasste sich wieder. Er hatte Carmelito noch nie so aufgeregt gehört gehabt.

Deine Frau weiß nichts, du Idiot, dachte er bei sich.

Er musste jetzt schnell eine Notlüge parat haben.

„Es war Jones. Wegen den Kaffeebechern, die ganze Lieferung wurde an der tschechischen Grenze konfisziert.“

„Warum denn das?“, fragte seine Frau nur mäßig interessiert und wandte sich ab.

Er wusste, eine Antwort war jetzt gar nicht mehr nötig, sie hörte nicht mehr zu, wenn es um seinen Beruf ging war ihr alles egal. Diese Schlampe, sie hatte es nur auf sein Geld abgesehen, das war ihm von Anfang an klar gewesen. Manchmal war sie ganz süß, ...aber die meiste Zeit war sie eine blöde Schlampe.

Er lächelte.

„Sie dachten, die Tassen wären gepresstes, lackiertes Kokain.“

„Aha.“, machte sie und ging wieder in den Flur, wahrscheinlich überlegte sie welche sündhaft teuren Schuhe sie morgen früh anziehen wollte. Oder übermorgen und an den Feiertagen.

Er hätte ihr auch sagen können, dass er jetzt beschlossen hätte in die staatliche Telekommunikation zu investieren. Es hätte sie nicht gejuckt. Ihre Schuhe waren ihr wichtiger, vielleicht überlegte sie auch, welchen Jungen aus seiner Securitytruppe sie morgen vögeln sollte. Blöde Schlampe, zum Glück hatte sie den Ehevertrag unterzeichnet.

Diese blöde Schlampe.

Er beobachtete sie, wie sie auf die Wohnungstür zulief. Ihren wackelnden, knackigen Hintern. Er würde jetzt noch ein paar Wochen oder Monate Spaß haben, nächstes Frühjahr servierte er sie ab und suchte sich eine Neue. Sie war gut, sicher. Aber auf Dauer zu kostspielig und wie gesagt, sie war eine Schlampe, eine wirklich dreckige Schlampe die es mit jedem trieb. Es gefiel ihm nicht, so zu denken, aber es war die Wahrheit.

Der Zwischenfall, von dem der Chorknabe ihm aufgeregt berichtet hatte, berührte ihn nicht sehr. Thomas war ein Drecksack gewesen, der erste von ihnen, der die Kugel verdient hatte. Und Carmelito, dieser kastrierte Killer war ein Schwachkopf, sie konnten ihm nicht gefährlich werden. Zingaretti würde die Pferde scheu werden lassen, aber am Ende würde er gewinnen, er konnte nur gewinnen.

Er selbst war ein arrogantes Arschloch, das wusste er und er hielt sich für sehr schlau. Er hörte sich die Aufnahme noch einmal an und versuchte sich die Konsequenzen vorzustellen. Sein erster Gedanke war, dass er nur noch durch fünf teilen musste, es würde mehr für ihn abfallen. Vielleicht musste er ein paar Politessen schmieren lassen.

Die stillen Teilhaber wollten doch auch, dass alles reibungslos ablief, jede Aufmerksamkeit war ihnen natürlich zuwider. Sie wollten sich im Hintergrund halten und nur Rendite sehen. Geld wollten sie. Wie er, Geld und noch mehr Geld.

Der Gedanke daran machte ihn scharf.

Er löschte das Band und lief seiner Frau nach.



Bart rief gerade im Hotel an, doch niemand ging dran. Er legte auf und dachte an Zuhause, er wollte zurück nach London, er wollte zurück in seine Gemeinde und das hier alles vergessen.

Monika und Batters ging es sicher genauso.

Und Melvin, er dachte an seinen Freund Melvin Ripley, lag wahrscheinlich immer noch im Bett, unansprechbar.

Nein, er lag nicht. Er zog den Reißverschluss seiner Jacke zu und nahm seinen Koffer. Sie hatten sich entschlossen nicht mehr zu warten. Die Sonne ging bald auf und er fühlte sich seltsam. Müde und zugleich aufgedreht, sein Körper prickelte, als wäre er eingeschlafen, wie ein Bein einschläft, wenn man unglücklich auf dem Klo sitzt und die Blutzufuhr abklemmt.

Katherina zog ihren Slip hoch und spülte ab, sie sah auf ihren Bauch und konnte es nicht fassen. Er war fest und sie strich über die Haut, rosig und zart. Sie musste träumen.

Im Traum ließ sie den Pullover wieder hinuntergleiten und sie trat vor den Spiegel. Es muss ein Traum sein.

Sie zog ihre Hose hoch und schloss sie, zog den Gürtel an. Vor dem Spiegel sah sie sich erneut an. Ihre Lippen waren voller geworden, voller als noch vor ein paar Minuten. Wie lange lief das jetzt wohl noch? Wie lange wurde sie noch jünger?

Mit den Zeigefingern strich sie sich über die Unterlippe.

Sie träumte und dachte nicht weiter nach.

Ihre Hände wanderten auch über ihre Wangen, ihre Wangen waren voller und sie spürte eine Wärme.

Eine ganz seltsame Wärme.

Am Haaransatz war ihr blondes Haar fülliger, sah aus wie goldener Weizen. Es war um vielleicht zwei Zentimeter gewachsen.

Seit wann ging das nun schon?

Zwei Zentimeter!

Ihre Fingerspitzen glitten über ihren Hals, auch er war stramm und sie glaubte zusehen zu können wie die kleinen Falten sich glätteten. Sie rieb über ihre Haut im Nacken und als sie ihre Hände ansah, hatte sie kleine Hautfetzen in den Fingern. Sie häutete sich.

Katherina zerrieb es zwischen ihren Fingern, es rieselte zu Boden.

„Ich muss mich noch mal duschen!“, sagte sie laut.

Melvin hörte sie. „Mmh. Ok.“

Da läutete das grüne Telefon auf dem Fernsehschrank. Er ging darauf zu.

Bart zog einen Stuhl heran, er quietschte mit seinen Gummifüßen über den Steinboden. Er setzte sich. Endlich hatte man ihn weiterverbunden. Der Hörer wurde abgenommen.

Es war Ripley.

Es war Bart und Bart begann zu erzählen, was geschehen war. Er konnte sich nicht an alles erinnern. Er sagte, dass ihm ganz komisch gewesen wäre, die ganze Zeit über, aber jetzt ging es ihm gut.

„Bart, schau mal deine Arme an, siehst du irgendwo einen Nadeleinstich.“

„Wieso?“

„Weil ich unter Drogen gesetzt wurde.“

„Drogen?“

„Ja, tu ´s einfach.“

Drogen?

Er ließ den Hörer fallen und riss sich den schwarzen Pullover geradezu vom Körper. Auch den ließ er fallen.

Scheiße, da war etwas, was verdammt nach einem Nadelstich aussah. Er hatte so etwas natürlich schon gesehen, in London, auch in seiner Kirchengemeinde, gab es viele Drogenabhängige und außerdem hatte er alle empfohlenen Schutzimpfungen.

Katherina zog sich vor dem Spiegel aus.

Ihr gingen die Augen über.

So hatte sie doch niemals ausgesehen, das war einfach zu perfekt. Sie sah einfach perfekt aus. Ihre makellose Haut auf den Oberschenkeln.

Jede Stelle ihres Körpers erschien ihr so wunderschön. Sie musste träumen. Sie sah mehr Farben, sie konnte besser riechen. Sie

roch an ihrem Oberarm, als sie entblättert da stand und sie leckte über ihn. Sie schmeckte mehr.

Ihr war schwummerig und nun kam ihr, woran das lag, sie begann schärfer zu sehen. Sie legte ihre Brille ab, und, perfekte Schärfe.

Sie fuhr sich über den Po.

Er war so fest, so war er nie gewesen!

Sie schaute von dem Spiegel weg, an sich hinab, ihr Busen war nicht mehr der Schwerkraft unterworfen. Ihr ganzes Körpergewebe war fester geworden.

Als sie unter die Dusche trat, merkte sie wie durstig sie war. Sie brauchte Wasser und ihr Magen war leer und grummelte. Sie legte den Kopf in den Nacken und trank das lauwarme Wasser, das auf sie herab rieselte.

Sie fing das Wasser auf und trank es dann aus den hohlen Händen. Als ihr unvorstellbarer Durst gesättigt war, lehnte sie sich an die kalten Fliesen und ließ sich abregnen. Gleich darauf begann sie sich mit Duschlotion einzuschäumen.

Einfach alles fühlte sich jetzt zu gut an.

Melvin legte auf. Sie wussten nun, was sie tun wollten. Die Ärzte sagten, dass Johan jetzt stabil war. Er war ansprechbar, er war in Ordnung. Die Ärzte wollten sich seiner annehmen und sie erklärten, dass sie dafür sorgen wollten, dass Niemand ihm mehr zu Nahe kommen konnte. Damit meinten sie den erneuten Mordanschlag. Sie sagten, dies wäre das Krankenhaus der Päpste und Politiker, schon seit Langem und sie wüssten damit umzugehen.

Ihnen wäre Johan van Nistelrooy nicht unbekannt, was auch immer das heißen sollte.

Er glaubte ihnen und er wollte ihnen glauben.

Sie wollten alle nach Hause, sie wollten von hier weg, solange sie das noch konnten. Nicht auszumalen, wenn jemand herausfand, wie alles zusammengehörte. Er wusste nicht, wie dieses Puzzle ein Ganzes bilden konnte, aber die wenigen Teile, die er sah, konnte er zu dem Rahmen des Bildes zusammensetzen. Das war der erste Schritt dabei und das wenige, das er sah, war erschreckend genug. Beihilfe zum Mord, Monika hatte abgedrückt. Sie mussten schnell von hier weg.

Fünf Stunden später saßen Monika Rössler, Melvin Ripley, Mortimer Batters und Philip Maria Bartholomew in ihren Flugzeugen. Eines ging nach London und ein anderes nach Frankfurt. Batters, Bart und Ripley kamen noch vor den Fernsehern nach Hause. Monikas Verlobter hatte ihn schon aufgebaut und wartete auf sie.

Katherina Verhey hielt die Hand von Johan van Nistelrooy und der schlief. Sie saß in einem Glaskasten von Krankenzimmer. Hier erholten sich Politiker, Geistliche und reiche Leute. Jetzt lag hier ein alter Mann, der nicht in eine dieser Kategorien passte.

Draußen stand ein Mann von der Sicherheit und sah bedrohlich aus. Er stand dort noch nicht lange, er war schon der Zweite an diesem Morgen.

# Hauptteil

Samstag, 23. Dezember

**Morgen, Kinder, wird ´s was geben**

Morgen kommt der Weihnachtsmann,  
kommt mit seinen Gaben.

Püppchen, Spielzeug vielerlei,  
eine große Schäferei,  
einen Schlitten und noch mehr  
möchte ich gerne haben.

Morgen, Kinder, wird ´s was geben,  
morgen werden wir uns freuen,  
welch ein Jubel, welch ein Leben  
wird in unserm Hause sein!  
Einmal werden wir noch wach,  
heisa, dann ist Weihnachtstag.

Wie wird dann die Stube glänzen  
von der großen Lichterzahl!  
Schöner als bei frohen Tänzen  
ein geputzter Kronensaal!  
Wisst ihr noch, wie voriges Jahr  
es am Heiligen Abend war?

Welch ein schöner Tag ist morgen!  
Neue Freuden hoffen wir!  
Unsere guten Eltern sorgen  
lange, lange schon dafür.  
O gewiss, wer sie nicht ehrt  
ist der ganzen Lust nicht wert.

Wisst ihr noch die Spiele, Bücher  
und das schöne Hottepferd,  
schönste Kleider, wollne Tücher,  
Puppenstube, Puppenherd?  
Morgen strahlt der Kerzen Schein,  
morgen werden wir uns freu'n!

*Hoffmann von Fallersleben*



Mauritio Santangelo erwachte.

Er stöhnte. Sein Gesicht war ganz entspannt. Er versuchte seinen linken Arm zu heben. Doch er fiel einfach wieder herab. Mauritio rutschte gerade aus der Traumwelt, dann öffnete er die Augen und das Deckenlicht leuchtete ihn an. So ein verdammter Strahler mit 120 Watt Birne. Er drehte seinen Kopf, zu der Seite, an der seine Frau gewöhnlich lag, wenn er aufwachte. Sie war nicht da. Vielleicht machte sie wieder Yoga, sie hat irgendwann im Sommer aufgehört, hat es seit letztem Frühjahr jeden morgen gemacht. Seltsame Verrenkungen auf dem Wohnzimmerteppich.

Vielleicht fühlte sie sich wieder zu dick.

Er schnaufte.

Hoffentlich ging das nicht wieder los.

Mauritios Schädel brummte ein wenig und seine Beine fühlten sich schwach an, als er langsam aufstand. Er ging um das Bett herum, sie schlief auf der Seite, die am Nächsten zur Badezimmertür war. Er ging in das Bad, die Tür war nur angelehnt und er stellte sich vor den Spiegel. Viertel nach sieben war es jetzt ungefähr. Sein Zeitgefühl konnte ihn aber auch betrügen. Er war nicht ganz bei sich und stand vor dem Waschtisch, der allein ihm gehörte.

Bei der Ausstattung des Bads hatte er wohlweislich für eine Dualität von einfach allem gesorgt. Wenn man den großen, lichtdurchfluteten Raum mit großem Dachfenster, betrat, fühlte man sich wie in einem Spiegelkabinett. In der Mitte des Raums befand sich ein Whirlpool, im Boden eingelassen.

Er ging auf das Becken zu und suchte sein Spiegelbild im Wasser, bis er merkte, dass kein Wasser vorhanden war.



Er war etwas verkatert, was kein Problem war, er hatte lange Jahre Playboy-Erfahrung gesammelt. Santangelo fand sein Spiegelbild schließlich, im Spiegel vor seiner Dusche. Er gefiel sich, fand aber, dass er zu müde aussah.

Er wollte gerne weiterschlafen, aber das Geschäft rief.

Unten machte seine Frau wirklich Yoga. Sie hatte als Model gearbeitet, bis sie entdeckt hatte, dass sie durch eine Hochzeit mit Santangelo nicht mehr nur für Bikinimode posieren musste. Sie konnte nun in jeder Illustrierten sein, in den Boulevard-Blättern und auf den Titelseiten der Wochenschau.

Die Santangelos waren auch oft in den regionalen Nachrichten und wenn ein besonderes Filmfestspiel war, oder wenn ein Promi Geburtstag feierte, konnten die Bilder um die Welt gehen!

Mauritio hatte die Schuhfirma seiner Eltern geerbt und war inzwischen eine Werbeikone geworden. Er warb für seine eigenen Schuhe, für eine Telefongesellschaft, bei der er Anteile besaß und für eine Parfumreihe, die seinen Namen trug und deren Geruch er verabscheute, weil er ihr gefiel.

Mauritio Santangelo hatte eine vielversprechende Tenniskarriere begonnen, aber nach einem Autounfall, der sehr tragisch in den Magazinen geschildert wurde, konnte er seinen Sport nicht mehr professionell weiterbetreiben. Am Anfang war es sehr schwer gewesen, weil ihm das Tennis wirklich fehlte. Es dauerte beinahe ein halbes Jahr, bis er wieder ohne Hilfe stehen und später auch gehen konnte. Derb gesagt gab er sich dem Alkohol hin, den Drogen und den Weibern.

Jetzt war er neununddreißig, war strickt dagegen sich fortzupflanzen und sein Leben mit sozialem Engagement zu vergeuden. So viele andere taten es, der ganze Pseudoadel aus den westeuropäischen Ländern organisierte Champagnerpartys für die Armen und die Waisen. Nur um sich besser zu fühlen und um gut in der Öffentlichkeit dazustehen. Das war nichts für ihn, diese geheuchelte Anteilnahme am Elend der dritten Welt. Allerdings, wenn es gutes Geld gab, hielt er auf jeder Veranstaltung bereitwillig die Hand auf, auch wenn es die „Ich-rette-den-Regenwald“-Feier eines Highsocietyfurzes aus Hollywood war.

Die ganzen Stars luden ihn zu ihren Partys und ihren Feten, wo sie exzessiv dem Alkohol und den Drogen frönten, so wie er früher. Er verabscheute es inzwischen, hatte aber durch seine Verbindungen in dieses Milieu viel über den Drogenhandel gelernt. Jetzt war er Importeur und Exporteur und handelte mit synthetischen Produkten aus dem Fernen Osten und irakischem und afghanischem Cannabis.

Das Dealen hatte durch ihn einen unvorstellbaren Höhepunkt erreicht. Mauritio war ein harter und unerbittlicher Geschäftsmann. Seine Marketingspezialisten wollten nun die Tollkirsche in der Szene groß raus bringen. Sie hatten ihm schon Vorschläge für Cocktails und Cremetörtchen gemacht. Krank und gestört, sicher, aber es würde ihm Geld einbringen.

Heutzutage war die Drogenmafia genauso korrupt wie die Politik und er hatte sich viele Barone in Malaysia und dem Pazifikraum „gekauft“. Sie produzierten für ihn und sahen in den Fernsehern, mit schlechtem Satellitenempfang, wie Santangelo mit seiner Frau über den Teppich flanierte. Sie beneideten ihn um seines Geldes wegen und wussten nicht, dass sie ihm halfen, es zu vermehren.

Die Drogenfarmer wussten eigentlich nichts über die Welt, ihre schlechte Bildung machte sie zu willigen Sklaven eines reichen Kolonialherrn. Er selbst sah sich nicht so, aber er dachte manchmal darüber nach, wie wenig sich doch geändert hatte, seitdem in den Vereinigten Staaten die Sklaverei abgeschafft worden war. Die Leute waren noch immer unterdrückt und wurden ausgebeutet.

Er ging unter die Dusche, weil er sich selbst nicht mehr riechen wollte. Er duschte lauwarm und ging dann nackt auf den Flur. Unten hörte er seine Frau bei ihren Übungen stöhnen.

Sie war wieder ganz steif, als hätte sie noch nie Sport getrieben, gestern Nacht war sie noch nicht so steif gewesen. Er schlurfte nassen Fußes über den breiten, rotbraunen Läufer seiner Villa. Er war nicht darauf gefasst, vor dem Balkonfenster eine Kamera in der Luft pendeln zu sehen. Er sah, wie der Zoom ihn näher heranholte und nun war ihm erst bewusst, welch ungeeignetes Publicityfoto das abgeben würde. Er schnaufte und ignorierte die Kamera, die auf irgendeine absurde Weise über den Zaun, auf sein Dach und von dort mit einem Seil, vor das Fenster gekommen war. Santangelo drehte sich um und zeigte der Kamera seine Kehrseite, die hatte man schon öfter im Fernsehen gehabt, für einen Werbespot in dem die Gesundheitslatschen aus seinem Haus beworben werden sollten. Sie hatten sich dank seines Pos gut verkauft. Die Zielgruppe, die damit angesprochen werden sollte, ist ganz klar.

Die Kamera baumelte noch immer vor dem Fenster. Er könnte sie natürlich wieder an sich reißen und zerschmettern, aber er wollte nicht schon wieder vor Gericht, das wurde ihm langsam lästig, jedes Mal diesen schlecht versicherten Paparazzi einen Gefallen zu tun. Er ging seitwärts auf seinen Kleiderschrank zu und trat hinein, er hatte natürlich keinen wirklichen Schrank, es war ein kleiner

Raum, etwa so groß wie ein Tabakshop in der Fußgängerzone. In der Mitte standen Regale mit Schuhen. Er schloss die Tür hinter sich und nahm sich ein Handtuch aus dem Regal zu seiner Rechten.

Hier war keine Kamera, diese Kammer war für ihn der privateste Ort in diesem Haus. Hier hatte er sogar schon mal geschlafen, beim Ausziehen nach einer aufreibenden Gesellschaftsfete war er zu Boden gesunken und einfach eingeschlafen. Jetzt ging er in die hintere Ecke und setzte sich auf die weiche Polsterbank. Er lehnte sich zurück und tastete mit geschlossenen Augen - er sah ohnehin nichts im dunklen Kleiderschrank - nach seinem Trinkfrühstück. Seine manikürten Finger fanden den Verschluss der Kühlbox und als er sie aufklappte kribbelte die Kälte auf seiner nackten Haut. An den Verschlüssen erkannte er, was er da in den Händen hielt.

Er nahm eine bauchige Flasche mit Kronkorkverschluss heraus. Der Flaschenöffner lag zwischen seinen Beinen, er nahm in die rechte Hand und spielte mit dem Daumen an der scharfen Kante, er drückte darauf, bis es schmerzte. Dann nahm er die Flasche heraus, genug gespielt. Er klappte die Box wieder zu und stellte die Flasche auf das Polster.

Mauritio spürte die feuchte Kälte der Flasche an seinem Oberschenkel, dem Penis, den Hoden. Erfrischend kühl.

Er machte einen schnurrenden Laut, wohlige Kälte durchfloss ihn, als er das Bier trank. Hier konnte er nachdenken, doch meistens dachte er gar nichts, jetzt dachte er nichts. Er trank sein kühles Bier und es schmeckte ihm gut. In der Dunkelheit und der Stille hörte er sich, wie er schluckte und das Bier schmatzend verschlang. Er rülpste ungeniert und legte sich auf das Polster. Die kühle Flasche stellte er auf seinem Bauch ab und beobachtete die Lichtreflexe auf dem Buntglas, das sich beim Atmen hob und senk-

te. Es fiel nur wenig bis gar kein Licht durch die Lamellen. Er dachte nicht mehr an die Kameras, an das Geld, die Drogen und den Killer, der jetzt, da sein Kompagnon aus dem Spiel war, um sein Leben bangen musste. Er würde Carmelito töten lassen, aber nicht jetzt.

Jetzt sah er zu, wie die Flasche auf ihm tanzte, wenn er atmete und das Licht brach.

Carmelito war ebenfalls in einem dunklen Raum und er hatte ein dumpfes Geräusch gehört, es war Mauritis Kopf, der gegen die Wand klopfte, als er sich zurücklehnte, sich auf das Polster legte. Carmelito wusste das natürlich nicht, er wusste nicht, was auf der anderen Seite der Mauer war. Er kannte die Pläne nicht, denen die Architektur der Villa zu Grunde lag.

Gerade schraubte er seinen Schalldämpfer auf die Pistole. Bei normalen Menschen hätte man das Frühstück vergiften können und er hätte keine Spuren hinterlassen, doch so musste Carmelito ihnen – möglichst laienhaft – ein paar Kugeln und lieber ein paar Kugeln zuviel in die durchtrainierten, zurechtoperierten Luxuskörper jagen.

Sie frühstückten nicht.

Er frühstückte und glaubte, dass das auch sehr vernünftig war. Carmelito konnte kein Verständnis für diese oberflächlichen Snobs hervorbringen. Es ging nicht, sie waren zu arrogant, zu eitel und zu reich. Die Santangelos hatten nicht mal eine wohltätige Ader. Sie hatten keinen Charakter, nur Geld. Er würde die beiden abknallen, so einiges an Blut vergießen, eine richtige Sauerei hinterlassen und dann auf dem selben Weg verschwinden wie er gekommen war,

durch die Katakomben. Mauritio hatte sie sogar restaurieren und Karten anfertigen lassen. Er hatte jedes Rattenloch vermessen lassen. Wenn man in den Keller hinabging brauchte man nur an der Bar ein Weinregal – auf Rollen wohlgemerkt – zur Seite zu schieben. Vielleicht hatte er zu viele Gottfried-Bond-Filme gesehen. Jetzt fehlte nur noch irgendwo das kleine rote Telefon, mit dem er direkt bei Berlusconi anrufen konnte, ach, der war es ja gar nicht mehr...

Oder dem Heiligen Vater.

Oder Gott, man konnte gar nicht wissen, wer sich hier noch die Taschen voll stopfte. Für ihn war die Unternehmung nun gestorben, Geld und Macht zu haben war schön, aber das Leben zu verlieren, war ein zu hoher Preis, den er nicht zahlen wollte. Nicht mit seinem Blut.

Mauritios Frau lag gerade auf dem Bauch und hatte den Kopf zur Seite gelegt. Sie hatte die Augen geschlossen und atmete ruhig. Ihre Arme lagen an ihrem Körper an, ihr Körper war bis in die Fußzehen gestreckt.

Mauritio Santangelo rutschte langsam, von dem mit glattem Stoff bezogenen, Polster. Er ließ sich auf den Boden gleiten und fragte sich, wie lange die Kamera da wohl schon baumelte und wie lange sie da noch hängen würde. Es würde nichts bringen die Polizei zu rufen, die Leute wären weg, bevor die anrückten. Er dachte auch nach, wie lange er wohl hier liegen musste, bis sie wieder verschwanden. Er wollte so lange abwarten.

Er könnte sich natürlich auch einfach anziehen und hinausgehen. Er konnte auch einfach nackt hinausgehen. Aber noch hatte er ja Bier. Er fühlte in die Kühltasche, und er hatte auch noch eine Cola und eine Flasche, die vielleicht Wasser in sich hatte.

Es klingelte. Es war die Haushälterin. Sie hatte doch einen Schlüssel? Warum klingelte sie? Eva Santangelo drückte sich vom Boden hoch und stand geschmeidig auf. Sie trug einen babyblauen, engen, bauchfreien Frotteetrainingsanzug. Die Hosen waren nur dreiviertellang und ihre langen Unterschenkel waren nackt, wie ihre Füße. Der Holzboden war warm, auf dem Flur hatten sie Fliesen. Da die Wärme ihrer Fußflächen entzogen wurde, lief sie auf den Zehenspitzen weiter. Sie öffnete die Tür. Ihre Haushälterin war etwas kleiner als sie und ganz nett anzusehen, sie war etwa fünfzig Jahre alt und hatte leicht ergrautes Haar. Sie lächelte und ihre Lachfalten zeichneten sich ab. Eva wusste, so würde auch ihre Haut mal aussehen, wenn sie nichts dagegen unternahm.

Ohne ein Wort zu sagen ließ sie die Frau ein und sie begann sofort den Flur prüfend zu betrachten. Ihre geschulten Augen registrierten jeden Schmutzleck und sie merkte sich alles, damit sie später nichts vergaß.

Eva Santangelo ging von dort in die Küche. Die Haut ging ihr nicht aus dem Kopf. Sie war sicher mal sehr schön gewesen, ihre Haushälterin, bestimmt hatte sie samtige, straffe Haut gehabt, so wie sie.

So wie Eva sie noch hatte. Noch.

Santangelo strich sich über die Wangen und sah ihr Spiegelbild im Kühlschrank an. Der Kühlschrank hatte ein großes Glasfenster in

der Tür, damit man ihn nicht öffnen musste, nur um zu sehen, dass er leer war. Natürlich war er nie leer. Sie zog ihn mit einem Ruck auf und nahm eine Sojamilchflasche heraus. In der Obstschale lagen auch viele Bananen. Sie löste zwei von dem Bündel, drehend. Sie öffnete sie und schnitt sie auf der Anrichte in Scheiben. Die Flasche Sojamilch und ein paar weitere Ingredienzien, gab sie in den Edelstahlmixer, mixte einmal durch und warf dann die Bananenscheiben dazu. Ein weiteres Mal kurz mixen. Sie hatte Lust auf eine kleine Sünde, holte ein wenig Bienenhonig aus dem Schrank.

Die Haushälterin machte ihren Kontrollgang, beginnend im Keller. Sie arbeitete sich von dort nach oben vor. Auf jeder Etage befand sich eine Kammer mit Reinigungsutensilien, damit man sie nicht hoch oder runter schleifen musste. Sie nahm den blauen Staubsauger deutscher Fabrikation und begann vor dem Heizungsraum, der war verschlossen und nur der Wartungsdienst betrat ihn. Sie wusste wo der Schlüssel war und machte nach dem Wartungsdienst sauber, für nächstes Jahr wenn sie wiederkamen, oder, wenn jemand sich hierher verirren sollte, was eher unwahrscheinlich war. Ihr Chef – Mauritio – war der Einzige, der in den Keller ging. Eva war sich zu fein, sie hatte außerdem keinen Grund hier herunter zu gehen. Sie tat ja nichts. Was für ein eintöniges Leben, sie war sich sicher, total unglücklich zu sein, wenn sie das Leben von Santangelo hätte. Was nützte das ganze Geld, wenn man tödlich unglücklich und unnütz war?

Sie saugte zunächst den Partyraum, hier traf Santangelo sich mit seinen Geschäftspartnern und Freunden zum Spielen. Sie hatte auch schon benutzte Kondome gefunden. Hier unten wurde ausgiebig gefeiert. Es kam auch vor, das Glassplitter im Zimmer ver-



streut waren, oder Blutspritzer. Aber es ging sie nichts an, was hier getrieben wurde und deshalb kümmerte sie sich nicht weiter darum. Sie hatte früher nicht geputzt, früher war sie eine der Frauen gewesen, die bei solchen „Partys“ zugegen war.

Eva Santangelo war eine eindimensionale Frau, wie sie früher, das würde sich bald ändern, wenn der Herr im Haus sie abservierte. Sie würde gerade genug Geld haben um nicht zu verhungern, aber sie würde nicht wissen, wie man ohne helfende Hände lebt. Sie konnte sich nichts kochen, wollte sie sich den Rest ihres Lebens von Sojamilchshakes ernähren?

Musste sie wohl.

Sie sah sich selbst in Eva Santangelo, aber sie war nicht so arrogant und eingebildet gewesen und nicht so dumm. Diese junge Frau war derart dumm, sie bemerkte nicht mal was hier vor sich ging. Vielleicht fand sie die Situation in ihrer Ehe ganz normal. Sie sprachen nicht miteinander, gingen aneinander vorbei, ohne den Ehepartner zu beachten. Es war niemals anders gewesen!

Sie hatten jede Nacht Sex, an den unmöglichsten Orten in diesem Haus, aber das war auch schon alles, was sie gemeinsam taten. In der Öffentlichkeit lagen sie sich immer in den Armen und knutschten wild. Alles nur Show.

Sie trank den Shake, auf dem Küchentisch sitzend. Im Schneidersitz saß sie unter den Strahlern, die trotz des hellen Tageslichts, auf sie herabschienen und die Küche in gelbes Licht tauchten. Sie hörte die Haushälterin im Keller saugen, das war ihr viel zu laut. Sie trat die Tür zu und setzte sich zurück auf den Tisch. Sie schluckte die dicke Flüssigkeit – aus vollen Backen. Es war etwa ein Liter in

der Karaffe, ihr Frühstück und – sie sah auf die Wanduhr – ihr Mittagessen.

Sie machte ihre Augen zu und leckte sich die Lippen.

Mauritio trug inzwischen einen Retroslip in blau und grau. Er nahm sich vor, die Kühltasche bald wieder aufzufüllen und bewegte sich langsam auf die Tür zu, denn nun saß er auf dem Boden und suchte einen Grund aufzustehen. Er wollte warten bis die Putzfrau ihn hier fand. Sie war eine schöne Frau und er stellte sich jetzt so einiges vor. Hier in der Kleiderkammer, hu!, er stellte sich auch vor, wie seine Frau ihn hier mit ihr fand und wohl reagierte. Das würde sie ziemlich fertig machen, sie würde anfangen hysterisch zu schreien und Dinge aufzuschmeißen. Er blieb sitzen. Die Vorstellung gefiel ihm irgendwie, auch wenn es nicht so weit kam. Kommen sollte.

Die Haushälterin ging die Treppe hinauf, ihre Finger spürten den Schmutz auf dem Handlauf. Sie drehte um und holte sich einen feuchten Lappen.

Carmelito kam aus der Besenkammer, das hätte was gegeben, wenn die Putzfrau ihn hier gefunden hätte. Er kam heraus und ging auf leisen Sohlen in das Wohnzimmer, das größer war als so manche Appartementwohnung. Geduckt schlich er hinter der riesigen Ledercouch entlang. Da konnten bestimmt zwanzig Leute bequem drauf sitzen, ohne einander berühren zu müssen. Nach links ging es in die Küche und er hörte die Frau von Santangelo. Sie saß auf dem

Küchentisch, der aus hellem Hartholz gefertigt war. Er konnte sie sehen, wenn er sich nach vorn beugte. Sie sah ihn nicht, sie hatte die Augen geschlossen.

Carmelito hielt seine Pistole in den behandschuhten Händen, fest umschlossen von den dicken Fingern. Er konnte sie gezielt von hier abknallen, dank des Schalldämpfers würde man es kaum hören. Doch er schraubte ihn ab und steckte ihn ein. Er wollte, dass man den Schuss hörte. Und er wollte auch, dass es kein sauberer, professioneller Schuss war. Er klatschte in die Hände und richtete sich hinter der Wand auf. Sie stoppte während dem Schlucken und öffnete die Augen. Er hörte, wie sie von dem Tisch glitt und den Rest ebenfalls hinunterschluckte. Eiweiß, Ballaststoffe, ...

Er quietschte mit seinen Gummischuhen über das gebohnerte Parkett. Sie lauschte, auf die Geräusche und ortete sie schnell. Ihr Kopf drehte sich zu der halbgeöffneten Tür, die in das Wohnzimmer führte. Sie dachte es wäre ihr Mann und lehnte sich gegen den Tisch.

„Was für ein Idiot.“, dachte sie und wartete. Tatsächlich hinter der Tür stand ein Mann, ihr Mann. Er wollte sie ärgern. Wie kindisch, wie blöd! Dann kam er hervor und sie erschrak, das Glas fiel ihr zu Boden und zerschellte. Die Haushälterin hörte es und schüttelte den Kopf – neue Arbeit. Sie hatte gerade das Ende des Handlaufs erreicht und ging wieder in den Keller hinab um das Tuch auszuwringen und wegzulegen.

Eva Santangelo war entgeistert: „Was wollen sie?“

Der Mann schwieg. „Mein Gott ist der fett!“, dachte sie und erhielt keine Antwort auf ihre Frage. Sie schaute auf die Pistolenmündung, die ganz eindeutig in ihre Richtung zeigte. Sie blieb er-

staunlich ruhig, geriet aber in eine eigentümliche Art von Panik. Denn der Mann kam schweigend näher und er verzog sein feistes Gesicht nicht, kein Bisschen. Sie schrie nicht. Wich aber zur Seite in Richtung der Spüle. Er passte auf, dass er nicht in die verschüttete Brühe trat. Vorsichtig setzte er seine Füße auf, er wollte so wenig Spuren wie möglich hinterlassen, zumindest die, die er vermeiden wollte.

„Wollen sie mich erschießen?“, kam eine weitere geistreiche Frage. Er rollte nur mit den Augen und hob die Waffe. Er wusste nicht, worauf er schießen sollte. Ein Schuss in die Brust und ihr Silikon platzte, selbst wenn sie dabei nicht starb, es würde sie womöglich töten. Ein Schuss in den Bauch würde viel mehr Sauerei verursachen und sie würde auch schneller sterben. Das war total unprofessionell. Er konnte sich nicht entscheiden. Es musste laienhaft aussehen, aber nicht zu sehr, sonst sah es beabsichtigt aus. Er konnte sich einfach nicht entscheiden. Ein Kopfschuss kam für ihn nicht infrage, das würde zu sauber aussehen. Mit angsterfülltem Blick wich sie noch weiter zurück. Jetzt fingerte sie an den Schubladen herum. Kurzentschlossen versenkte Carmelito eine Kugel, direkt neben ihre Hand, die gerade die Besteckschublade hervorziehen wollte. Sie schrie nicht um Hilfe. Vielleicht glaubte sie, dass ihr Mann dahinter steckte. Irgendwie tat er das ja. Carmelito wusste nichts von der Haushälterin. Der Killer konnte sich nicht entscheiden, also zielte er auf ihren Oberkörper, nur ganz grob und er ließ seine Hand etwas zucken. Er drückte ab.

Der zweite Schuss ließ Mauritio aus seinem Versteck im Kleiderschrank hervorstürzen. Er trug immer noch nichts weiter als den Slip. Seine Hände fühlten sich zu leer an. Er hatte keine Waffen im Haus. Warum auch? Er war ja kein Amerikaner und hatte gute

Freunde, die auf ihn aufpassten. Außerhalb, in dem Bunker, wo auch ein Teil seines privaten Vermögens – in Form von Heroin – lagerte, hatte er Schusswaffen, eigentlich Waffen aller Art. Er war Sammler.

Die junge Frau verzog ihr attraktives, aber langweiliges Gesicht zu einer schmerzverzerrten Grimasse. Sie ging ein wenig in die Knie und lehnte sich dann gegen die Spülenanrichte. Der Schmerz war so grell, er vernebelte ihren Blick. Sie konnte den dicken Mann nicht mehr sehen. Nur noch Schemen und alles drehte sich. Sie stütze sich auf die Spüle und sah an sich hinab. Der blaue Frotteestoff sog ihr Blut auf. Es kam aus ihrer rechten Brust. Sie musste keuchen. Das Blut lief in ihre Lunge und ihre Lunge war nun undicht, ein wenig löchrig. Sie hörte die Luft pfeifend entweichen. Carmelito senkte die Waffe ein wenig und achtete noch einmal darauf, dass er sicher stand, nicht im Blut und nicht im Sojamilchshake. Er schoss ihr zwei Kugeln in den Bauch und sah ungerührt, wie sie auf den Boden sackte.

Jetzt schrie sie.

Sie presste ihre Hände auf den Bauch und ihre Stimme brach ab. Der Schmerz ließ sie nicht mehr denken. Sie wollte das er weggeht. Es tat weh und es sollte aufhören. Es sollte einfach nur weg sein.

Carmelito schaute ihr in die Augen, er beugte sich ein wenig herunter. Er hörte wie ihr die Luft entwich, sie röchelte und ihr Gesicht sah immer noch so aus, als schrie sie. Er ging noch ein wenig näher. Da erlangte sie wieder ihre Stimme und schrie, bis ihr die Luft ausging. Carmelito richtete sich etwas erschrocken wieder auf. Er überlegte kurz, ob er es beenden sollte. Doch er wurde unterbrochen.

Santangelo warf sich in den Raum, die Küchentür schlug auf und schlug Carmelito die Pistole aus der Hand. Sie fiel in den Sojashake und schlitterte zu der gekrümmt auf dem Boden liegenden Eva. Sie sah ihren Mann an, der in die Glassplitter gesprungen war.

Mauritios Gesicht verzog sich zu einer hasserfüllten Grimasse. Er schnappte sich die Pistole, die in der Blutlache liegen geblieben war.

Das Blut breitete sich weiter aus. Rasch.

Carmelito sah, wie die Pistole sich auf ihn zu bewegte. Mauritio wollte auf Mauritios Kopf zielen. Der schwammige Körper des Mörders duckte sich. Er boxte dem jungen Exsportler in die Seite. Er wollte die Pistole an sich nehmen, doch Mauritios Griff war zu stark und das Blut zu schmierig. Der Pistolenlauf entglitt ihm wieder. Mauritio zog das Knie hoch und brach dem fetten Mann mit rasender Wut die Nase.

Es krachte in Carmelitos Kopf, seine Kiefer schlugen gegeneinander. Mit dem Pistolengriff schlug Mauritio ihm gegen die Schläfe. Carmelito machte keinen Ton und er ging in die Knie. Der gläserne Griff der Karaffe steckte ihm nun im Schienbein.

Mauritio trat ihm in den fetten Bauch, Carmelito rollte auf den Rücken und er stieg über ihn weg. An der Wand neben ihm hing das Telefon. Er wählte den Notruf, hatte sich nur kurz weggedreht um seiner Frau einen Arzt zu rufen, da war Carmelito schon aufgestanden. Mauritio hatte in der einen Hand die Waffe, in der anderen den Hörer. Hörer und Pistole waren glitschig vom Blut seiner Frau. Carmelito packte Mauritios Schulter und riss ihn herum, da konnte Mauritio das Entsetzen im Gesicht seiner Frau sehen. Es war wie eingefroren. Er wusste nicht, ob sie noch lebte. Kurz nicht

bei der Sache, wehrte er nicht ab. Der Killer schlug ihn nieder, er knallte mit der Stirn gegen die Anrichtenkante und fiel dann zu Boden. Mit den Armen ruderte er, bis er sich an einem Stuhl hochzog. In seinem Kopf marschierte gerade die ganze Schweizer Garde auf. Ein Dröhnen und im Stehschritt, Marsch! Er setzte sich kurz auf den Stuhl und hielt sein Gesicht in Händen. Er hörte das Meer rauschen. Der Mann war hier im Haus! Er hätte ihn gestern noch weg-schaffen sollen, gestern schon und nicht abwarten. Das hier war seine Schuld, sein Fehler!

Das Telefon baumelte am Kabel, kurz über dem Boden. Er hörte eine Frauenstimme, er nahm den Hörer und sprach ruhig, erklärte ihr, was vorgefallen war, wie dringend es war und dann legte er auf. Er kniete sich zu seiner Frau, ihr Puls war schwach. Doch sie lebte.

„Nicht sterben.“, sagte er zärtlich und küsste sie, ihr Mund war blutig und so schmeckte er ihr Blut, das überall hinfloss, in alle Ritzen des Fliesenbodens. Er ließ sie liegen und wischte sich die Hände an seiner Unterhose ab. Mauritio würde es jetzt selbst erledigen. Keine Zeit zu warten. Er sah sich die Pistole an, im Magazin waren noch ein paar Kugeln. Die mussten genügen.

Carmelito konnte nicht aus dem Haus raus. Draußen standen Ü-Wagen von irgendwelchen dämlichen Fernsehsendern. Sie würden die Kamera auf ihn halten und irgendeinen bescheuerten Medienpreis für ihre ausgezeichnete Berichterstattung über den Mord an Eva Santangelo bekommen. Er würde in den Knast wandern, da halfen auch seine Verbindungen nichts. Und dort hätte er keine guten Karten.

Dort kannte man ihn und man mochte ihn nicht, man würde ihn nicht gut aufnehmen, sie wussten, wie er hieß und warum er so hieß. Er würde einen schlechten Stand haben.

Er musste Mauritio auflauern, seine einzige Chance. Ihn schnell umbringen, dann würde er untertauchen, nur ein paar Wochen. Es würde einen schönen Skandal geben und der wäre in ein paar Wochen vergessen. Carmelito stand jetzt auf der Treppe, die ins Obergeschoss führte, er zog seine zweite Pistole und entsicherte sie.

Voll geladen.

Vier Schuss mehr als Mauritio hatte und mehr Erfahrung. Dafür hatte Mauritio den Heimvorteil. Ganz klar, das war für ihn ein Heimspiel. Der Chorknabe konnte, von dort wo er stand, in den Garten schauen. Ein paar Vögel waren am Pool, eine Taube kühlte sich ein wenig ab und flog dann davon, das Chlor schien ihr nichts auszumachen. Sie blieb im nahen Baum sitzen und gurrte, er konnte sie ganz leise hören.

In der Not fraß der Teufel fliegen und wenn sie besonders durstig waren, tranken Tauben Poolwasser.

Ganz leise gurrte sie.

Laut hingegen waren die Kugeln, die nun um ihn einschlugen. Waren es zwei oder drei? Und kein Treffer.

Mauritio war ein ungeübter Schütze. Noch einmal Glück gehabt. Carmelito konnte ihn so nicht kriegen, er konnte nur den Pistolengang sehen, der in Kopfhöhe um die Ecke lugte, und den Finger auf dem Abzug. Keine Sekunde mehr warten. Jeder weitere Schuss kann ebenso gut sitzen!

Zuviel Risiko.



Er hüpfte die Treppe hinauf und kam in ein großes Schlafzimmer. Sackgasse. Im großen Bad auf der anderen Seite des Gangs konnte er auch auf kein besseres Versteck hoffen. Was gab es hier oben noch? Vielleicht ein Arbeitszimmer? Vielleicht. Ah, eine Besenkammer. Sie war genau ein Stockwerk über dem, in dem er sich versteckt hatte, als er aus dem Keller gekommen war. In so einer Besenkammer findet man für gewöhnlich Chemikalien. Brennbar und giftig. Mauritio mochte den Heimvorteil haben...

Mauritio Santangelo war aufgeregt. Natürlich, er kochte vor Wut. Seine Frau starb vielleicht gerade, in diesem Moment, er sollte bei ihr sein, ihre Hand halten. Trotz allem was er an Widersprüchlichem für sie empfand, sie konnte ein richtig lieber Mensch sein. Sie hatte nicht verdient auf diese Weise zu sterben, das dachte er jetzt gerade, dann kam ihm kurz in den Sinn, dass er auf alles andere keinen Einfluss gehabt hatte, doch das hier hätte er verhindern können.

Wieso hatte es geschehen müssen?

Wieso hatte Carmelito nicht ihn erschossen, warum seine Frau, die so naiv und unbedarft war? Sie war doch unschuldig gewesen, sie hatte sich nie für seine Geschäfte interessiert, nur für das Geld, das er damit beschafft hatte. Sie hatte nicht einmal gewusst, was er so tat um das Geld für ihren Lebenswandel zu beschaffen.

Er atmete durch den Mund und versuchte lautlos zu sein, er linstete um die Ecke. Die Treppe war frei. Sie sah so aus wie immer. Draußen gurrte eine Taube, vor dem Fenster. Es schien ihm so, als beobachte sie ihn. Am liebsten würde er sie abknallen. Am liebsten würde er ihr Gefieder durchlöchern. Doch das war keine gute

Idee. Er brauchte die Kugeln. Jede einzige, wenn er weiterhin so schlecht schoss. Er duckte sich und kroch die Treppe langsam hinauf.

Der spiegelglatte Granit war kalt. Seine Knie taten ihm weh, von dem Krabbeln auf dem harten Untergrund. Mauritio war ganz leise. Oben angekommen machte er sich ganz flach, ganz knapp über dem Boden schaute er auf den Flur. Vor der Besenkammer lagen Reinigungsutensilien, bunte Kunststoffflaschen und ein umgestürzter Wagen. Das war das Rumpeln gewesen, das er gehört hatte.

Der Fettsack war in der Besenkammer!

Im Bereich der Tür war alles frei, es sah so aus, als hätte er die Putzmittel und den Wagen aus dem Kämmerchen herausgeholt und auf den Boden geworfen. Einige Flaschen waren ausgelaufen, hatten den Teppich versaut. Dunkle Flecken auf dem handgeknüpften Teppich. Jetzt konnte er sich daran nicht stören. Er kroch vor und war immer noch ganz leise. Er richtete sich vorsichtig auf und nahm die Pistole in beide Hände, ganz fest. Er würde noch mal schießen. Er überlegte, in welcher Höhe er auf die Tür schießen sollte.

Wo er wohl stand? Vielleicht lag er auch auf dem Boden, unter der Decke war er wohl nicht. Er wusste nicht wie viel Schuss ihm jetzt noch blieben. Er wollte sich gerne die Ohren zuhalten, es war überraschend laut gewesen, aber wer würde dann für ihn feuern.

Er schoss.

Bis das Magazin leer war.

Bis es nur noch klackte, wenn er den Abzug betätigte. In seinen Ohren fiepte es. Etwas klatschte gegen seinen nackten Rücken. Ein Stück Stoff, ein Wischtuch. Es klebte an ihm fest. Erschrocken fiel

ihm die Pistole herunter. Er drehte sich herum, Carmelito stand in dem Zimmer, ihm gegenüber. Der fette Drecksack lächelte schmierig und zeigte gelbe Zähne. In seinen behandschuhten Händen hielt er ein Feuerzeug, ein einfaches Plastikeinwegfeuerzeug. Und ein weiteres Wischtuch. Er zündete es an. Wenn Carmelito es gut machte, sah es so aus, als hätte Mauritio seine Frau erschossen und sich dann in Brand gesteckt. Er lachte mit seiner hohen, piepsigen Stimme.

Santangelo war geschockt und er wollte sich nach der Pistole bücken. Das war eine Falle gewesen. Und er war draufreingefallen, er stand mitten in ihr. Mitten in dem brennbaren Reinigungsmittel. Es war nicht ausgelaufen, es war verschüttet. Absichtlich verschüttet.

„Rühr dich nicht! Man wird sich nur fragen, warum du es getan hast, Mauritio. Man wird sich über die Gründe den Mund zerreißen und dein Telefonat mit dem Notruf werden sie als Beweismittel auslegen. Sie werden dich von Grund auf zerstören, auch wenn du dann schon tot bist. Man wird deine Firma boykottieren und keine Waren mehr kaufen, die dein Gesicht tragen. Die Wirtschaft wird dich verfluchen. Auf der ganzen Welt wird man dich verfluchen und die Wahrheit wird herauskommen, man wird die Drogen finden, man wird alles herausfinden. Man wird dich bald darauf vergessen und durch einen neuen ersetzen. Das ist das Tolle, ihr seid alle ersetzbar. Die Klatschblätter werden sich einen neuen suchen, den sie wie eine Gottheit auf ein Podest erheben können, damit ihm gehuldigt wird. Damit man in ihnen etwas sieht, das man selbst nicht hat. Reichtum, Schönheit, Perfektion. Doch alles ist nur Fassade und die wird bröckeln. Sie wird bröckeln und die Wahrheit zu Tage führen, ob ich da noch lebe, spielt keine Rolle. Es wird

so kommen.“, sprach der Killer. „Man wird herausfinden, wer dich geschmiert hat, wen du geschmiert hast und du wirst sie alle mit in die Hölle reißen. Ich werde dich direkt zum Teufel schicken. Ich werde dich verbrennen. Ich werde dich nicht erschießen. Ich werde dich in Brand setzen und verkohlen lassen. Bis die Polizei hier ist, um den Tatort zu sichern, wird ein Großteil niedergebrannt sein.“

Er sprach noch immer, mit seiner unangenehm hohen Stimme und sah dem Wischleder zu, wie es langsam zu brennen begann. Er hatte es in Teppichreiniger getränkt. Leicht entflammbar. Das Tuch verkohlte sofort, übelriechend. Verkokelt hielt er es in der Hand. „Du wirst dort liegen wo du jetzt stehst, man wird dich anhand deiner wunderschönen Zähne identifizieren.“

„Toller Monolog.“, sagte Santangelo und schnaufte. Er wusste nicht, was er tun sollte, er war kein mutiger Held.

Er war nicht Indiana Jones.

Diese Unterbrechung ließ Carmelito wieder verstummen, wer weiß wie lange er wohl weiter geredet hätte. Er warf den schwarzen Klumpen auf den Teppich, auf den dunklen Fleck. Eine Stichflamme züngelte hoch, man konnte sie kaum sehen, doch dann fing der Teppich an zu brennen. Schnell brannte alles um Mauritio, er sprang zur Seite, stand aber immer noch in den Flammen. Santangelo riss sich den Lappen vom Rücken und sah, dass er auch schon zu brennen begonnen hat.

Er ließ ihn in die Flammen fallen, die in Kniehöhe rot und orange brannten. Dieser Fleckentferner machte den Teppich wirklich sauber.

„Und jetzt?“, fragte Santangelo. „Jetzt wirst du mich erschießen müssen. Wie konntest du nur denken, dass ich mich nicht rühren werde?“

Keine Antwort.

Oder doch, eigentlich war es eine Antwort. Carmelito zeigte ihm einen Leinensack, er hielt ihn hoch. Durch das dünne Gewebe konnte Carmelito die Etiketten der einzelnen Flaschen erkennen. Er war sich sicher, dass Maurilio, trotz des Qualms, sehen konnte, was er hier hochhielt.

„Ich muss nur hier rausrennen!“, sagte er.

„Mach doch.“, piepste Carmelito zurück. „Sie werden dich kaltmachen. Die Medien werden dich töten, auf eine andere Art als ich es tun wü...“

Maurilio: „Mein Gott, halt die Fresse.“

Carmelito: „Nein. Ich werde n...“

Maurilio: „Sei jetzt ruhig.“

Carmelito: „Ich werde nicht ruhig...“

Maurilio: „Erschieß mich doch endlich.“

Carmelito: „Nein, ich will nicht, das wäre...“

Maurilio: „Was wäre es? Zu einfach?“

Carmelito: „Lass mich doch ausreden, es wäre...“

Maurilio: „Knall mich doch endlich ab.“

Carmelito: „Nein, hör jetzt auf Zeit zu schinden und kick die Pistole zu mir.“

Er schnappte sich die erstbeste Flasche aus der Tüte und drehte den Deckel ab, ziemlich ruhig und langsam.

Mauritio trat die Pistole zu dem Killer und machte eine abfällige Geste: „Dann kann ich auch gleich wieder runter gehen.“

Carmelito schüttelte den Kopf. Das Reinigungsbenzin war in einer nichthaushaltsüblichen Menge. Einfach hervorragend.

„Ich gehe jetzt runter.“, sagte er und bewegte sich vorsichtig auf die Treppe zu. Carmelito schüttelte nur wieder den Kopf. Vielleicht überlegte er es sich doch anders und erschoss ihn einfach hinterwärts. Er würde es so machen, aber von Carmelito erwartete er das nicht. Wenn er ihn verbrennen wollte, bestand Carmelito darauf, dass es so geschah. Er würde alles tun, damit es so kam, wie er es wollte. Inzwischen griff das Feuer auf die Wände über, die Seidentapeten begannen zu brennen, die wertvollen Gemälde an den Wänden kräuselten sich in ihren Holzrahmen. Carmelito sprang vor und bewegte sich hüpfend weiter. Es kam überraschend für Mauritio, dass er ihn mit einer stinkenden Flüssigkeit übergoss.

Er floh vor Carmelito Zingaretti die Treppe hinab, seine nackte Haut konnte er nicht ausziehen, um sich des Benzins zu entledigen. Er musste es abwaschen. Er musste es aus seinen Haaren waschen. Carmelito sprang und riss Mauritio zu Boden, auf der letzten Stufe. Mauritio knallte mit dem Gesicht auf den Fliesenboden. Seine Stirn platzte auf, seine Nase brach und er biss sich auf die Zunge. Als er die Augen versuchte aufzumachen merkte er, sie waren schon auf, aber voller Blut. Das unvorstellbare Gewicht ging langsam von seiner Wirbelsäule herunter. Er glaubte in der Mitte durchgebrochen zu sein.

Das Reinigungsmittel rann weiter über seinen Körper. Seine Haare waren durch und durch getränkt von dem Benzin. Ein Funke würde genügen. Carmelito lachte schelmisch, er kniete sich auf Mauritis Schulter, direkt über seinen Nacken. Seine Beine und ein Arm lagen noch immer auf den Treppenstufen. Carmelito sagte noch etwas, bevor er das Feuerzeug an Mauritis Schläfe hielt und anzündete: „Du hättest mich nur beteiligen müssen. Du hättest Thomas einfach nur im Hintergrund halten müssen und mir einen angemessenen Teil eures Umsatzes zuschreiben müssen. Aber, nein, du wolltest es so. Du wolltest es nun mal, du wolltest, dass ich deine Frau abknalle und dich in deinem Haus, mit deinem Haus in Grund und Asche – erst brenne und dann trete. Fahr zur Hölle!“

Eine bläuliche Flamme zuckte hoch, brannte sich am Ohr vorbei in den Haarschopf, der in einer kleinen Explosion aufbrannte, lichterloh brannte, sein kompletter Oberkörper stand in Flammen. Seine nackte Haut verbrannte, das Feuer wanderte bis zu seinen Füßen, die in dem Reinigungsmittel gestanden hatten. Er schrie, doch er glaubte, sich nicht bewegen zu können. Vielleicht war es so. Vielleicht war er jetzt gelähmt und verbrannte.

„Ich kann nicht solange warten, bis du Asche bist.“, sagte Carmelito, ganz leise, in das brennende Ohr. Die Flasche leerte er über seinem Rücken aus, was der Unterhose einen weiteren Brandschub gab.

Wie am Spieß.

Mauritio schrie, als würde er am lebendigen Leib verbrennen. Was er zweifelsohne tat. Er rollte sich von links nach rechts und schrie. Der Schmerz war unvorstellbar. Er kniff seine Augen zu und wand sich vor Qualen. Er rutschte immer weiter hinab. Er musste das Feuer löschen, aber wie sollte er das machen? Er rollte sich

von einer Seite auf die andere. Er hatte die Augen noch immer geschlossen und sah nicht, wie er um sich herum alles entzündete, was brennbar war. Ein Wandteppich mit Troddeln. Brennendes Inferno. Carmelito ging jetzt schnell in den Keller, in den Händen Pistole und Leinenbeutel. Der Beutel mit den Flaschen, die Flaschen, die er direkt berührt hatte. Er wollte so wenig Spuren wie möglich hinterlassen. Es war ganz klar, dass noch jemand anderes im Haus gewesen sein musste, aber wer, musste ja niemand wissen.

Ein eiskalter Strom Wasser fiel auf ihn herab und sein Fleisch brutzelte dabei. Ihm blieb die Luft weg, er hatte sie angehalten. Jetzt konnte er nicht atmen. Er versuchte seine verkrampften Augen zu öffnen. Er wusste, wer ihn da ansprach. Es war seine Haushälterin. Die schöne Frau, die für ihn saugte und putzte. In diesem Bezug war sie wie eine Mutter für ihn. Seine Augen tränkten, sie hatte ihm das Wasser aus dem Wischeimer übergekippt. Es gab keinen Zentimeter Haut, der nicht verbrannt war, mehr oder weniger schlimm.

Mehr oder weniger tödlich.

Um sie herum brannte alles.

Sie wusste nicht, was sie tun sollte.

Draußen hörte sie eine Sirene.

Er winkte sie mit dem Zeigefinger näher und tat das anständigste, was er nun tun konnte. „Sie behalten den Schlüssel. In meinem Schreibtisch ist eine Geldkassette mit knapp Hunderttausend Euro. Hauen sie ab. Vielen Dank, aber jetzt, hauen sie ab.“



Sie wollte schon auf die Haustür zu rennen, da hörten sie die Schritte der Polizei, des Notarztes, der Feuerwehr. Einfach alle. Und die Kameras hielten auf das Haus, die wunderschöne mediterrane Villa, die jetzt eine riesige Rauchsäule aufsteigen ließ, als sie nieder brannte.

Der Dachstuhl brach schon ein, zum Glück hielten die Kameras das fest, sonst würden einige Societyexperten in ganz Europa das bedauern.

„Nun los! Avanti!“, er hustete. Sein Körper war eine einzige schwelende Wunde. Überlebenschance: Gering. Das war ihm klar. Er schaffte es sich aufzurichten. Seine verbrannten Haare stanken bestialisch. Seine verbrannte Haut. Er schaffte es, halbwegs gerade, dazustehen. Doch dann wollte er gehen, seine Fußflächen waren wund und voller Brandblasen. Sein Körper qualmte noch, wie eine ausgedrückte Zigarre. Er roch sich selbst, er hasste es, sich selbst zu riechen. Er roch aber nicht nach Schweiß, nach Deo oder Tabak.

Er roch nach garem Fleisch. Unter anderen Umständen wäre es ein leckerer Geruch gewesen. Er fiel nach vorn, das war kein gehen. Ein einziger Schmerz, dumpf und brennend, als würde es immer noch brennen. Er ging an einem Spiegel vorbei und erschrak vor seinem Anblick. Sein Gesicht hing in Fetzen, es hatte was von Freddy Krueger.

Er würde Carmelito folgen.

Er würde ihn nicht weiterleben lassen. Er ging die Treppe hinunter und gerade, als er unten um das Eck gekommen war, mit nacktem Fleisch über die Wände tastete, brachen die Beamten die Tür auf und ein paar Sanitäter drängten in den Flur, sie schnappten sich

Eva Santangelo in der Küche, wo sie noch immer in ihrem Blut gelegen hatte und brachten sie hinaus. Die Beamten sahen es schnell ein. Das Risiko für sie war zu groß, zunächst musste die Feuerwehr den Brandherd löschen, doch die saß zwischen den Übertragungswagen fest. Die Traube von Menschen wurde immer gewaltiger.

Carmelito hörte die Männer über sich gehen, rennen. Eine Frau, Polizistin, gab einen Funkspruch ab. Er sah kurz durch den Lichtschacht unter dem Wacholderstrauch. Es war erledigt, jetzt musste er nur noch von hier verschwinden.

Er war kein Dieb. Er ließ auch die wertvollsten Kleinode, die auf Tischen aufgebahrt waren, liegen. Elfenbeinschmuck, Diamantcolliers. Das hier unten war ein sehr seltsamer Ort. Weiterhin schnellen Fußes, schlüpfte er durch die verwinkelten Gänge und hoffte, sich nicht zu verirren. Er hatte sich den Weg zwar gemerkt, als er hereingekommen war, aber der Weg nach draußen sah jetzt ganz anders aus. Ein verdammtes Labyrinth.

Santangelo wurde wahnsinnig vor Schmerz, er hatte sein Gesicht weit gedehnt, versucht, eine Position zu finden, die die wenigsten Schmerzen verursachte. Jeder Schritt hinterließ einen blutigen Fußabdruck. Jeder normale Mensch wäre jetzt schon tot. Doch da er seit vielen Jahren Sport trieb und seinen Körper gestählt hatte, hatte er nun Ressourcen, die andere nicht besaßen. Seine angeschlagene Lunge brachte ihm nicht mehr viel Luft, doch es reichte. Er ging weiter.

Im Partyraum gab es ein Schaltpult, von dort konnte er die Ausgänge verschließen. Die fette Ratte saß in einer engen Rattenfalle. Als Köder die Freiheit.

Er wusste nicht mehr, wo er war. Er hatte keine Anhaltspunkte mehr. Von dem Haus aus, breiteten sich die Wege fächerartig aus, vorhin hatte er keinen Fehler machen können, diese ganzen Wege hatten nur ein Ziel, beziehungsweise einen Ausgangspunkt.

Carmelito würde zurückkommen.

Mauritio schlurfte zu der Stahltür, er verschloss sie und warf den Schlüssel ungenau hinter die Couch. Er schrie auf, irgendetwas in seiner Schulter war gerissen. Er konnte sie nicht mehr bewegen. Sie hing schlaff herunter. Schwankend ging er auf die Wand zu, an der einige Waffen hingen, mit gekreuzten Klingen, zur Dekoration. Er nahm einen Dolch mit geschwungener Klinge. Ein klingonischer Entweider. Man rammt ihn seinem Gegner in den Bauch und betätigt dann einen Knopf, zwei Klingen sprangen aus den Seiten hervor, jetzt brauchte man nur noch zu drehen und sie wieder herauszureißen und man verursachte eine solch grausame Wunde, das sie niemals mehr ordentlich verheilen konnte. Man zerfetzte die Gedärme. Er wusste nicht, ob der Dolch wirklich „klingonischer Entweider“ hieß, aber es gab mal eine ähnliche Waffe in einem Star-Trek-Film aus den Achtzigern. Im Gegensatz zu den Filmmessern war dieses hier wirklich scharf.

Irgendwo hinter ihm erklang eine heulende Sirene. Das Tröten ließ ihn schneller laufen. Er fluchte in sich hinein und die Puste ging ihm bald aus. Seine fetten Beine rieben aneinander. Ein Geräusch das wie Ratsch-Ratsch, Ratsch-Ratsch klang. Die Luft hier unten war feucht und kühl. Es brannte ihm schnell in der Lunge, die war sowieso noch etwas angegriffen von letzter Nacht. Seine Arme wurden schwer. Er kam sich wie betrunken vor. In seinen Schultern stach es. Seine Schulterblätter. Er spürte wie sie bei jedem Schritt bebten. Er biss die Kiefer zusammen. Dann ging es nicht mehr. Er blieb hustend stehen. Sein Kopf war knallrot. Er lehnte sich weit vor und stützte sich breitbeinig auf seine Knie. Er wischte sich übers Gesicht, kniff die Augen zu. Er hörte, wie sich vor ihm etwas bewegte.

Carmelito riss die Augen auf. Er fluchte stumm. Über ihm hing eine knisternde Glühbirne. Doch die war es nicht. Die bewegte sich auch nicht. Es war ein metallisches Geräusch gewesen. Etwas Kratzendes. Doch er konnte es nicht sehen. Er hustete einmal kräftig und fiel dann ein paar Schritte nach vorn. Der Gang machte eine Biegung nach rechts. Jetzt sah er es, es war ein Stahlschott, ein Ungetüm, das sich beängstigend schnell senkte. Ein leichterer Mensch, der sich ein bisschen schneller bewegen könnte, würde es schaffen. Der würde sich einfach auf den Boden werfen und über den glatten Beton rutschen, unter der Tür durch. Carmelito machte pfeifende Laute, er sah so aus, als würde er sofort zusammenbrechen. Er humpelte auf die Panzertür zu und die raste unerbittlich gen Boden. Noch immer könnte man hindurchrutschen.

Carmelito ging auf die Knie und krabbelte die letzten Meter. Nun war es in seiner Kopfhöhe. Er hechtete nach vorn, seine Arme waren unter der Tür. Dann wurde das Panzerschott langsamer. Es wä-

re kein Problem hindurch zu gleiten. Carmelito schnaufte, er steckte den Kopf durch den schmalen Schlitz. Er verdrehte die Augen und blinzelte wild. Irgendein Dreck in seinen Augen, irgendein Dreck der brannte. Er stöhnte. Dann spürte er den Druck auf seinen Schultern.

Nur noch so ein kleines Stück!

Er ächzte und zog sich weiter vor, er war nun bis zur Brust auf der anderen Seite. Der Schott fuhr weiter hinunter, ungebremst. Es presste ihm die Luft aus der Lunge.

Er bekam Panik, die Tür würde ihn entzwei schneiden, ihn einfach in der Mitte zerquetschen.

Nun gab es nur noch einen Weg, zurück.

Er zog sich, so schnell er konnte, wieder hinter das Schott. Carmelito ließ sich nach hinten plumpsen, er keuchte weiter.

Mit Tränen in den Augen sah er zu, wie die Tür sich mit hydraulischem Zischen schloss.

Nicht mehr ganz so schnell lief er zurück, an jeder Ecke schaute er erst vorsichtig, bevor er weiterging.

Es kam ihm niemand entgegen. Die Polizisten hielten sich vor dem Haus. Er konnte sie wieder durch das Fenster beobachten. Sie standen bei ihren Wagen und einige posierten für die Kameras. In einem schwarzen BMW fuhr ein hohes Tier der Polizei vor. Die Kameramänner suchten sich neue Blickwinkel, um das innovativste Bild zu bekommen.

Die Feuerwehr war nun doch schon beim Löschen.

Sehr viel ruhiger war Carmelito nun, er ging gemächlich weiter. Er konnte auch wieder nachdenken. Er beruhigte sich selbst.

Er würde hier herauskommen.

Carmelito beruhigte sich, er würde einen Weg finden.

Er ging direkt auf die Tür zu, er rüttelte an der Türklinke, er riss an ihr und fragte sich, wer die Tür verschlossen haben mag. Er würde die Tür aufkriegen. Eine weitere kleine Hürde. Kein großes Problem. Er wollte sich jetzt erst mal kurz ausruhen, auf der schwarzen Ledercoach vor der Stripstange. Er drehte sich um und schaute sich den Raum genauer an. Ein stilsicherer Mix aus Disco, Pornoschuppen und ein bisschen wie eine Bushaltestelle. Leute kamen und gingen und ließen ihren Müll hier. Er ging nur einen Schritt.

Mauritio kam von irgendwoher. Er hatte sich hinter einen Tisch geduckt. Carmelito wollte ihn von sich stoßen, er schlug ihm gegen Kopf und Schulter. Mauritio stank nach seinen verbrannten Haut und den verschmorten Haaren. Ein gleißender Schmerz breitete sich von Carmelitos Bauch aus. Eine unvorstellbare Kälte, die in Hitze umschlug. Carmelito hatte schon die Hand an seinem Holster. Er zog seine Pistole und hielt sie dem zusammengekrümmtem Mauritio Santangelo an die von Hautfetzen bedeckte Schläfe. Er presste den Lauf ganz fest in das schwelende Fleisch.

Mauritio riss den Kopf herum, man konnte seine nackten Sehnen sehen, wie sie sich spannten und entspannten. Er biss auf den Lauf, bis seine Zähne knirschten und wehtaten.

„Drück ab!“, brüllte er. „Drück ab.“

Doch man konnte es nicht richtig verstehen.

Carmelito zögerte nicht länger, er würde hier herauskommen, mit oder ohne Dolch im Bauch. Er würde es schaffen, irgendwie. Der

Raum war von innen verschlossen, der Schlüssel musste hier sein. Irgendwo in diesem Raum, vielleicht hatte er ihn geschluckt.

Mauritio hielt noch immer eine Hand am Dolch. Carmelito drückte ihn mit der Pistole ein Stück von sich. Dann packte er sich mit der anderen Hand Mauritis Handgelenk und zog die Klinge vorsichtig aus seinem Bauch. Zum Glück war er so korpulent, es waren wahrscheinlich keine Organe verletzt. Es glitt gerade zur Hälfte aus seinem Körper, durch das durchstoßene, blutige Hemd, da drückte Santangelo den Knopf, der die Federn entriegelte und die Klingen herausschießen ließ. Vor Schreck schoss Carmelito. Santangelos Kleinhirn wurde durch die Schädeldecke an die Wand befördert. Fein zerstäubtes Blut regnete zu Boden.

Mauritis Blick wurde trüb, er war tot, Carmelito ließ Mauritis Hand los und er sah sich seine an. Ein schwarzbrauner Brei klebte an seiner Hand. Er stieß den toten Star von sich. Der Tote sackte in die Knie und dann fiel er nach hinten, beim Aufschlag auf den Boden lösten sich noch mehr Splitter seiner Schädeldecke und dunkles Blut flossen auf den Fußboden.

Jetzt musste Carmelito sich nur noch den Bauch verbinden und nach dem Schlüssel suchen. Er hielt sich die Stichwunde und sah an sich hinab, er sah noch ganz gut aus, er war in Ordnung.

Carmelitos Blick wanderte durch den Raum.

Er blieb bei Mauritis Bauch heften.

„Was sein muss, muss sein.“, dachte er.

# Finale

## **Horch gestern Abend**

Horch gestern Abend gegen sieben,  
Mutter war gerade beim Kaufmann drüben,  
Da rumpelt ´s und pumpelt ´s die Treppe hinauf,  
klopft an die Tür und reißt sie auf.  
Denkt euch Knecht Ruprecht war es der gute Gesell´,  
ich rutschte vom Stuhle hernieder  
und sang ihm das Lied von der heiligen Nacht,  
da hat er aber Augen gemacht.  
Er schenkte mir Nüsse und Pfefferkuchen  
und brummte, dich werde ich wieder besuchen.

*Volksgut*



# Finale

Sonntag, 24. Dezember

## **Vom Himmel hoch, da komm´ ich her**

„Vom Himmel hoch, da komm´ ich her,  
ich bring euch gute, neue Mär;  
der guten Mär bring ich soviel,  
davon ich singen und sagen will.

Euch ist ein Kindlein heut geboren  
von einer Jungfrau auserkoren,  
ein Kindlein so zart und fein,  
das soll euer Freud und Wonne sein.

Es ist der Herr Christ, unser Gott,  
der will euch führen aus aller Not;  
er will euer Heiland selber sein,

von allen Sünden machen rein.

Er bringt euch Seligkeit,  
die Gott, der Vater, hat bereit',  
dass ihr mit uns im Himmelreich  
sollt leben nun und ewiglich.

So merket nun das Zeichen recht:  
die Krippen, Windelein so schlecht;  
darein find' ihr das Kind gelegt,  
das alle Welt erhält und trägt.“

Des lasst uns alle fröhlich sein  
und mit den Hirten gehen hinein,  
zu sehn, was Gott uns hat beschert,  
mit seinem lieben Sohn verehrt.

Martin Luther

Es machte: „Klack.“ Und es zischte.

Im Radio dudelte ein Weihnachtslied und Konstantin war froh, dass es nicht „Jingle Bells“ war oder „Last Christmas“, das hatte er an diesem Morgen schon etliche Male gehört. Das Krankenhaus hatte einen eigenen Radiosender und zu jeder Viertelstunde gab es ein entsetzliches Tonsignal, ein Piepsen und dann eine Fanfare, worauf eine gelangweilte Krankenschwester die Uhrzeit sagte und das nächste Lied ankündigte, derzeit liefen überwiegend Weihnachtslieder. Es piepste auch jetzt und ein weiteres festliches Lied konnte nicht verhindern, dass die aufkeimende weihnachtliche Freude in dem Krankenhaus zerstört wurde.

Konstantin sah von seiner Cola auf, die noch immer leise zischte und dann prickelte. Seine Schicht hatte bei dem letzten Piepsen begonnen. Es war jetzt viertel nach sieben.

Der Mann, der an dem kleinen, Aluminiumcafétisch saß und auf ihn wartete war sein Kollege Roberto, der schon seit zwei Stunden Wache hielt. Roberto trug, wie er selbst, einen schicken dunklen Anzug. Roberto trank einen Kaffee und das gute Aroma verdrängte den sterilen Hospitalgeruch. Konstantin war von hellem Hauttyp, Roberto Vollblutitaliener. Sie tranken und sahen den Gang hinunter. Konstantin setzte sich. Die Stühle und den Tisch hatten ihre „Vorgänger“ in der letzten Nacht aus dem Warteraum am anderen Ende des Gangs ausgeliehen. Die Männer vor ihnen, hatten stundenlang strammgestanden. Eigentlich schön blöd. Konstantin saß vornüber gebeugt. Er sah kurz auf seine schwarzen Lackschuhe, er lief sie gerade ein. Sie waren noch ganz neu und vorne etwas

eng, da er fingerdicke Einlagen tragen musste. Roberto lehnte sich hingegen zurück und schlug ein Bein aufs Knie. Er legte seinen Kopf gegen das Glasfenster, was im Innern einen dumpfen Laut erzeugte, die junge Frau, aber nicht aufschrecken ließ. Sie schlief, halb sitzend, halb in Johans Bett liegend.

Konstantin hatte seinen kleinen Mund geschlossen, er leckte sich über die Schneidezähne und trank dann von der Cola, die er aus dem Automaten gezogen hatte. In seiner Hosentasche raschelte Münzgeld, er hatte es nicht wieder in das Portemonnaie zurückgetan.

Das tat er jetzt, Stück für Stück legte Konstantin die Münzen auf den Tisch.

Er sprach lautlos mit.

„10 Cent.“

Seine Lippen bewegten sich.

Roberto öffnete seine Augen ein wenig. Er blieb mit dem Hinterkopf an der Scheibe und drehte seinen Kopf nicht.

„50 Cent.“

Konstantin machte weiter und schaute auf die Münzen, die auf dem Tisch klirrten.

„5, 10 Cent.“

Klirr.

Klirr.

Er ließ die Münzen fallen.

Roberto öffnete sein linkes Auge ganz, er schaute Konstantin angestrengt an und schlürfte seinen Kaffee.

Raschel-Klirr. Diesmal drei Einser und ein 2-Cent-Stück.

Roberto räusperte sich. Konstantin schaute auf. Er lächelte und nahm sein Portemonnaie heraus. Ein blaues Textilding mit weißem Markenschriftzug. Er klappte es auf und sah in das Geldscheinfach. Er zählte die Scheine und sah dann zu Roberto auf. „Siebzig Euro.“, sagte er. „Wieviel hast du dabei?“

Roberto: „Wieso?“

Konstantin: „Ja, heute ist doch Heiligabend, was schenkst du denn deinen Lieben?“

Roberto rieb sich über sein Kinn und stellte die Tasse ab, sein kurzer fusseliger Bart kratzte über die Fingerspitzen.

Konstantin: „Ich muss noch mal an den Geldautomaten. Das reicht ja gerade noch zum Tanken.“

Roberto rieb noch immer: „Meine Lieben...“

Er schaute an die Decke.

„...meine Lieben erwarten keine Geschenke von mir, die wissen wie knapp ich bei Kasse bin.“

Konstantin steckte das Portemonnaie wieder weg, nachdem er das Kleingeld hineingekehrt hatte.

Konstantin: „Ich habe meinem kleinen Bruder diese neue Spielkonsole versprochen.“

Roberto hörte auf zu reiben.

„Welche?“, fragte er.

„Nicht die von Nintendo, die X-Box 360 ist gerade günstig.“, antwortete Konstantin.

Roberto: „Wo?“

Konstantin: „Im Internet, ich hab gegooglet.“

Roberto: „Das Ding ist doch sicher teuer. Kaufst du das alleine?“

Konstantin: „Ja, ich hab für Weihnachten gespart. Das ganze Jahr.“ Roberto runzelte die Stirn und nahm seinen Kaffee wieder auf: „Du kriegst doch nicht mehr als ich?“

Konstantin schüttelte den Kopf: „Wir kriegen alle das gleiche.“

„Nicht viel Asche.“

„Mmh.“

„Nicht viel Asche.“, wiederholte er sinnierend.

Nach kurzem Schweigen trank Roberto den Kaffee aus und Konstantin nippte an der Cola. „Habt ihr eigentlich einen Baum?“, fragte Roberto.

Konstantin antwortete schnell: „So etwas ist doch überflüssig.“

Roberto: „Aber wieso denn?“

Konstantin: „Kostet nur Geld und macht Dreck.“

Roberto: „Ich versteh´ dich nicht. Ein Weihnachtsbaum ist doch wichtig.“

Konstantin: „Warum sollte der wichtig sein, nach dem Heiligen Abend beachtet man ihn doch gar nicht mehr. Wir haben auf jeden Fall keinen und ich kann mich auch nicht erinnern, dass wir jemals einen hatten.“

Roberto: „Der Weihnachtsbaum ist ein Symbol...“

Konstantin: „Wofür denn?“

Roberto: „Ja, ist doch egal. Der gehört einfach dazu. Er muss einfach wunderschön sein und ganz wichtig ist auch der Geruch.“

Konstantin: „Von der Tanne?“

Roberto: „Ja, und von dem Gebäck, den Gewürzen.“

Konstantin zuckte verächtlich mit den Schultern.

„Was macht ihr denn zu Weihnachten? Bei uns kommt die Familie zusammen und man vergisst alle Differenzen, die man das ganze Jahr über hat. Man lacht, isst und trinkt zuviel und dann legt man sich schlafen, in dieser gemütlichen Atmosphäre. Man ist beisammen und fühlt sich geborgen, das geht dann über die Feiertage so. Wenn man dann am nächsten Morgen aufwacht, packt man sich ein paar Reste ein und fährt nach Hause.“

Sein Blick war verklärt.

Er freute sich auf Weihnachten.

„Schwuchtel.“, entfuhr es Konstantin.

Roberto schlug ihm in den Nacken, sodass er sich an seiner Cola verschluckte und hustete: „Nein, du bist ein Ignorant.“

Konstantin wurde aggressiver: „Pass auf was du sagst.“

„Sonst was?“, wollte Roberto wissen. „Willst du mich verschlagen?“

Er lachte und nahm die Tageszeitung in die Hand, schaute sich die Titelseite an und schlug sie beim Sportteil auf.

Tabellen über Tabellen.

Die Jahresergebnisse der Tennisclubs, der Fußballvereine, der Squashmeisterschaften. Gäh, wie langweilig. Nach der letzten Fußballweltmeisterschaft in Deutschland hatte er das Interesse am Fußball verloren.

Der Wirtschaftsteil war noch öder. Börsenkurse und reiche Säcke, die hofften, nächstes Jahr noch mehr Kohle zu machen.

Das war für ihn alles so weit entfernt.

Alles viel zu abstrakt.

Er überflog die Todesanzeigen.

Niemand den er kannte. Beruhigend.

Er sah sie sich trotzdem weiter an.

Robert sah sich die Jahreszahlen an. Wann sie geboren und gestorben waren. Er rechnete aus wie alt sie waren und bei jedem, der jünger als fünfundsechzig gewesen war, als er in den letzten Tage starb, dachte er kurz über sich nach. Wie alt er wohl werden würde? Wie alt wurden seine Eltern?

Er blätterte weiter, bis er auf der letzten Seite war, da faltete er sie wieder und zog sie an den Seiten stramm. Dann drehte er die Zeitung wieder um und las die Titelseite.

Über diese Seite kam er jetzt nicht hinaus.

Konstantin hatte sich wieder abgekühlt und zerquetschte die Dose in der Hand. Er warf sie in die Mülltonne und freute sich, als er traf. Die Tonne war gut drei Meter entfernt gewesen, aber nicht unbedingt ungünstig aufgestellt.

Auf der Titelseite war ein Bild eines brennenden Hauses, einer Villa wie man sie auf Roms Hügeln öfter sah. Eben der typische mediterrane Chic, der gerade so angesagt war. Terrakotta im Garten, vor den Fenstern und auf dem Dach. Die Wände sandfarben, auf dem Bild waren sie aber doch schon eher kohleschwarz. Das Foto musste gestern Mittag gemacht worden sein, wieso hatte er davon noch nichts mitbekommen? Er war doch im Dienst gewesen



und da war das Radio gelaufen? Der Himmel über den reißenden Flammen war tiefhellblau, mit wenigen dünnen Wölkchen. Es war ein schöner Tag gewesen, weitaus schöner als heute. Jetzt war es diesig und feuchtkalt. Vielleicht gefroren heute Nacht sogar die Straßen.

Roberto hoffte, da schon zuhause zu sein. In etwas mehr als 11 Stunden wäre er wieder im Auto, auf der Fahrt zu seinen Eltern.

Eine brennende Villa, die Überschrift sprach von einem „Inferno im Schatten des Santangelo-Dramas“.

Santangelo?

Ein Drama bei den Santangelos?

Das war doch interessant, weitaus interessanter als der Börsencrash an der Wallstreet.

Er kannte die Santangelos von den Boulevardmagazinen, was man eben so wusste, wenn man sich nicht mit dem Adel und Geldadel abgab. Eigentlich kannten sie nur Eva Santangelo. Sie war vor ein paar Jahren im Playboy gewesen. Roberto hatte die Ausgabe noch Zuhause. Er erinnerte sich an ein besonderes Bild aus dem Magazin, sie lag im Schatten einer Palme und trug nichts, sie lag einfach nur da, als schliefe sie. Ihre Haut sah so samtig zart aus, war von einem leichten Kakaoton.

Und gestern wurde sie niedergeschossen.

Entsetzlich war das Foto, auf dem Mauritio Santangelo in einen schwarzen Leichensack gelegt wurde. Er sah aus wie gehäutet und seine Gesichtszüge waren wie weggebrannt. Von Eva gab es keine Bilder. Roberto las den Text.

Dann las er eine Passage laut vor: „Man geht von einem Ehestreit aus. Die Haushälterin fügte hinzu, dass es schon seit langem gekrielt hätte. „Es lag vor Allem am Geld.“, betonte sie.“

Konstantin reckte seinen Hals. „Um wen geht es denn?“, wollte er wissen.

Roberto zeigte ihm das Titelbild. Konstantin war auch überrascht und schüttelte den Kopf. „Die haben doch wirklich keine Sorgen, oder?“, er konnte es nicht verstehen.

„Ist sie tot?“, fragte er.

Nach Mauritio fragte er gar nicht. Der war ihm schnurz.

„Nein, sie liegt auf der Intensivstation.“, er schaute kurz hoch und seine Augen, sein Mund verrieten seine Überraschung. „Sie liegt hier im Krankenhaus.“

„Oh, Mann.“, sagte Konstantin.

Er stellte sie sich vor, wie sie jetzt wohl da lag.

Wie sie aussah.

Konstantin: „Schon eine heiße Braut.“

Roberto: „Ja, ihr Körper ist wirklich ein Hammer. Aber die ist doch doof. Hast du sie nicht gesehen gehabt, in Cannes, als sie diesen japanischen Actionfilm vorstellten. Die hat nur in unzusammenhängenden Sätzen geredet und das klang auch noch so, als hätte sie es auswendig gelernt.“

Konstantin lachte.

„Stimmt, ich kann mich noch gut dran erinnern. Sie hatte diese gelben Fetzen an und stakste die ganze Zeit mit offenem Mund und aufgesetztem Lächeln herum.“

Robert nickte: „Die hat sich die Zähne richten lassen und hat sie dann allen präsentiert.“

Aber attraktiv fanden sie Eva trotzdem.

Konstantin ließ sich die Zeitung geben. Er überflog den Text und schüttelte den Kopf: „Die hatten doch wirklich alles, was man sich nur wünschen kann. Geld, Aussehen, Talent, warum tut man so was? Die hat ihn doch sicher bei lebendigem Leib verbrannt.“

Ihm fröstelte bei dem Gedanken, lebendig zu verbrennen. Im Film war das ja ganz lustig, aber wenn man weiß wie scheußlich weh es tut, sich an einer Kerze den Arm anzusenken kann sich ausmalen was für Qualen das sind, wenn man gänzlich in Flammen steht.

„Er ist tot und sie liegt hier, in diesem Gebäude.“

Konstantin lächelte und nickte vor sich hin. Irgendwie war das cool. „Wir sollten herausfinden wo sie liegt, wir sind von der Security, wir kommen doch überall rein.“, schlug er vor und hielt seine Identitätskarte zwischen Zeigefinger und Mittelfinger der rechten Hand. Er trug sie an einem Lanyard um den Hals, hatte sie in der Brusttasche stecken gehabt.

„Das können wir doch nicht machen.“, sagte Roberto.

Er schüttelte den Kopf und machte den Kaffee leer.

„Außerdem kommt man da sowieso nicht ran, da sitzen sicher genauso harte Kerle wie wir.“

Sie lachten, als Roberto das sagte.

Sie lachten laut und da merkten sie fast gleichzeitig, dass sie zu laut waren. Sie drehten sich zu dem Glaskasten um, den sie bewachten. Johan und Katherina schliefen noch immer.

Katherina war lange wach gewesen. Sie hatte entweder aus dem getönten Fenster oder auf Johan gestarrt.

Johan schlief, er war die letzten zehn Stunden nicht aufgewacht. Roberto machte mit seinem Kopf eine deutende Bewegung.

„Was hältst du von dem da?“, fragte er.

Konstantin hob seine Hände: „Null Ahnung.“

„Ich hab gehört wie die Ärzte sagten, dass er sich für Jesus hielt.“

Konstantin rümpfte die Nase. „Na und? Ich war mal in einer Nervenheilanstalt, da waren bestimmt zehn oder zwölf die sich für Jesus oder Elvis hielten. Das kann einem schnell passieren.“

„Ich glaube das natürlich nicht.“

„Das versteht sich wohl von selbst.“

„Wieso denkt er es aber und wieso werden wir für den alten Knacker hier abgestellt? Wer zahlt das denn?“

Konstantin wusste es nicht, er zog die Mundwinkel nach unten und zog die Augenbrauen hoch, er lehnte sich zurück und verschränkte die Arme, er drehte sich ein wenig zu Roberto.

„Außerdem ist Weihnachten.“, sagte Konstantin. „Da kommen die ganzen Irren raus und Leute die es noch nicht sind werden es dann. Ein traumatisches Erlebnis und...batsch!“

Er klatschte in die Hände.

„Schon liegst du auf einer Intensivstation weil du jemanden auf der Straße mit deinem Glauben bedrängt hast und der dir ein Messer in den Bauch gestochen hat. Das passiert schnell.“

Roberto: „Ich bin ja nicht besonders gläubig, ich bin zwar katholisch aber wir sind ganz normale Leute. Wir machen uns keine gro-

ßen Gedanken wegen Gott. Er ist da irgendwo und passt mit seinem Sohn und dessen Mutter Maria auf uns auf. Du weißt was ich meine.“

„Jaja, worauf ich hinaus will ist, stell dir vor, dass dort ist er wirklich.“, sagte Konstantin und holte sein Portemonnaie wieder heraus. Er wollte sich jetzt ein Stück Kuchen aus dem Automaten ziehen.

Roberto rutschte auf dem kleinen Stuhl umher.

Er überlegte kurz und sagte dann: „Das kann ich mir eigentlich nicht vorstellen. Jesus würde niemals verwundet in einem Krankenhaus liegen. Er würde sich selbst heilen, wenn ihm etwas passieren würde.“

„Hat er sich damals am Kreuz geheilt?“

„Keine Ahnung, ich war da nicht dabei.“, langsam verärgerte Konstantin ihn wieder. Er mochte Konstantins Art nicht, sie waren einander fremd. Sie arbeiteten als Kollegen, hatten aber noch nichts miteinander zu tun gehabt.

Konstantin stand auf. Mit passendem Münzgeld in den Fingern. Er raschelte damit und warf die Geldbörse auf seinen Stuhl, den er schon ziemlich warmgesessen hatte.

„Willst du auch was?“, fragte er und drehte sich schon zum Automaten um. Der Wurlitzer stand neben dem Getränkeautomaten und beinhaltete gekühlte Schokoriegel, Schokodrops und eingeschweißtes Gebäck.

Roberto: „Gibst du mir ein Snickers aus?“

Konstantin: „Ja.“

Roberto: „Gut.“

Konstantin: „So sieht es aus.“

Roberto: „Das da drin kann nicht Jesus sein, weil Jesus in den Himmel aufgefahren ist. Selbst als Gottessohn wird man keine zweitausend Jahre alt. Selbst hypothetisch ist mir das zu hoch. Stell dir mal vor, was der arme Kerl alles gesehen haben muss.“

Konstantin: „Ich will auch nicht so lange leben. Du siehst dann bestimmt nur noch zu, wie um dich herum alle sterben. Das ist doch zum Kotzen.“

Roberto stimmte ihm zu.

Konstantin warf das Geld ein. Ein Euro für das Snickers, einfüfzig für den Marmorkuchen. Es klackerte und klickerte durch die Maschine. Ein Euro war durchgefallen.

Konstantin nahm ihn heraus. Er hielt ihn ins Licht und schaute ihn sich genau an. Er sah so aus wie jeder Euro, er fühlte sich aber viel leichter an. Eine ganz besondere Ausgabe vielleicht, es war ihm egal, er warf ihn noch mal ein und es klappte auf Anhieb. Vielleicht war der Automat oder die Münze zu kalt gewesen. Er kannte auch die Unart, den Aberglauben, die Münze vor dem Einwerfen an dem Automaten zu reiben. An einer Stelle unter dem Einwurf war der Automat sehr zerkratzt.

„Ewiges Leben.“

„Ja, ewiges Leben, stell dir mal vor, was du alles tun kannst.“

„Irgendwann ist man doch einfach bereit zu sterben. Ich kann mir nicht vorstellen, dass das jemand freiwillig will, wenn er den Gedanken zu Ende geführt hat.“

Konstantin hatte die Zahlen eingetippt und die Walzen drehten sich und spuckten einen Schokoriegel und zwei Stück Marmorkuchen aus.

Da klingelte sein Handy, er löste es von seinem Gürtel und nahm entgegen. „Hallo. Ja ...“, er hielt es an seine Brust gedrückt. „Es ist der Einsatzleiter. Er hat Background für uns.“

Roberto richtete sich auf, er wollte sie hören, die Hintergrundinformationen, die man ihnen gab.

„Aha...mach Sachen.“, sagte Konstantin und lächelte zu Roberto. Er drehte sich wieder zu dem Automaten, bückte sich und nahm den Schokoriegel heraus. Er warf ihn Robert zu, der ihn mit einer Hand fing. Der nickte dankend.

Dann nahm er sein Stück Kuchen.

In sein Handy sagte er: „Das ist doch unglaublich.“

Der Einsatzleiter gab ihm recht: „Ich dachte, ihr solltet das wissen und wenn der Bischoff kommt, lasst ihr ihn rein, ja. Gestern hatte ich eine Beschwerde weil Chenet ihn nicht reingelassen hatte.“

Konstantin bedankte sich.

Er steckte das Handy weg und nahm sich jetzt auch einen Kaffee. Das Glas der Kaffeemaschine war korrodiert, mit weißlichen Schlieren überzogen. Er mochte das Gefühl von Glaskorrosion nicht, er konnte es nicht erklären.

Roberto wurde ungeduldig.

„Was nun?“, fragte er und sah auf sein Handy, es war aus. Deshalb hatte der Einsatzleiter Konstantin angerufen. Vielleicht war der Akku leer. Nein, es fiel ihm wieder ein, er hatte es ausgeschal-

tet, als er das Krankenhaus betrat. Er hatte es richtig gemacht. Hätte Konstantin mitgedacht, dass die Strahlen die Krankenhausgeräte manipulieren, hätten sie den Anruf des Einsatzleiters nicht annehmen können.

Konstantin setzte sich wieder: „Ruhig Blut, nichts Schlimmes. Wir sollen die Frau wecken.“

Roberto: „Warum?“

Konstantin: „Damit sie Haltung bewahrt, wenn ein Priester kommt um unserem „Jesus“ die letzte Ölung zu geben.“

Roberto: „Steht es so schlecht um ihn?“

Konstantin: „Vielleicht wollen sie nur vorsichtig sein, vorsorgen. Ich hab doch keine Ahnung wie die arbeiten. Vielleicht ist es auch ein Exorzist, was weiß ich.“

Roberto: „Ein Exorzist?“

Konstantin: „Wieso nicht?“

Roberto: „Wenn er denkt er wäre Jesus ist er krank und nicht besessen.“

Konstantin veräppelte ihn: „Ach, was weißt du schon.“

Er nahm einen Schluck von dem lauwarmen Kaffee, er schmeckte noch angenehm.

„Ich weck sie auf.“, sagte er. „Du hältst hier Stellung.“

„Jawohl.“, Roberto stand auch auf. Er streckte sich.

Die Tür war nicht verschlossen, was aber möglich wäre. Sie könnten die Tür verschließen, das Glas war schussicher. Hier lagen Kronzeugen, geistliche und weltliche Führer. Und kranke, alte Männer, die sich für Jesus hielten und sich von Fremden niederste-



chen ließen. Er drückte sie auf und sie schloss sich wieder hydraulisch. Vorsichtig ging er zu der jungen Frau. Er sah sie jetzt zum ersten Mal genauer. Sie war ziemlich hübsch und hatte was spitzbübisches, vielleicht entstand dieser Eindruck wegen der Sommersprossen, um die Nase herum. Sie lag mit entspanntem Gesicht auf der weißen Bettdecke. Nur ihre Augenpartie war etwas verkniffen, vielleicht wegen dem Licht. Das Tageslicht, auch wenn es trüb war, fiel blendend in den weißen Raum, der nur Glaswände hatte und in einem größeren Raum stand. Eine weitere Besonderheit an diesen Glaskästen waren ihre autonome Strom- und Luftversorgung. Er weckte Katherina indem er ihr vorsichtig mit dem Handrücken über den Oberarm fuhr und leise auf englisch sagte, dass sie aufwachen sollte: „Hey, wake up.“

Sie blinzelte und schaute auf. Kein bisschen überrascht. Sie setzte sich auf und ächzte, sie streckte sich. Dann stand sie auf und verließ den Raum. Katherina gähnte und griff nach Robertos Armbanduhr, sie hob seinen Arm hoch, als sie neben ihm stand. Etwas verwirrt hielt er sie ihr dann hin, ohne ein Wort ging sie. Sie ging auf die Besuchertoilette zu und verschwand in der Tür.

Roberto: „Weiß sie von dem Priester?“

Konstantin: „Kann sein, vielleicht hat er gestern schon was gesagt, als er da war.“

Roberto: „Ist das seine Tochter?“

Konstantin: „Wessen Tochter?“

Roberto: „Die Tochter von unserem „Jesus“.“

Konstantin: „Es könnte die Tochter sein. Sie haben ein wenig Ähnlichkeit. Ich weiß es aber nicht. Muss nicht sein, vielleicht auch die Frau. Sie schien sehr jung zu sein, aber als sie ihre Augen auf-

machte. Ihre Augen sahen schon, weißt du, älter aus, als hätten sie schon viel gesehen. Es waren kühle, distanzierte Augen.“

Am anderen Ende des Gangs öffneten sich die Lifttüren, drei schwarzgekleidete Männer unterschiedlichen Alters stiegen aus. Zwei junge Weiße und ein älterer schwarzer Priester. Pater Gottfried Pohambo lief in der Mitte. Er hatte kurzes schwarzes Haar und graue Schläfen. Gottfried Pohambo hatte Lachfältchen um die Augen, er scherzte mit seinen jungen Begleitern. Unter Vatikanbeobachtern galt er als Favorit für den nächsten Nachfolger auf dem Stuhle Petrie. Er war mit 55 etwas zu jung für diese Stellung, aber älter wurde man schnell. In den nächsten Jahren hatte er gute Chancen und mit jedem Jahr wurde seine Ablöse wahrscheinlicher. Er stand für eine andere Richtung im Katholizismus. Er kannte die verheerenden Zustände in seiner früheren Heimat genau. Seine Schwester war an Aids gestorben, sie hat vier Kinder hinterlassen. Dabei war sie nie gotteslästerlich und sündig gewesen.

Er hatte Medizin studiert und war ein bekannter Missionarsarzt. In Angola hatte er ein Krankenhaus aus dem Boden gestampft und ein Heim für die vielen Kinder errichtet, deren Eltern an Krankheiten gestorben waren, die nicht hätten ausbrechen und so gewaltvoll um sich hätten greifen müssen. Gottfried Pohambo erkannte die Fehler den der Vatikan früher gemacht hat, ihm war klar, dass die Kirche sich ändern musste, wenn sie überleben wollte. Selbst die Konservativen waren sich des Problems nur zu Gut bewusst. Sie akzeptierten Pohambo auch, er wollte keine Revolution wie viele der Jüngeren sie anstrebten. Er wollte nur eine Lockerung in den Gebieten, die ein sehr schlechtes Licht auf die Kirche warfen.

Wo bleibt die Nächstenliebe, wenn man Abtreibungen verbietet und die verzweifelten Frauen im Stich lässt?

Oft lief es dann darauf hinaus, dass sie zu jemandem gingen, der ihnen illegal half und sie in Lebensgefahr brachte.

Und natürlich die Sache mit dem Aids.

Pohambo lachte und als er die jungen Männer der Krankenhaussicherheit sah, strahlte er und lief schneller. Er gab ihnen nacheinander die Hand und stellte sich vor. Konstantin und Roberto waren natürlich überrascht.

„Haben sie mit Johan gesprochen?“, fragte Gottfried die beiden jungen Männer, die größer als er waren. Er war ein Meter siebenzig groß und vollschlank.

„Nein.“, antwortete Roberto.

„Er ist ein toller Kerl.“, sagte Pater Gottfried Pohambo. „Ich habe ihn schon vor langer Zeit in Namibia kennen gelernt...er wird es schaffen, da bin ich mir sicher. Wo ist die junge Frau, die bei ihm war?“

„Sie macht sich frisch.“

„Gut, gut. Gehen wir zu ihm rein?“

Sie traten zu ihm ein. Die beiden jungen Männer, die Pohambo mitgebracht hat, blieben draußen. Sie bewachten nun den Glaskasten und sprachen nicht. Es schien, als wären sie Pohambos Leibwächter.

Johan schnarchte leise.

Pohambo lachte. „Er sieht genauso aus wie damals, nur etwas faltiger und grauer...Er hat viel abgenommen.“, sagte er.

Er setzte sich auf den Rand der Fensterbank.

„Sie haben doch sicher mitbekommen, wofür er sich hält, nicht wahr?“

Sie nickten.

„Wollen sie seine Geschichte hören?“

Sie nickten zögernd.

Roberto lehnte sich an die Wand.

„Als junger Mann machte Johan van Nistelrooy ein Theologiestudium und seine Professoren an der Uni waren erzkonservative Hexenverbrenner. Sie bildeten ihn aus, sie schickten ihn zum Militär, er wurde Söldner. Heute würde man ihn einen „Schläfer“ nennen. Er arbeitete für einen Haufen von alten, verbohrten Männern, die jetzt zum Glück alle schon tot sind. Sie beruhigten ihr Gewissen damit, dass sie mit ihren versteckten „Terrorzellen“ jederzeit einen Staatsstreich durchführen konnten. Sie hatten sich zum Ziel gesetzt eine Art „Miliz Christi“ ins Leben zu rufen. So etwas wie die Kreuzritter, wenn man es überspitzt formuliert, einzelne Männer die Anschläge gegen Andersgläubige verüben konnten, mordeten um ihrem Gott zu dienen. Zum Glück wurden sie nie gebraucht. Johan und ich, wir haben zusammen in Afrika gearbeitet, wir haben Schulen und Heime errichtet.“

Johan öffnete seine Augen und sah seinen alten Freund an.

„Hallo, Gottfried.“, sagte er und richtete sich ein wenig auf. Unter starken Schmerzen. Zum Glück gab es Schmerzmittel, es war für ihn erträglich.

„Hallo, Johan. Was machst du nur für Sachen?“

„Keine Ahnung. Ich war es nicht.“

„Johan? Was warst du nicht?“

„Keine Ahnung.“, er lachte kurz auf.

Er sprach wirr.

Gottfried setzte sich auf den Stuhl an Johans Bett. Er sprach weiter: „Er bekommt nicht alles mit. Die Beruhigungs- und Schmerzmittel setzen ihn außer Gefecht. Noch mehr als sonst. Ja, warum denkt er das, das er Jesus ist?“

Gottfried sah zu den beiden Securityleuten. Sie hörten zu.

„Er hat schon damals Probleme mit Drogen gehabt. Ich weiß noch, wie er mit den Ureinwohnern Kat gekaut und alles mögliche geraucht hatte. Er war immer sehr probierfreudig gewesen.“

Gottfried lachte jetzt leiser, er erinnerte sich und die Erinnerung tat ihm weh. Soviel Zeit.

„Er hat ein schönes Mädchen gehabt, eine tolle Frau. Sie war schwanger von ihm, doch das Baby starb bei der Geburt. Er stürzte ab, er pumppte sich mit allen möglichen Giften voll und war monatelang fiebrig im Bett. Es war zuviel für seinen Körper. Er war aber noch jung und stark, er schaffte es. Doch irgendetwas setzte da bei ihm aus. Irgendetwas war nicht mehr wie vorher, er hatte die Frau verloren und konnte nicht mehr arbeiten. Er wurde paranoid und schizophran. Ich holte ihn darauf zu mir nach Rom und kümmerte mich eine Zeit lang um ihn. Er suchte sich eine Bleibe in Amsterdam, das war uns ganz recht.“

„Amsterdam.“, sagte Johan leise und hustete.

„Streng dich nicht an.“, sagte Gottfried. „Bleib einfach liegen.“

Konstantin hatte aufmerksam zugehört: „Doch wie kam er jetzt hierher und warum ist er hier drin?“

Er zeigte auf alles, um sie herum.

Das schalldichte, kugelsichere Glas.

Gottfried nickte: „Ja, das wissen wir auch nicht so genau. Angeblich hat er mehrere Männer und eine Frau entführt und dann einen Mord begangen. Es ergibt irgendwie keinen Sinn, das Ganze. Unsere Ermittlungen laufen schon auf Hochtouren.“

Das würde einen Skandal geben.

„Das wird unschön.“, sagte er. „Sie haben einen Mann getötet, der wohl die Finger im internationalen Drogenhandel hatte. Leider hängen auch einige prominente Persönlichkeiten da mit drin. Wir nehmen an, dass er die Polizisten, die Lehrerin und den Pfarrer unter diverse Drogen gesetzt hat. Wir wissen es nicht, nach Weihnachten werden wir uns mit den Leuten in Verbindung setzen.“

Er wandte sich an Johan: „Was hast du nur getan?“

Gottfried schüttelte seinen Kopf.

„Das war wirklich dumm von dir.“

Er drehte sich zu den jungen Männern um: „Ich glaube, er hat gar nicht vorgehabt es zu überleben. Er wollte sterben und zu seinem Vater auffahren, armer alter Mann.“

Johan hustete wieder und wiederholte es: „Armer alter Mann.“ Das stimmte, er lächelte und sagte es noch mal, ohne Stimme. Man sah nur seine Lippenbewegung.

Katherina betrat den Raum. Johans Augen erstrahlten von Neuem, von neuen Geistern beseelt, schauten sie an und er lächelte, er atmete tief ein und mit dem Sauerstoff kam er wieder zu sich.

„Schatz, darf ich dir einen guten Freund vorstellen? Das ist Gottfried Pohambo.“

Sie gab ihm die Hand und nickte, sie erkannte ihn.

Und er erkannte sie.

„Katherina, sie sehen einfach...unglaublich aus...“, er war überrascht. „Wie lange ist das jetzt her? Es sind doch über dreißig Jahre?“

Sie nickte und Johan nahm ihre Hand.

„Wir haben uns wieder gefunden.“, sagte er. „Nach all den Jahren.“ Er begann zu weinen.

„Oh, ich liebe dich so sehr.“

Sie streichelte seine Wange und küsste seine Stirn. Sie wich nicht mehr von seiner Seite.

Gottfried fragte die junge Frau, die Katherina zu sein schien: „Was sagen die Ärzte?“

„Er ist stabil und es geht bergauf, er ist wie Unkraut.“

„Wollen wir es hoffen.“, sagte er und konnte es nicht glauben, das war Katherina. Er war ein alter Mann geworden und sie sah jünger aus als damals und dort in dem Bett lag ein Mann, der es gelernt hatte, Menschen zu manipulieren.

Pohambo biss sich auf die Unterlippe, wurde auch er manipuliert, hatte er auch ihm etwas gegeben, geben lassen?

Johan sah Pohambo an und lächelte wissend, er schloss dann die Augen und begann leise zu beten, doch sie hörten ihn:

„Abwûn d'bwaschmâja.

Nethkâdasch schmach.

Têtê malkuthach.

Nehwê tzevjânach aikâna d'bwaschmâja af b'arha.

Hawvlân lachma d'sûnkanân jaomâna.

Waschboklân chaubên aikâna daf chnân schvoken l'chaijabên.  
Wela tachlân l'nesjuna ela patzân min bischa. Metol dilachie malku-  
tha wahaila wateschbuchta l'ahlâm almîn.

Amên.“ \*



\* Jesus sprach seinerzeit Aramäisch.

Dies ist das Vaterunser – das Gebet Jesu Christi – in der aramäischen Ursprache, so wie er es seinen Jüngern beibrachte und wie es überliefert wurde. Dieses Original wurde von Martin Luther wie folgt interpretiert und ist unter Matthäus 6:9-13 zu finden:

Vater unser im Himmel.

Geheiligt werde dein Name.

Dein Reich komme.

Dein Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden.

Unser tägliches Brot gib uns heute.

Und vergib uns unsere Schuld,

wie auch wir vergeben unseren Schuldigen.

Und führe uns nicht in Versuchung,

sondern erlöse uns von dem Bösen.

Denn dein ist das Reich

und die Kraft

und die Herrlichkeit in Ewigkeit.

Amen.

Ende